Hh 225
11
H
31. C. 27.

Fried. v. Schlegel's

sämmtliche Werke.

Zweite Original-Ausgabe.

KÖNIGLICHE STUDIEN-BIBLIOTHEK
PASSAU

Eilfter Band.

Staatliche
Bibliothek
Passau

Wien.
Im Verlage bei Ignaz Klang.
1846.

Staatliche
Bibliothek
Passau

Ueber

die neuere Geschichte.

Vorlesungen

gehalten zu Wien im Jahre 1810.

Seinen Zuhörern

hochachtungsvoll

gewidmet.

Vorrede.

Diese mit Allerhöchster Bewilligung im Jahre 1810 zu Wien gehaltenen Vorlesungen erscheinen hier bis auf wenige Veränderungen ganz so, wie sie gehalten wurden.

Ich wünschte zunächst meinen Zuhörern diese Vorträge übergeben zu können. Bei einigen Stellen, besonders bei denjenigen, welche sich ganz auf eigne und neue Forschungen gründen, würde es vielleicht zweckmäßig gewesen sein, Anmerkungen hinzuzufügen über solche Gegenstände der Untersuchung, welche sich im mündlichen Vortrage nicht wohl erörtern lassen, so wie auch die minder bekannten Quellen anzuführen. Dieß war anfangs meine Absicht. Aber die Anmerkungen würden meistens zu Abhandlungen angewachsen, das Werk dadurch ein ganz andres geworden, und wohl mehrere Jahre bis zur Beendigung desselben vergangen sein.

Gleichwohl glaubte ich, daß unter denen, welche in Deutschland, und wo sonst die deutsche Sprache bekannt ist, meinen Arbeiten ihre Aufmerksamkeit und Theilnahme schenken, mehrere diese Betrachtungen über die neueren Zeiten lieber gleich jetzt, auch in derjenigen Gestalt, wie ich dieselben hier gebe, würden aufnehmen wollen.

Da ich seit mehreren Jahren die Zeit, welche mir frei bleibt, fast ausschließend der Geschichte widme, nicht bloß der allgemeinen, sondern vorzüglich auch der vaterländischen; so hoffe ich, daß es mir nicht an Muße und Gelegenheit fehlen wird, manches, was in diesem Werke nur im Vorbeigehen angedeutet ward, in der Folge ausführlicher in's Licht zu stellen.

Ueber

die neuere Geschichte.

Erſte Vorleſung.

Es ſind vorzüglich drei Gegenſtände, welche den Geiſt gebildeter Menſchen an ſich ziehen, und die freie Muße beſchäftigen, welche bürgerliche Thätigkeit und geſellſchaftliche Verhältniſſe ihnen übrig laſſen; die Philoſophie des Lebens, der Genuß der ſchönen Künſte und das Studium der Geſchichte.

Alle drei ſind geeignet, den innern Menſchen auf vielfache Weiſe zu erheben und zu bereichern. Sie ſind in dieſer Hinſicht gleich unentbehrlich. Vorzüglich indeſſen iſt es das Studium der Geſchichte, welches allen dieſen Beſtrebungen nach höherer Geiſtesausbildung einen feſten Mittelpunkt und Halt, die gemeinſchaftliche Beziehung auf den Menſchen, ſeine Schickſale und ſeine Kräfte, giebt. Ohne die Kenntniß der großen Vergangenheit wird die Philoſophie des Lebens, ſo ſehr ſie auch durch Witz bezaubern, durch Beredſamkeit hinreißen mag, uns nicht von dem Boden der Gegenwart, aus dem engen Kreiſe unſrer Gewohnheiten und nächſten Umgebungen loszureißen im Stande ſein.

Selbſt die höhere Philoſophie, dieſer kühnſte und auch inſofern ſchon achtungswerthe Aufflug des menſchlichen Denkens, darf den ſteten Rückblick auf die Entwicklungsgeſchichte des Menſchen und ſeiner geiſtigen Kräfte nicht ungeſtraft verabſäumen, indem ſie ſich ſonſt unfehlbar in Unverſtändlichkeiten verwickelt

und verliert. Die Geschichte dagegen, wenn sie nicht bloß bei der Herzählung von Nahmen, Jahrszahlen und äußern Thatsachen stehen bleibt, wenn sie den Geist großer Zeiten, großer Menschen und Ereignisse zu erfassen und darzustellen weiß, ist selbst eine wahrhafte Philosophie, allen verständlich und sicher, für mannigfaltige Anwendung die lehrreichste. Der Werth der schönen Künste für höhere Geistesbildung ist anerkannt. Ohne den Ernst aber, welchen sie nur durch die Beziehung auf den Menschen, auf seine Schicksale und seine Geschichte erhalten, müssen sie immer in Gefahr bleiben, ein inhaltsleeres Spiel und eine bloße Schwelgerei der Einbildungskraft zu werden. Der Sinn der vortrefflichsten und höchsten Hervorbringungen der bildenden Kunst und der Poesie wird uns erst dann recht deutlich, wenn wir uns in den Geist der Zeiten zu versetzen wissen, aus denen sie hervorgingen, oder welche sie darstellen.

Wenn die Philosophie den Verstand, die schönen Künste Gefühl und Einbildungskraft zunächst beschäftigen so nimmt die Geschichte dagegen die Theilnahme des ganzen Menschen und alle seine Seelenkräfte gleich sehr in Anspruch, soll es wenigstens, wenn sie ihrer hohen Bestimmung entsprechen will.

Auf diese Weise ist die Geschichte schon an und für sich in diesem schönen Kreise, welcher die höhere Ausbildung des Menschen umfaßt, wo nicht das glänzendste, doch das unentbehrlichste Mitglied, welches die übrigen erst recht innig verbindet. Noch eine ganz besondre Anforderung für das Studium der Geschichte aber liegt in den außerordentlichen und überraschenden Begebenheiten der Gegenwart. Der Gedanke an die große Vergangenheit, die Kenntniß derselben allein kann uns einen ruhigen festen Ueberblick der Gegenwart, einen Maßstab ihrer Größe oder Kleinheit und ein richtiges Urtheil über sie gewähren.

So ist das Einfachste meistens auch wieder das Höchste. Die Geschichte macht den scheinbar leichten und ersten Anfang alles Unterrichts, und dennoch je gebildeter ein menschlicher Geist ist, je vielfachere Veranlassungen wird er finden, sie anzuwenden und zu benutzen, je mehr wird er ihren Reichthum einsehen und ihren

tiefen Sinn ahnen. Ist ja doch kein Denker so durchdringend, daß er den Gang der Geschichte im voraus genau errathen, kein Gelehrter so vielwissend daß er glauben könnte, er habe sie erschöpft, sei in ihr zu Ende gekommen, und auch kein Herrscher so mächtig, daß er ihre stille Belehrungen ungestraft gering schätzen dürfte.

Es ist ein großer Vorzug unsers Zeitalters, das Studium der Geschichte von neuem belebt, und mit großem Eifer angebaut zu haben. Die Engländer haben das Verdienst, in diesem schönen Bestreben die Ersten gewesen zu sein. Die Deutschen sind ihnen mit Ruhm nachgefolgt. Leicht würde es sein, einen oder den andern von unsern großen Historikern zu nennen, der wenigstens was die glückliche Vereinigung von Geist und Gelehrsamkeit, und den Reichthum an Gedanken betrifft, es den berühmten Engländern zuvor thun möchte; dagegen ist der Vorzug einer gleichmäßigen Ausarbeitung und Vollendung, bei den Engländischen Geschichtschreibern ungleich weniger selten, als bei den Deutschen. Doch über den Werth unsrer vaterländischen und der fremden Geschichtschreiber mag das Urtheil sehr abweichen, je nachdem die Vorliebe für die einen oder die andern entscheidet, oder die Begriffe von der Kunst der Darstellung verschieden sind. Desto unbezweifelter ist der außerordentliche Reichthum an gründlich belehrenden und zum Theil ganz neuen Geschichtsforschungen, die wir in deutscher Sprache besitzen. Was nur die letzten zwei oder drei Jahrzehende in dieser Art gethan und geliefert haben, dessen ist so viel, daß die historische Kenntniß in diesem kurzen Zeitraum vielleicht eben so sehr erweitert worden, als sonst in eben so vielen Jahrhunderten.

Ungeachtet dieser Bereicherung ist die Geschichte aber von einer andern Seite noch mangelhaft genug, die historische Wahrheit hier und da noch durch manche unhistorische Wolken verhüllt.

Daß die Geschichte partheiisch geschrieben werde, ist eine allgemeine Klage. Im gemeinen und buchstäblichen Sinne sollte diese Klage gar nicht Statt finden können, sobald man sich zu dem

großen Standpunkte der Geschichte erhoben hat. Wenn ein Geschichtschreiber in seiner Darstellung bloß den Vortheil eines besondern Staats, irgend einen Staatszweck, und nicht die allgemeine Entwicklung der menschlichen Schicksale und des menschlichen Wesens im Auge hat, so ist er vielleicht ein geschickter Sachwalter, ein guter Redner, ein ausgezeichneter politischer Schriftsteller, aber auf keinen Fall ein historischer. Wenn uns aber ein wahrhafter Geschichtschreiber die Thatsachen, so wie es gefordert wird und sich von selbst versteht, als Thatsachen unverfälscht und mit strengster Gewissenhaftigkeit zeigt; für seine Ansichten und Urtheile, ohne welche keine Geschichte, wenigstens keine darstellende zu schreiben möglich ist, uns selbst die Grundsätze des Rechts und des Glaubens offenherzig darlegt, aus denen jene Ansichten und Urtheile herfließen, so können wir uns billigerweise nicht beklagen, da er uns selbst die Mittel an die Hand giebt, auf eine leichte Weise inne zu werden, in wiefern wir mit ihm übereinstimmen oder nicht. Der Partheilichkeit sollte man ihn nicht beschuldigen, wenn wir auch andrer Meinung sind als er, oder wenigstens hat dieß denn keinen ganz verwerflichen Sinn mehr. Ueberhaupt dürfte es in der Geschichte, wie im Leben, oft ein größeres Lob sein, die rechte Partei erwählt und ergriffen zu haben, als ohne alle Partei, immer neutral und gleichgültig zu verbleiben. — Das Beispiel eines großen römischen Schriftstellers wird am besten deutlich machen können, was hier gemeint sei. Tacitus eröffnet seine beiden unsterblichen Werke in verschiedener Wendung, mit der gleichen Versicherung, daß sie ohne Haß und ohne Liebe geschrieben seien. Er hatte dabei vielleicht nur seine persönliche Verhältnisse unter diesem oder jenem Kaiser im Sinne, was seinen Zeitgenossen etwa am nächsten gegenwärtig sein mochte. Wollte man seinen Ausdruck aber nach der Strenge nehmen, so müßte man ihm Unrecht geben. Denn gerade der aus seinen Werken überall hervorleuchtende edle sittliche Haß, und die höhere darin sichtbare Liebe; der Haß nähmlich gegen ungerechte Willkühr und erschlaffende Laster, und die entschiedene aufmerksame Vorliebe für alles Hohe, der bessern Zeit Würdige; diese sind es, die seine Werke unsterblich gemacht, und ih-

nen für alle Zeiten einen unvergänglichen Werth gegeben haben. Nicht unpartheiisch ist Tacitus, was jeder ohne Geist und ohne Liebe leicht sein kann, sondern im höchsten Grade partheiisch, aber für die rechte Parthei, und auf die rechte würdige Art und Weise.

Wodurch die Geschichte weit mehr verfälscht ist, als durch diese so sehr gefürchtete Partheilichkeit der Darsteller, das ist, wenn es noch so genannt werden kann, wenigstens eine ganz andre Art der Partheilichkeit, eigentlich aber ein Mangel an Empfänglichkeit, eine Beschränkung des Sinns. Es ist dem Menschen außerordentlich schwer, sich dem Kreise seiner Gewohnheiten zu entreißen. Diese nun, die ganze Gegenwart, unser Zeitalter mit allen seinen unsichtbaren Umgebungen, bilden eine Art von geistiger Atmosphäre um uns, welche uns die Gestalten der Vergangenheit wie in einen Nebel verhüllen muß. Daher so viel irrige, oder vielmehr nur schwache, nicht treffende, geistlose Ansichten und Urtheile über entfernte große Zeiten, über Menschen und Thaten, welche den gewöhnlichen Maßstab überschreiten.

Störende Ansichten dieser Art aus dem Wege zu räumen, die Vergangenheit, ihre Helden und ihre Thaten in der wahren Gestalt und in ganzer Kraft vor Augen zu stellen, das wird mein vornehmstes Bestreben sein.

Um ein deutliches Gemählde der letzten so reichhaltigen und merkwürdigen Jahrhunderte zu entwerfen, ist es nothwendig, in das Mittelalter, und die ältere deutsche Geschichte zurückzugehen. Die Völkerwanderung ist die Scheidewand zwischen der alten und der neuen Welt. Die Einrichtungen, Gesetze und Sitten derselben, bis auf unsre Zeit, haben ihren ersten Grund in der ältesten Verfassung der Deutschen, und man muß sich vor Augen stellen, was Europa vor und nach den Kreuzzügen war, um zu beurtheilen, was die Entdeckung der beiden Indien auf diese große Masse von Kräften wirken konnte, und was sie in der That gewirkt hat. Ein kurzes Gemählde der alten Germanen, eine gedrängte Darstellung des Mittelalters, wird daher unsere Betrachtungen über die neuere Geschichte eröffnen.

Den Anfang machen wir mit der Völkerwanderung, einer Begebenheit, eben so erstaunenswerth an sich, als unermeßlich in ihren Folgen. Erstaunenswerth, denn niemahls war vielleicht ein so ganz trost- und hoffnungsloser Zustand, eine so allgemeine Erschlaffung und Erniedrigung, eine solche Unterjochung alles Bessern, über die ganze gebildete Menschheit verbreitet, als in der letzten Zeit des sinkenden römischen Reichs. Und dennoch erschien auf eine unerwartete Weise Rettung. Von neuer Lebenskraft ward die Welt befruchtet, und Länder, die schon früher gebildet waren, blühten von neuem auf, wenn nicht gebildeter, so doch freier, glücklicher, edler als selbst in den bessern Zeiten des Alterthums; andre Länder und Völker, die von der Natur weniger begünstigt, bisher in freier Armuth und Einfalt bestanden hatten, wetteiferten bald an blühendem Wohlstand und Bearbeitung aller Künste, mit dem glücklichern Süden. Unermeßlich sind die Folgen der Völkerwanderung, denn die ganze neue Geschichte, alles was sich seit anderthalb Jahrtausenden durch den edlen Wettstreit so vieler und großer Nationen und Kräfte entwickelt hat, ist einzig nur dadurch wirklich geworden. Hätte die Völkerwanderung nicht Statt gefunden, wäre es den deutschen Völkern nicht gelungen, das römische Joch aufzulösen, wäre vielmehr auch der noch übrige Norden von Europa Rom einverleibt, auch hier die Freiheit und Eigenthümlichkeit der Nationen vertilgt, und alles mit der gleichen Einförmigkeit in Provinzen verwandelt worden, so würde jener herrliche Wettkampf, jene reiche Entwicklung des menschlichen Geistes bei den neuern Nationen gar nicht Statt gefunden haben. Und doch ist es eben dieser Reichthum, diese Mannigfaltigkeit, was Europa zu dem macht, was es ist, was ihm den Vorzug giebt, der vorzüglichste Sitz des Lebens und der Bildung der Menschheit zu sein. Ein solches freies und reiches Europa würde es dann gar nicht geben, sondern statt dessen nur Ein Rom, worin alles verschmolzen und aufgelöst wäre, und statt der reichen europäischen Geschichte, würden die Annalen des Einen Römerreichs uns ein Gegenstück liefern zu der traurigen Einförmigkeit der chinesischen Jahrbücher. Wer würde einer solchen chinesischen Bildung, auf allgemeine Ernie-

drigung gegründet, nicht den Zustand der Einfalt und der freien Natur vorziehen?

Die Völkerwanderung ist nichts anders, als die Geschichte der Kriege zwischen den freien germanischen Völkern und den römischen Weltherrschern, welche sich mit der Auflösung des römischen Reichs und der Gründung und ersten Bildung der neuen Staaten und Nationen endigten. — Ein Rückblick, wie die Weltherrschaft an die Römer gekommen, und wie diese römische Weltherrschaft schon früher den Keim des eignen Unterganges in sich getragen; das merkwürdigste vom Stamm und Geist, von den Sitten und der Verfassung der Germanen; eine kurze Uebersicht endlich der Kriege zwischen den Deutschen und Römern, ehe und nachdem Herrmann durch unerschütterliche Standhaftigkeit und Aufopferung die deutsche Unabhängigkeit behauptete; das sind die wesentlichsten Stücke, welche zur deutlichen Betrachtung dieser großen Weltbegebenheit erfordert werden.

Lassen sie uns den Blick zuerst auf den ältesten Zustand des gesammten Europa werfen. Es ist ein merkwürdiges und anziehendes Schauspiel, den von der Natur so reich begabten, mit so herrlichen Kräften ausgestatteten Menschen, in einer von dem uns gewohnten Zustande so ganz verschiednen Gestalt zu beobachten. Ehe die Begierde nach der Weltherrschaft sich von Asien aus auf die Griechen fortgepflanzt, und dann die Römer ergriffen hatte, war der Zustand von Europa im Ganzen ohngefähr überall derselbe. Die Anfänge der Cultur waren schon bekannt, der Ackerbau verbreitet, einige Länder verhältnißmäßig stark bevölkert. Städte gab es in Menge; aber auch fast eben so viele einzelne kleine Staaten, als bedeutende Städte. Ueberhaupt war alles einzeln und ohne Zusammenhang; Europa war vorzüglich von drei bis vier großen Nationen bewohnt und bevölkert, aber keine dieser Nationen war unter sich eins und zu einem Ganzen verbunden. Jede derselben zerfiel in unzählige kleine Völkerschaften und Stämme, die eben so viele besondere Staaten bildeten. Jede dieser Völkerschaften hatte von den entfernteren nur geringe Kunde, mit den benachbarten war oft Krieg. Weil aber der Krieg nur

mit so vereinzelten Kräften, nicht mit großen Massen, wie bei steigender Cultur zwischen mächtigen Staaten geführt ward, so war er nicht so zerstörend als bei diesen, diente mehr nur zur Entwicklung und Uebung des Muthes und aller kriegerischen und männlichen Eigenschaften.

Bei mancher wichtigen Verschiedenheit im Einzelnen beruhte der Glaube und Gottesdienst dieser Völker im Ganzen auf einer gemeinschaftlichen Grundlage. Es war dieser Glaube eine Verehrung der Natur, ihrer herrlichsten äußern Erscheinungen, und ihrer verborgenen Urkräfte und Geheimnisse. Die Sonne und die Gestirne, das Feuer und das Meer, die Elemente, die Mutter Erde selbst, die schauerlichen Höhen, heiligen Wälder und Quellen waren die Gegenstände dieses Naturdienstes, vermischt mit Ueberlieferungen und Dichtungen von alten Helden und dem früheren Zustande der Erde und der Menschen. Viele, ja die meisten der jetzt zur Gewohnheit gewordenen Bequemlichkeiten und Künste des Lebens waren den Menschen, besonders im Norden, noch unbekannt; dagegen erfüllte jenes tiefe und starke Naturgefühl ihre Brust mit einer Lebenskraft und Lebensfreude, deren Quelle in den Verhältnissen einer künstlichern Geselligkeit nur zu oft versiegt. So dürftig uns überhaupt jener Zustand der alten Völker scheinen mag, sie besaßen fast allgemein ein großes Gut, das wir unsern andern Vorzügen meistens zum Opfer bringen müssen — die Freiheit. Es ward dieselbe durch jene Vereinzelung und Zersplitterung in lauter kleine Staaten und Völkerschaften begünstigt und erhalten. Diese ursprüngliche Freiheit ist im Gegensatze von Asien, als der unterscheidende Charakter Europa's, zu betrachten. In Asien finden wir gleich anfangs große Massen von Staaten, Nationen und Weltherrschaft, in Europa war ursprünglich alles vereinzelt, eben darum auch in stetem gegenseitigen Wettkampf, und jedes sich in eigenthümlicher Freiheit entwickelnd. — Asien, könnte man sagen, ist das Land der Einheit, wo alles in größern Massen und den einfachsten Verhältnissen sich entfaltet; Europa ist das Land der Freiheit, d. h. der Bildung durch den Wettstreit vereinzelter und mannichfach eigenthümlicher Kräfte. Diese Man-

nichfaltigkeit ist durch alle Zeiten Charakter der europäischen Bildung geworden; denn auch nachdem größere Staaten und Nationen entstanden waren, ist das Wesentliche jener ursprünglichen Anlage geblieben. Oft hat die zu große Vereinzelung die schädliche Folge gehabt, daß zwar die Freiheit dadurch begünstigt ward, die National = Einheit aber ungeachtet des Strebens darnach nicht zur Reife gedeihen konnte. So war es bei den Griechen, und größtentheils auch bei den Deutschen, der Fall. Die Natur selbst hatte Europa zu dieser Vereinzelung günstig eingerichtet, durch die vielen kleinen und größern Trennungen seiner von Bergen und Meeren vielfach getheilten Länder. Aber auch der Umstand mochte der Freiheit vortheilhaft sein, daß Europa von Asien aus bevölkert worden, daß alle alte europäische Nationen früher oder später eingewanderte Asiaten waren. Colonien und Völkerwanderungen sind immer zur Freiheit geneigt, die Bande der Gewohnheit bleiben in dem verlassenen Mutterlande zurück, und der ursprüngliche Zustand stellt sich wieder ein. Dieß hat in den ältesten Zeiten eben so gut gegolten, wie es sich noch in den neuesten bewährt.

Was wir über den Zustand von ganz Europa überhaupt bemerkt haben, gilt ganz insbesondere von der griechischen Nation. Sie war in der früheren Zeit in unzählige kleine Staaten und Völkerschaften zertheilt, die nur durch die gemeinschaftliche Abstammung, Sprache und Mythologie zusammenhingen. Erst durch den Angriff der Perser bildeten sich große Staaten in Griechenland, nahm der Ehrgeiz einen kühnern Schwung. Denn als es dem Muthe der Griechen durch die äußerste Anstrengung aller Kräfte gelang, ihre Unabhängigkeit gegen die Uebermacht zu behaupten, hatte man das Bedürfniß der Einheit gefühlt, die kleinern Staaten hatten sich an zwei der bedeutendsten angeschlossen. Aber eben darin, daß es zwei waren, lag schon der Keim der Eifersucht und der innern Zwietracht. Auch wurden Sparta und Athen bald der Mittelpunkt zweier durch ganz Griechenland verbreiteten Partheien, von durchaus entgegengesetzten Grundsätzen. Sparta, als Landmacht, war der Natur einer solchen gemäß, dem

Adel günstiger und wurde das Haupt der aristokratischen Parthei; Athen, ein Handelsstaat, und eben darum dem Bürgerstande und städtischer Freiheit geneigter, der Mittelpunkt aller demokratisch Gesinnten. Wie in diesem großen Kampfe zwischen Athen und Sparta, zwischen den aristokratisch und demokratisch Gesinnten die Kraft der griechischen Nation sich selbst zerstörte, das ist in der Darstellung der großen alten Geschichtschreiber noch jetzt eines der lehrreichsten historischen Gemählde. Die griechische Nation als Nation war mit dieser gegenseitigen Zerstörung der beiden mächtigsten und ausgezeichnetsten Völker, völlig erstorben. Nur hier und da zeigte sich ein Funke unter der Asche, und noch einmahl loderte die griechische Kraft in Alexander zu einer hellen Flamme auf, die aber auch bald wieder erlosch. Kann man von irgend einem Eroberer der Vorzeit behaupten, daß er nicht bloß zerstören, sondern auch bauen und Neues stiften konnte und wollte, daß er eigne, kühne und große Gedanken hatte, so war es Alexander. Eben für diese seine Ideen war er leidenschaftlich begeistert, nicht bloß kalt berechnend wie Cäsar. Man könnte fragen, ob es nicht größer gewesen wäre und von dauerndern Folgen für die Welt, wenn Alexander, wie sein Lehrer Aristoteles es wünschte, und diesen Wunsch mehrmahls verräth, statt der orientalischen Eroberungen sich auf Europa beschränkt, wenn er die Griechen ganz bezwungen und dadurch zu einer Nation, zu einer auf gesetzliche Freiheit gegründeten Monarchie vereinigt hätte? Ein herrliches Schauspiel würden die Griechen auf diese Weise, in ihrer blühenden Zeit zu einem großen Ganzen, zu einer Nation — was sie nie wurden — vereint, der Welt und der Geschichte gegeben haben. Aber schwerlich wäre es damahls noch möglich gewesen. Es war alles zu getrennt, schon durchaus verderbt, und die Kraft selbst erloschen; der wahrscheinliche Lohn Alexanders in diesem Falle würde Mißlingen und Undank gewesen sein. Doch dem sei wie ihm wolle, Alexandern führte sein Trieb nach Asien. Die städtische Verfassung und Lebenseinrichtung der Griechen, ihre kleinliche Streitsucht und Ueberverfeinerung mochten seinem großen Geiste zu eng und zu beschränkt dünken. Eine entschiedene Vorliebe für die orienta-

lische Erhabenheit leuchtet aus seinem ganzen Leben hervor, und gereichte ihm bei den beschränkteren Griechen zum Vorwurf. Es mag wohl sein Hauptgedanke gewesen sein, die orientalische Größe und die griechische Bildung verschmelzen und in einer vollständigen Lebensweise und Staatseinrichtung die Vorzüge von Europa und Asien vereinigen zu wollen. Mit seinem Tode aber trennten sich die unvereinbaren Elemente wieder, und das Ganze zerfiel. Unter den mehreren griechisch-macedonischen Reichen, die sich nun in Aegypten, Syrien, Klein-Asien und Griechenland bildeten, entstanden bald Verhältnisse, die mit einigen Epochen der neuern Geschichte eine auffallende Aehnlichkeit haben. Stehende Kriegsheere, Bündnisse, die mit allem Aufwande diplomatischer Kunst, wie ihn nur die neuere Zeit kennt, geschlossen oder geändert wurden, mit einem Worte, ein anerkanntes System des politischen Gleichgewichts. Es hatte dieses damahls denselben Erfolg, den es auch in der Folge jeder Zeit gehabt hat, und immer haben wird. Beständige Kriege, weil die Wage des künstlichen Gleichgewichts doch nie ganz in Ruhe steht, immer auf eine Seite sich neigt, oder doch zu neigen scheint; nach den beständigen Kriegen gegenseitige Erschöpfung und allgemeine Auflösung. Damit nicht Einer zu stark würde, schwächten die griechischen Mächte sich eine die andere so sehr, bis sie alle schwach genug waren, um von einer neuen und unerwarteten Macht leicht besiegt zu werden.

Zu dieser Bestimmung war indessen Rom herangewachsen. In seiner Bevölkerung, seinen Sitten, Gesetzen und Gebräuchen, aus den verschiedenen Nationen, welche das mittlere Italien bewohnten, vermischt, war Rom gleich von Ursprung an zum Kriege nothgedrungen, um in der Mitte mehrerer mächtiger Staaten sich selbst, und was es von jenen geraubt hatte, zu erhalten. Der Grund zu den unaufhörlichen nachfolgenden Kriegen lag in der römischen Verfassung. Unbeschreiblich hart war der Druck, welchen der Adelstand über das Volk ausübte. Auch war das Volk immer unruhig; das Mittel aber, die Gefahr, da der Krieg einmahl zur Gewohnheit geworden war, zu entfernen, jederzeit leicht gefunden. Man durfte nur den Krieg verewigen; Patricier und

Volk, beide liebten ihn; die Patricier gewannen am sichersten dabei, und wenn sie dann und wann auch dem Volke von diesen Vortheilen Einiges mittheilten, so war damit die oft schon nahe drohende Gefahr leicht von neuem entfernt und der Sturm abermahls besänftigt. Als nun Rom bei steigender Erweiterung in seinen Ansprüchen auf Sicilien und Spanien mit Karthago zusammentraf, da entwickelte es auf einmahl die lang gesammelten Kräfte zu einer Größe, welche damahls die ganze Mitwelt in Erstaunen setzte, so wie noch jetzt die Nachwelt. Der Kampf mit Karthago, der Roms Dasein galt, der seine höchste Anstrengung hervorrief und es an den Rand des Untergangs brachte; dieser Kampf war es, der Rom jenen großen Schwung des Geistes, jene Erhabenheit, auch für die folgenden Zeiten, mittheilte, wegen welcher Größe und Erhabenheit von hinreißenden Darstellern geschildert, wir nur zu oft geneigt sind, so vieles in der römischen Geschichte und Einwirkung auf die übrige Welt zu vergessen, was mit dem Auge der Menschheit betrachtet, nicht anders als verwerflich und verderblich erscheinen kann. Jetzt war Roms Kraft unwiderstehlich geworden, leicht ward es den Römern, dem Spiele des Gleichgewichts unter den griechischen Mächten und Königreichen ein Ende zu machen, indem sie sich anfangs mit Würde und scheinbarer Gerechtigkeitsliebe einmischten, bald immer dreister redeten, um zuletzt alle Scheu und Hülle ablegend den unterjochten Völkern ihr schon lange bestimmtes Loos zu verkündigen und zu bestimmen.

Schwerer ward es ihnen, die westlichen und die nördlichen Europäischen Völker nicht so wohl zu besiegen, als zu vertilgen. Die kriegerischen Bewohner Spaniens, und die celtischen Nationen wurden endlich fast ganz unterjocht, ja auch mehrere germanische Völker. Aber der Kern der Nation blieb unüberwunden; von hier aus sollte die Menschheit in kurzer Zeit errettet werden, denn mit schnellen Schritten eilte Rom seinem nothwendigen Untergange entgegen. Nicht mehr der Stand der Patricier, sondern einzelne Uebermächtige, nach der Alleinherrschaft Strebende, waren es in den spätern Zeiten, die den Krieg begünstigten und verwüstete Länder und halb vertilgte Nationen als Mittel der Bereicherung und zu

Werkzeugen ihrer Ehrsucht brauchten. Der Kampf der Partheien näherte sich schon der Alleinherrschaft, dem unvermeidlichen Ende jedes tumultuarischen Freistaats, als der große, ewig denkwürdige Kampf Roms gegen die deutsche Nation begann. So hatte nun die Krankheit der Herrschsucht, das Streben nach der Weltherrschaft sich von Asien aus immer weiter nach Westen verbreitet und fortgepflanzt, und endlich mitten in Europa feste Wurzel gefaßt!

Wir wenden unsern Blick zurück auf den Norden von Europa. Drei große Völkerstämme bewohnten das mittlere und nördliche Europa. Die Celten im obern Italien und auf den Alpen, im ganzen mittlern Frankreich, in einem Theil von Spanien und auf den britischen Inseln. Die Germanen in Deutschland und den skandinavischen Reichen; denn damahls wurden die Sueonen oder Schweden, und die andern Bewohner jener nordischen Reiche mit zu den Germanen gerechnet, waren noch Eins mit ihnen. Erst später hat sich die eigentlich deutsche Sprache und Nation abgesondert, eigen entwickelt, und von den skandinavischen Stammverwandten in Dänemark und Schweden getrennt. Der nordwestliche dritte Theil von Gallien war unter dem Nahmen von Belgien, nicht bloß von celtischen, sondern auch von rein deutschen oder aus beiden Stämmen vermischten Völkerschaften bewohnt. — Die ältesten europäischen Wohnsitze der germanischen Völker waren in dem nördlichen Theile von Deutschland, den Niederlanden, Dänemark, dem südlichen Schweden und Norwegen, rings um die Küste des baltischen und gegen Westen auch an denen des Welt-Meers. Später erst ist das mittlere und südliche Deutschland überhaupt angebaut, und besonders von deutschen Völkern besetzt worden. Dieser Umstand ist wegen seiner Folgen sehr wichtig. Früherhin waren die Alpen von Celten besetzt, vielleicht auch manche Gegend zwischen den Alpen und der Donau; bald mochten sich auch deutsche Stämme dazu gesellen, daher reden römische Schriftsteller von halbgermanischen Völkern auf den Alpen. Aber erst, als eine größere deutsche Nation, die Schwaben und die mit ihnen verwandten Schweizer, aus mehr nordischen Gegenden und von den Ufern des baltischen Meers, in ihre jetzigen Wohnungen einrückten, ward das

Land zwischen dem Main, der Donau und den Alpen, so wie ein Theil von diesen, ganz deutsch. Daß es an der Nieder=Donau, im Norden von Griechenland, bis an die Karpathen, auch celtische Völkerschaften gegeben, vielleicht auch germanische, ist wahrscheinlich. Den Galliern, die von hieraus einst in Griechenland eindrangen und endlich ihre Wohnsitze in Klein=Asien nahmen, waren, wie aus einigen Nahmen und andern Umständen erhellt, deutsche Völker beigemischt.

Die östlichen Nachbarn der Deutschen waren, wie noch jetzt, so schon vor zweitausend Jahren, die weit verbreiteten slawischen Nationen. Die Römer, welche eigentlich nur die westlichen und südlichen Gränzen von Deutschland, das innere Deutschland aber wenig oder gar nicht kannten, sind ungewiß in ihrer Gränzbestimmung zwischen den deutschen und slawischen Völkern. Von einigen dieser östlichen Nationen, sagt der Schriftsteller, der am meisten Kenntniß von Deutschland hatte, er getraue sich nicht zu entscheiden, ob es Germanen oder Sarmaten seien. Vielleicht, daß von der Oder bis an die Weichsel, oder noch weiter östlich bis in das jetzige Liefland und Litthauen, deutsche mit slawischen und andern Völkern beisammenlebten; aber nicht vermischt, sondern so wie in Ungarn und im türkischen Reiche mehrere Nationen von ganz verschiedener Sprache und Abstammung seit Jahrhunderten neben einander sind, ohne sich zu verschmelzen; indem jede bei ihrer eigenthümlichen Sprache und Weise bleibt. Es scheint, daß auch schon damahls vielerlei Verhältnisse und Verbindungen zwischen den deutschen und slawischen Völkern Statt fanden; dieß wird um so wahrscheinlicher, da wir bei den größern Unternehmungen der Deutschen in dem Zeitalter der Gothen, manche nicht deutsche Völker mit ihnen vereint finden, deren einige wahrscheinlich, andere gewiß vom slawischen Stamme waren.

Die Germanen, welche uns hier zunächst angehen, hatten also von den genannten drei großen Nationen, die am meisten nordischen Wohnsitze inne. Es ist, als ob sie sich mit Absicht so weit als nur immer möglich nach Norden hinauf gedrängt hätten. Wenn nun die allgemeine Verbreitung von gezähmten Thier=

arten, welche ursprünglich in Asien einheimisch sind, wenn die Sitten, Gebräuche, die Mythologie, die allgemeine Ueberlieferung, besonders aber die Sprachen der europäischen Nationen unwidersprechlich beweisen, daß sie alle früher oder später aus Asien eingewandert sind, so möchte man die Frage aufwerfen: was konnte denn die deutsche Nation wohl bewegen, die glücklichsten Wohnsitze zu verlassen, und den äußersten rauhen Norden aufzusuchen? Gewiß nicht die Noth allein; denn damahls war die Erde noch nicht so bevölkert, daß gar keine Wahl Statt gefunden hätte, und es ihnen nicht leicht geworden wäre, auch anderswo Wohnsitze zu finden. Vielleicht muß man den Grund dieser sonderbaren Erscheinung in den Meinungen und Sagen des Alterthums suchen. Eine ganz befriedigende Auflösung dieser Frage ist kaum zu erwarten, aber bemerkenswerth ist es wenigstens, daß gerade das südlichste asiatische Volk, die Indier, die herrlichste und vollkommenste Erdgegend, das irdische Paradies, welches wir meistens im Süden suchen, in den äußersten Norden versetzen, welchen sie sich in der Gestalt eines großen Berges, als den Sitz aller Reichthümer denken. Diesen wunderbaren Berg erstiegen und erobert zu haben, das ist eines der höchsten Abenteuer, welche sie ihren Göttern, oder vergötterten Helden, andichten. Einige engländische Gelehrte sind deshalb so weit gegangen, die Benennung Skandinaviens von einem dieser indischen Götterhelden, dem jenes Abenteuer zugeschrieben wird, von dem Skanda, ableiten zu wollen. So gewagt und unzuverlässig dieß scheinen mag, so gewiß ist es, daß man für die ältesten Begebenheiten der Völker den Aufschluß nicht in dem, was wir Politik nennen, auch nicht in den physischen Bedürfnissen allein, die uns gewöhnlich zunächst einfallen, sondern weit eher in der Mythologie zu suchen hat, d. h. in solchen vielleicht unrichtigen und unbestimmten, aber dichterischen Vorstellungen und Sagen, die uns auf den ersten Anblick so fremde sind, auf den Geist der frühern Menschen aber einen wunderbar mächtigen Einfluß ausübten.

So weit von der Lage der deutschen Völker zwischen ihren westlichen und östlichen Nachbarn, wobei wir im Vorbeigehen ei-

nen Blick auf ihre früheste Herkunft und erste Einwanderung zu werfen wagten. Aber auch die Wohnsitze, welche sie in Europa inne hatten, sind wegen ihres großen Einflusses auf den Charakter der Nation, einer aufmerksamen Betrachtung werth. Deutschland hat ungeachtet seiner nördlichen Lage viele und große Vorzüge; es besitzt im vollkommnen Maaße, was die erste Bedingung aller Fruchtbarkeit eines Landes ist; einen Reichthum an großen und kleinen Flüssen, die es von allen Seiten durchschneiden. In dieser ersten und wichtigsten Eigenschaft eines fruchtbaren und schönen Bodens, übertrifft es viele der andern europäischen Länder, oder kommt den besten gleich. Auch die großen Ebenen und Niederungen, die sich gegen das Meer zu erstrecken, an der Küste des Nord-Meers und der Ostsee, sind zum Theil fruchtbar, und nur einzelne Strecken sind durch Meersand wüste und unfruchtbar. Noch war in jener Zeit die Fruchtbarkeit des deutschen Bodens, welche Deutschland in spätereu Zeiten zu einem blühenden und verhältnißmäßig sehr volkreichen Lande gemacht hat, bei weitem nicht durch sorgfältigen Anbau entwickelt. Noch durch eine andre Eigenschaft, die auf den Geist und das Gemüth auch schon damahls den größten Einfluß hatte, durch seine hohe Lage und seinen Reichthum an Bergen, zeichnet es sich von den zunächst angränzenden Ländern in Nordosten und Südwesten, dem ungleich niedriger liegenden Pohlen und Frankreich, aus. Die hohen Alpen im Süden, das Riesengebirge gegen Osten, gegen Westen das voghesische Gebirge in Elsaß, dann die trierischen Berge die Mosel aufwärts, diesseits des Rheins die Höhen des Schwarzwaldes, die Berge am Mittel-Rhein und in der Wetterau, die sich auf der einen Seite gegen das Meer zu verlieren, von der andern Seite sich an das Harzgebirge im Norden anschließen, machen das alte Deutschland zu einem von Bergen der verschiedensten Höhe und Art überall umkränzten und durchflochtnen Lande, in welcher Rücksicht es in Europa vorzüglich mit Spanien zu vergleichen ist.

Noch waren die bis auf die Entdeckung von Amerika sehr bedeutenden innern Schätze dieser Berge nicht an's Licht gezogen; desto größer war der Reichthum von begeisternden, starken und

freudigen Lebensgefühlen, der durch diese erhabene Natur des Landes in der Brust der deutschen Völker hervorgerufen und immer frisch erhalten ward. Die Macht, welche die Natur und ihre Gestalt über den Menschen ausübt, ist ungleich größer, als man gewöhnlich denkt, selbst in dem Zustande der künstlichen Bildung, weit mehr aber noch in dem der ersten Einfalt, wo der Mensch selbst der Natur noch näher steht, sie desto tiefer, desto inniger fühlt. — Welchen Eindruck kann wohl eine auch noch so fruchtbare Ebene auf das Gemüth machen? Eben nur den der Fruchtbarkeit; es ist da nichts, was den Geist von dem Gedanken an die Arbeit und den Erwerb des Menschen entfernen, ihn über die Sphäre der gemeinen Bedürfnisse erheben kann; es fragt sich da eigentlich nur, welche Produkte auf der Fläche, und in welcher Fülle, in welchem Grade der Vollkommenheit, sie gedeihen. — Wie ganz anders ist der Eindruck hoher, gebirgichter Gegenden auf das Gemüth! Die Natur steht da gleichsam sichtbar in ihrer Erhabenheit vor uns; gegenüber diesen Felsen, den redenden Denkmahlen ihrer Größe, uralten Trümmern ehemahliger Schöpfungen, wird unser Blick weit und groß; wir werden zurückgeführt in die Jahrtausende vor uns, unser Ich und alles, was klein und beschränkt ist, verschwindet uns. Einen ähnlichen erhabenen Eindruck, wie schöne Berggegenden, machen auch hohe, alte, von Menschenhand noch wenig berührte Wälder, wo tausendjährige Eichen, wie in Deutschland nach der Beschreibung des ältern Plinius, mit gegen einander strebenden, in einander verschlungenen Wurzeln und Aesten, hohe Schwibbögen, Gänge und Gestalten bilden, sonderbar ähnlich den kühnen Gebäuden der Menschenkunst, nur größer, lebendiger und freier, wie zu einem Riesentempel der Natur erhoben.

Es fehlte, wie die erwähnte Stelle des Plinius über die deutschen Wälder beweist, einzelnen Römern nicht an Sinn für die hohen Naturschönheiten des deutschen Landes; im Ganzen aber schildern sie den Norden sehr rauh. So mag er auch noch jetzt in Vergleich mit Italien genannt werden; doch sind die Aeußerungen und Schilderungen der Römer von Deutsch=

land zu unverhältnißmäßig und übertrieben für das wahre Verhältniß, wie es jetzt ist. Man hat daher die Frage aufgeworfen, ob Deutschland nicht ehedem kälter gewesen, ob nicht durch den gebildetern Anbau auch das Klima einigermaßen verändert sei. Für das mittlere und südliche Deutschland kann man diese Frage ohne Bedenken bejahen; es war gewiß beträchtlich rauher und kälter, da noch fast dieser ganze Strich einen einzigen großen zusammenhängenden Wald bildete, von dem wir im Schwarzwalde, dem Spessart, dem Harzwalde, und dem thüringischen bis nach den böhmischen Wäldern hin, noch die einzelnen Ueberbleibsel sehen. Daß die niedern nördlichen, der See näher liegenden Gegenden von Deutschland, ehedem kälter gewesen seien, als jetzt, ist aber kein Grund vorhanden anzunehmen. Vielmehr von jener besondern Ursache größerer Waldungen, und einer noch größern Zahl und Masse von Seen und wasserreichen Tiefen abgesehen, entscheidet die wahrscheinlichste Meinung der Naturforscher mehr für eine obwohl langsam zunehmende Erkältung der Erde. Das Eismeer hat in noch bekannten Zeiten gegen uns her zugenommen; in nordischen Gegenden und auf Bergeshöhen, wo man noch Spuren eines vor nicht gar langen Zeiträumen blühenden Pflanzenwachsthums findet, will derselbe jetzt nicht mehr gedeihen. Kälter als gegenwärtig ist demnach das nördliche Deutschland, und das dänische und schwedische Küstenland gewiß nicht gewesen, vielleicht sogar wärmer.

Dieses tiefe und starke Naturgefühl nun, welches die alten Deutschen auf ihren Bergen und in ihren Wäldern mit der vaterländischen Luft selbst einathmeten, ist der eigentliche Grundzug des deutschen Charakters, der immer geblieben ist, und die deutschen Völker durch alle Zeiten und alle Länder begleitet hat. Wo sie auch in der Folge der Zeit ihre Wohnplätze aufschlugen, in den südlichen Gefilden Spaniens und Italiens, oder im nördlichen England, überall wohnten und bauten sie auf gleiche Weise, wählten sie ihre Sitze nicht sowohl nach der Bequemlichkeit und dem Nutzen, als nach jenem zum nothwendigen Bedürfniß gewordenen Gefühl der freien Natur, und ihrer

bezaubernden Schönheit. Auf den Höhen, am schroffen Abhange der Felsen, nächst dem reißenden Bergstrome, im einsamen waldigen Thale, schlugen sie ihre Wohnung am liebsten auf. Dieses Naturgefühl spricht uns aus der ganzen Lebensweise, aus dem Gottesdienst und dem Glauben, ja selbst aus der Verfassung der alten Deutschen, an. In allen Hervorbringungen der folgenden gebildetern Zeit wird es seinen herrschenden Einfluß zeigen, und giebt ihm das eigenthümliche deutsche Gepräge. Noch lebt es in unsrer Sprache und Dichtkunst, und sollte jemahls bei den Deutschen dieses Naturgefühl ganz erlöschen, so würde es nur ein Beweis sein, daß der deutsche Charakter sich völlig verändert habe, oder daß er aufgehört habe zu sein.

So viel von dem Boden des Landes. Für unsern Zweck ist die Verfassung der alten Germanen das Wichtigste. Ehe ich sie darzustellen versuche, ist es nothwendig eine sehr verbreitete unrichtige Ansicht zu entfernen. — Man schildert die alten Deutschen nur allzu gewöhnlich als völlige Wilde; einige vielgelesene Schriftsteller vergleichen sie besonders gern mit den amerikanischen; mit jenen Wilden, die bei der ersten Entdeckung des neuen Welttheils nicht einmahl den Gebrauch des Eisens kannten, von denen mehrere Stämme Menschenfresser waren, oder es noch sind, mehrere andere in jeder Rücksicht auf der niedrigsten Stufe der menschlichen Natur, an der äußersten Gränze der Thierheit stehen. Solche falsche Vergleichungen und übertriebene Schilderungen entstehen, wenn die Geschichtschreiber von vorgefaßten Meinungen ausgehen, besonders aber aus dem Mangel bestimmter Begriffe. An bestimmten Begriffen über Wildheit und Bildung hat es in diesem Falle ganz besonders gefehlt. Das, worauf es hier wesentlich ankommt, ist Folgendes: Drei große Werkzeuge und Erfindungen sind es vorzüglich, welche ein Volk, das noch in einfachern Verhältnissen lebt, bildungsfähig machen, und auf eine höhere Stufe erheben: das Eisen, als das unentbehrlichste Mittel zum Anbau des Bodens, und als der erste Anfang aller Kunst; das Geld, als ein unsichtbares Band zwischen allen noch so entfernten gebildeten Nationen; und die Buch-

stabenschrift, welche die gegenwärtige Menschheit mit der Vergangenheit und der Zukunft in Verbindung setzt. Wie diese drei großen Entdeckungen, die sehr genau mit einander zusammenhängen, die künstliche Behandlung des Eisens, die Anerkennung und Uebereinkunft über den Werth und die allgemeine Geltung der edlen Metalle und die Einführung der Buchstabenschrift unter den Menschen entstanden und an die Menschen gekommen sind, das ist eine sehr tief führende Untersuchung. Genug, daß wir diese drei großen Werkzeuge und Hebel des menschlichen Lebens bei allen Völkern asiatischer Abstammung etwas früher oder später, etwas vollkommener oder unvollkommener, dennoch allgemein verbreitet finden; dagegen die amerikanischen Wilden, als die neue Welt entdeckt ward, derselben gänzlich ermangelten. Daß mit diesen ersten großen Werkzeugen der Anfang und erste Keim zu allen fernern Fortschritten der Bildung gegeben sei, die nun, wenn auch langsam, fast von selbst und nothwendig nachfolgen müssen, das ist einleuchtend. Ob ein Volk, welches Eisen, Geld und Schrift kennt und besitzt, wenn es dabei noch in sehr einfachen und naturgemäßen Sitten und Einrichtungen lebt, wie die alten Germanen, mit dem Nahmen von Wilden belegt werden könne, darüber zu streiten, lohnt der Mühe nicht, weil Benennungen am Ende willkührlich sind. Aber gewiß ist, daß die Völker, welche Eisen, Geld und Schrift haben, von denen, welche diese Dinge nicht kennen, durch eine unermeßliche Kluft geschieden sind, daß sie, man könnte fast sagen, zwei ganz verschiedene Menschengattungen ausmachen; so unendlich groß und in alles eingreifend ist der Einfluß dieser drei ersten aller Erfindungen. Ganz unpassend ist daher besonders der Vergleich der alten Deutschen mit den amerikanischen Wilden. So wie die übrigen nordischen Völker, so kannten auch die Germanen jene Anfänge des höheren, gebildeten und gesellschaftlichen Lebens. Die Germanen hatten Lanze, Schwert und den Pflug; noch waren die Reichthümer der vaterländischen Berge unbenutzt, das Eisen war daher selten und kostbar. Nicht jeder Krieger hatte Panzer und Helm, der Schild war meist nur von Holz geflochten; Kupfer und Stein ersetzten bei einigen Waffen, wie Streitärten

und dergleichen, das Eisen. Es erwähnen die Römer in Beschreibung der deutschen Schlachtordnung, daß wohl die erste Reihe mit ordentlichen Lanzen hinreichend versehen, die hintern Reihen aber nur mit hölzernen, im Feuer gehärteten Wurfspießen bewaffnet gewesen seien. Auch waren eiserne Waffen einer von den Gegenständen, welche die Germanen in ihrem Handelsverkehr mit den Römern vorzüglich suchten; nicht als ob sie selbst gar nicht verstanden hätten, Waffen aus Metall zu bereiten, sondern wegen der Seltenheit des Eisens. Auf die mehrere oder mindere Verbreitung kommt es hierbei aber nicht an, sondern auf die Sache selbst. Schon das Schwert und der Pflug allein, führen eine ganz neue Gestalt und Einrichtung des Lebens mit sich, die weitere Verfeinerung und Vervollkommnung in der Eisen-Künst, wie man die Cultur nennen könnte, ergeben sich mit der Zeit von selbst. Auch war dieß vielleicht nicht bei allen nordischen und deutschen Stämmen gleich. In der Geschichte der Cimbern und Teutonen erwähnen die Römer einer Schar von fünfzehntausend mit Panzer, Helm und Schild vollständig gerüsteten und gewappneten Reitern. Es mag sein, daß die Römer aus Ruhmsucht die Zahl vergrößert haben, aber schwerlich läßt sich ein Grund erdenken, warum sie jenem Heere eine solche Bewaffnungsart gegen die Wahrheit sollten angedichtet haben. Da diese Völker aus dem inneren nördlichen Deutschland, näher von der Küste des baltischen Meeres, herkamen, so läßt es sich denken, daß hier, im Verkehr mit dem eisenreichen Schweden, dieses Metall vielleicht nicht so selten war, als an der westlichen Rheingränze Germaniens, welche die Römer bei ihren Schilderungen fast immer ausschließend im Auge haben.

Aus einer mißverstandenen Stelle des Tacitus hat man den Germanen die Kenntniß der Schrift absprechen wollen; allein es ist unwiderleglich ausgemacht, daß die skandinavischen Völker in der Runenschrift ein eigenthümliches Alphabet besaßen; und eben so gewiß, daß auch mehrere andre deutsche Nationen sich ursprünglich desselben Alphabets bedient haben. Daraus läßt sich auf die übrigen schließen; daß nicht so viel geschrieben ward, als bei den Römern, oder in den neuern Zeiten, bedarf keiner Erinnerung,

und wenn bei ein oder dem andern ganz kriegerisch eingerichteten Gränzvolke, wenige oder gar keine Spur dieser Kunst wahrzunehmen gewesen wäre, so würde auch dieß für das Ganze nichts beweisen. Eben so kann man gern zugeben, daß nicht bloß bei den Germanen, sondern bei allen nordischen Völkern das Geld selten war, daß die meisten nicht selbst münzten, sondern sich mit fremden Münzen begnügten. Wollte man aber annehmen, daß sie überhaupt mit dem Werthe des Geldes unbekannt gewesen seien, so würde die ganze Geschichte des alten Handels dagegen sprechen, der auch schon in sehr frühen Zeiten von dem schwarzen Meere aus und längs der großen Flüsse, die in dasselbe ausströmen, sich bis tief in den innersten Norden erstreckte. Wenn die Germanen, insonderheit in ihrem Handel mit den römischen Kaufleuten, oft lieber in Waaren austauschten, als Geld nahmen, so hatte es denselben Grund, als weßhalb sie die alten Münzen vorzogen, indem sie bei den neuern, oft geringhaltigern oder doch ihnen weniger bekannten, betrogen zu werden fürchteten. Man darf es überhaupt nicht vergessen, daß die alten Schriftsteller in ihrer Schilderung der Germanen nur allzugern die Einfalt dieses Naturlebens, den ausgearteten Sitten des verderbten Roms, entgegensetzten. Wenn sie also von der Abneigung der alten Deutschen vor eingeschlossenen Wohnorten und Städten reden, so darf man dieses nur von der größern Seltenheit, aber nicht buchstäblich verstehen, als ob es durchaus keine Städte gegeben hätte. Meistens war freilich jeder Meierhof einzeln gelegen; selbst die Vereinigung in Dörfer fand also nicht auf die neuere Weise Statt. Indessen erwähnen die Römer selbst deutscher Burgen, die fest genug waren, eine Belagerung zu erheischen; wie diejenige, in welcher Herrmann seinen mit ihm verfeindeten Schwiegervater Segest belagerte. Sie führen manche Orte an, wo man aus der ganzen Weise der Anführung deutlich sieht, daß es Städte waren; einer der alten Geographen nennt sogar eine große Anzahl von Städten in Deutschland. Es ist nicht immer möglich, die Lage dieser Städte noch genau bestimmen, oder die Glaubwürdigkeit aller solcher Angaben im Einzelnen bestätigen zu wollen; indessen bleibt die Sache im Ganzen

um desto merkwürdiger, da diese Angaben, wie man weiß, aus den Berichten der Kaufleute geschöpft waren, die nach dem innern Norden Handel trieben. Es ist eine Bestätigung für das, was noch viele andre Beweise wahrscheinlich machen, daß nähmlich das innere, den Römern unbekannte Deutschland ungleich gebildeter sein mochte, als die ganz kriegerisch eingerichteten Gränzvölker, welche die Römer fast allein kannten, und nach denen sie ihre Schilderung des Ganzen entwarfen.

Bei der Gegeneinanderstellung der deutschen Einfalt und der römischen Verderbtheit, in welcher die alten Schriftsteller sich oft so sehr gefallen, müssen wir also nicht jedes Wort ganz buchstäblich nehmen, müssen etwas auf den rednerischen Gegensatz und Ausdruck rechnen. Neueren hingegen geschieht es nicht selten, daß sie, von der Vorstellung der einmahl vorausgesetzten Wildheit angefüllt, manches auf eine Weise darstellen, welche den bestimmtesten Nachrichten der Alten ausdrücklich widerspricht. So pflegen Mahler und Zeichner, wenn sie Gegenstände aus der ältesten deutschen Geschichte wählen, uns halbnackte, wilde Gestalten, in rohe Thierfelle eingehüllt zu zeigen. Dieses stimmt nicht mit der Beschreibung der Alten überein. Die Bekleidung der alten Germanen bestand aus Pelzwerk und Leinwand; Tuch lernten sie erst später kennen und bereiten; baumwollne Zeuge waren damahls auch bei den südlichen Völkern noch nicht allgemein verbreitet, Seide noch weniger bekannt. Die Zubereitung der Leinwand war im alten Deutschland schon so verbreitet und vervollkommnet, daß dieselbe einen Hauptgegenstand des Handels ausmachte. Das weiße Gewand der Frauen, welches den Hals und größtentheils die Arme frei ließ, war mit einem Purpurstreifen besetzt. Die Tracht der Männer war außer einem dichtanschließenden, den ganzen Körper bedeckenden Unterkleide, nicht ein rohes Thierfell, sondern ein Pelzkleid, wie aus dem Umstande erhellt, daß der Geschichtschreiber hinzufügt: bei den Reichen sei dieses Kleid mit schmalen Streifen von kostbaren Fellen seltner Thiere des äußersten Nordens besetzt gewesen. Es sollten also Mahler und Zeichner die Einfalt dieser freilich einfachen Bekleidung, doch nicht zu einer

Caricatur von widerlicher Rohheit entstellen, uns die deutschen Fürsten und Helden, wenn sie sie ja darstellen wollen, nicht so darstellen, wie man etwa die Kamtschadalen in Reisebeschreibungen abgebildet findet.

Jener barbarische Gebrauch, der fast bei allen wahrhaft wilden Völkern Sitte ist, da sie allerlei seltsame und abschreckende Figuren in das Gesicht oder auf den Körper einschneiden oder einbrennen, und in dieser Entstellung eine Schönheit, Ehre und Zierde suchen, war den Germanen immer ganz unbekannt. Ihr einfacher Schmuck, vornehmlich der Frauen, bestand in dem Haar, dem man die blonde Farbe, wenn sie nicht schon von Natur vorhanden war, durch künstliche Mittel zu geben wußte. Dem Mann waren seine Waffen das Liebste; die Schilde waren mit mancherlei Sinnbildern bemahlt, so wie auch die Wohnhäuser mit lebhaften Farben angestrichen waren. Auch der Helm, wer einen haben konnte, war mit Zierathen versehen, so wie das Horn vom erlegten Wilde mit Silber beschlagen und zum Trinkgeschirr zugerichtet, als Andenken der Jagd, höher geachtet ward, als wäre es ganz von Silber gewesen.

Die alten Geschichtschreiber hielten es der Mühe nicht unwerth, solche kleine Züge von einem merkwürdigen Volke aufzubewahren; ich habe versucht, sie zu einem Gemählde zusammen zu stellen.

Zweite und dritte Vorlesung.

Nebst der Vervollkommnung der nützlichen Künste giebt es noch eines, was über die mindere oder höhere Bildung der alten, einfacheren Völker entscheidet: die Poesie. Was ist und was enthält sie nicht alles, für solche der Natur noch näher lebende Stämme? Ihre Geschichte, ihren Glauben, den Inbegriff ihrer beschränkten Kenntnisse, die ganze Ansicht von dieser und von jener Welt. Sie ist die Freude und Seele des Lebens, der gemeinschaftliche Geist eines ganzen Zeitalters. Es ist daher als ein großer Fortschritt in der Kenntniß der Geschichte anzusehen, daß man in neuern Zeiten angefangen hat, die Erforschung der dichterischen Denkmahle, besonders in den ältern, dem Heldenalter nähern Zeiten, durchaus mit der geschichtlichen Untersuchung zu verbinden, die Poesie als eine Quelle für die Kenntniß der Zeiten und der Völker zu betrachten. Wie wichtig die Dichtkunst für die Frage von der Bildung eines Volkes sei, wird ein nahe liegendes Beispiel am besten erläutern können. Wir erfreuen uns noch jetzt an der lieblichen Einfalt und hohen Schönheit der homerischen Gedichte. Wenn wir uns nun die Frage aufwerfen, wie damahls, als diese Gesänge gedichtet wurden, die Griechen beschaffen waren, und die andern Völker, mit denen sie am meisten in Verbindung standen, so werden wir leicht bemerken können, daß die Phönicier z. B. in

der Schifffahrt, im Handel, in den nützlichen Künsten, überhaupt in allem städtischen Gewerbe den Griechen weit überlegen waren, die Griechen in allen diesen Rückstichten gegen die Phönicier noch sehr zurück standen. Werden wir aber darum die damahligen Griechen, die solche schöne Gesänge hervorzubringen, sich daran zu erfreuen im Stande waren, gegen die Phönicier unbedingt herabsetzen wollen? Gewiß nicht! Was ist überhaupt Bildung, als Geist, Regsamkeit, Thätigkeit und Entfaltung des Geistes und aller geistigen Kräfte? Die nützlichen Künste sind etwas Vortreffliches, etwas Großes, wenn sie von dem Geiste gelenkt und zu edlen Zwecken angewandt werden. Bei einem geistlosen Gebrauch aller dieser körperlichen Künste aber könnte man leicht in Zweifel gerathen, ob sie mehr zum Nutzen oder zum Schaden des menschlichen Geschlechts gereichen. Der Geist ist das Erste, und den schildert uns die Poesie eines Volks am besten.

Nicht oft genug können die römischen Darsteller der Poesie der Deutschen, ihrer Lieder und des mächtigen Einflusses dieser Lieder auf das Leben erwähnen. In der Schlacht selbst ward das Kriegslied gesungen; in und während dem Kampfe das Andenken ehemahliger Helden besungen und alles hinzugefügt, was zu neuen Heldenthaten anfeuern konnte. Wohl sind die Gesänge verschollen, in denen Herrmann, nachdem er bei seinem Leben verkannt und mit Undank belohnt worden war, wenigstens nach dem Tode verherrlicht ward. Dennoch werden wir von der Natur und von dem Einfluß der deutschen Gesänge auf das Leben uns einigen Begriff zu machen im Stande sein, wenn wir dasjenige betrachten, was außer dem Andenken und den Thaten der Helden den Inhalt desselben ausmachte; die Vorstellungen von den Göttern nähmlich und die Weise sie zu verehren, was ohnehin den Geist und Zustand eines Volks am meisten bezeichnet.

Von der Götterlehre der Deutschen sagen uns die Römer nur wenig; aber auch dieses Wenige ist merkwürdig. Es war, wie der Gottesdienst und Glaube aller alten Völker, eine Verehrung der Natur, ihrer großen Erscheinungen und wundervollen Kräfte. Nur war dieß alles bei den alten Germanen einfacher, dem un-

mittelbaren erhabenen Naturgefühl näher, als bei den südlichen Völkern, weniger mit Fabeln geschmückt wie bei den Griechen, nicht so mit Ceremonien überladen wie bei den Römern, überhaupt weniger sinnlich als bei Beiden.

Die Deutschen verehrten gleich den alten Persern vor allem die Sonne und das Feuer; als oberste Gottheit aber den Wodan, welchen sie Allvater nannten, und welchen die Römer vorzüglich nur wegen der Beziehung auf den gleichen Planeten mit ihrem Merkur verglichen, so verschieden auch sonst beider Gottheiten Amt und Charakter war. Nicht bloß in der besondern Verehrung des Feuers, nebst dem des Wassers und überhaupt der ersten Naturkräfte, auch noch in manchen andern Einzelnheiten und Eigenthümlichkeiten war der Gottesdienst der alten Deutschen dem der Perser ähnlicher, als dem der Griechen und Römer. Bei den Germanen, wie in Persien, wurden in geweihten Hainen heilige weiße Rosse zum Dienst der Götter und zu feierlichen Aufzügen unterhalten. Einige deutsche Stämme opferten auch Pferde, was unter den bekannten Völkern des Alterthums vorzüglich nur noch von den Persern als eine besondre Eigenheit ihres Gottesdienstes bemerkt wird. Wie die Perser, so verschmähten die Germanen die andern Völkern gewöhnliche Weise, die Götter in eingeschloßnen Gebäuden durch eine große Mannichfaltigkeit von Bildnissen darzustellen und zu verehren. Für bloße Unkenntniß oder Unfähigkeit darf man dieß nicht halten. Sie hatten noch keine eigentlichen Tempel in Zeiten, wo schon Burgen vorhanden waren. Unförmliche Bildnisse endlich von ihren Gottheiten wissen sich auch die rohesten Völker zu machen; wenn die Germanen dergleichen nicht hatten, so beweist es nicht Unfähigkeit, sondern Abneigung oder eine andre Vorstellungsweise. Wenn die Verwandtschaft der persischen und der deutschen Sprache schon oft von den Gelehrten bemerkt worden ist, wenn sich eine ähnliche Uebereinstimmung auch in der Verfassung zeigt, indem wir bei den Persern die Einrichtung des Heerbanns, eines allgemeinen Aufgeboths aller Freien zum Kriegsdienst, eine Art von Lehnsverfassung und einen sehr deutlich hervortretenden Rittergeist bemerken, so darf uns das

Zusammentreffen beider Völker in manchen Stücken des Gottesdienstes und der Naturverehrung nicht mehr befremden.

Von der Religion der Griechen und Römer war die der alten Deutschen, außer der größern Einfalt, vorzüglich durch einen festern Glauben an die Unsterblichkeit der Seele unterschieden. In dem griechischen Volksglauben war der Gedanke einer andern Welt mehr nur ein Schatten wehmüthiger Erinnerung und schwacher Hoffnung, als eine Erwartung von bestimmter Gewißheit. Daher die Scheu der Griechen vor dem Tode, die ängstliche Vermeidung seiner auch nur mit Worten geradezu zu erwähnen. Bei den Germanen vertilgte die gewisse Ueberzeugung eines andern Lebens alle Furcht. Sie waren in diesem festen Glauben in manchen Fällen sogar zum Selbstmorde geneigt. Nicht wie die spätern Römer aus einer falschen Philosophie und Ueberdruß am Leben, sondern in solchen Fällen, wo die Liebe des Vaterlandes und der Freiheit dazu bewegen konnte. So befreiten oftmahls deutsche Frauen, die nach germanischer Sitte dem Kriegsheere gefolgt waren, sich selbst bei unglücklichem Ausgange der Schlacht, wenn Gefangenschaft gewiß schien, und keine Aussicht zur Rettung war, durch den Tod von eigner Hand. Gesandte eines deutschen Volkes, welche von der römischen Treulosigkeit als Geißeln und Gefangene zurückbehalten und behandelt worden waren, entleibten sich selbst, um die Absicht der Römer zu vereiteln, und damit nur die Rücksicht auf sie ihr Volk nicht etwa zu einem nachtheiligen Frieden zwingen möchte. Allerdings dachten sich auch die Deutschen, wie alle heidnischen Völker, das Leben jenseits unter sehr sinnlichen und besonders der Sinnesart der Nation gemäß, unter sehr kriegerischen Farben. Die vorzüglichste Freude der Seligen in Walhalla bestand in kriegerischen Spielen. Bei Tage ergetzten sich die Beglückten an der Jagd oder an Kämpfen aller Art; so wie der Tag sich zum Abend neigte, so wurden die Wunden alle durch Zauberkraft geheilt, die Helden versöhnten sich und setzten sich mit einander zum festlichen Mahle nieder. — Die Ausführung des Gemähldes fällt hier immer der Einbildungskraft anheim; worauf es ankommt, das ist die feste Ueberzeugung von der wirklichen Fortdauer, von einem

Daſein jenſeits, freudiger, reiner, dauernder, Gott näher, als das kurze gebrechliche Erdenleben.

Von dem höchſten Weſen, von einem über alle Schickſale und über alle Kräfte der Natur waltenden, gerechten und gütigen Gott, hatten die heidniſchen Völker des Alterthums wohl einige Vorſtellung, denn zu laut geben die Welteinrichtung und das Gewiſſen Zeugniß von ihm. Aber es waren nur einzelne verlorne Spuren der Wahrheit, unter viele Irrthümer und Fabeln verwebt. Man darf behaupten, daß die Germanen in dieſer Rückſicht einen Vorzug vor den andern Völkern verdienen, die ſtatt der Gottesverehrung und Religion auch nur einen Naturdienſt und eine Mythologie kannten. Es ſcheint dieß beſonders aus folgendem Umſtande hervorzugehen. Nach deutſchen Rechten fand nur in einem einzigen Falle die Todesſtrafe Statt; in dem der Treuloſigkeit gegen Volk und Staat, gegen den gemeinſamen Bund. Aber nicht der Herzog oder der Fürſt, nicht die Verſammlung des Adels und des Volks waren es, welche die Strafe beſtimmten und verkündigten. Sie mochten wohl über die Schuld berathſchlagen und entſcheiden; das Urtheil ſelbſt aber ward durch einen vom verſammelten Volke und Adel erwählten Prieſter der Nation geſprochen und feſtgeſetzt, im Nahmen der Gottheit. Nicht der Fürſt oder König, Wodan ſelbſt, der Allvater, hatte, wenn man ſo ſagen darf, den ausſchließenden Blutbann, das Recht über Leben und Tod. Sie dachten ſich alſo dieſen ihren oberſten Nationalgott als einen Beſtrafer der Untreue, einen Rächer des Meineides. Ein Begriff, ſittlicher und würdiger, als das Beſte, was man irgend aus dem Volksglauben der Griechen und Römer von ihrem Jupiter würde anführen können, auch da wo ſie von dieſem nicht bloß fabelhaft reden, ſondern mit Annäherung an den erhabenen Gedanken eines Vaters aller Dinge. Jene altdeutſche Vorſtellung vom Allvater, als oberſten und höchſten Richter und Rächer des Unrechts hat großen Einfluß gehabt auf die ſogenannten Ordalien oder Gottesurtheile. Man ſtellte in Fällen, wo menſchliche Klugheit nicht auslangen wollte, die Sache dem Zweikampfe oder einer Prüfung durch Feuer und Waſſer anheim, in dem feſten Wahn

und Glauben, Gott selbst werde durch den Ausgang für das Recht und die Wahrheit entscheiden. Ein Irrthum und eine Sitte, die sich ungeachtet der Gegenwirkung des Christenthums noch viele Jahrhunderte erhalten hat, und an die wir noch jetzt zu Zeiten, wenigstens auf der Schaubühne, obwohl nicht immer glücklich, erinnert werden.

Wenn wir den Naturglauben und Götterdienst der alten Deutschen von dem der Griechen und Römer sehr verschieden finden, so müssen wir uns aber noch sorgfältiger hüten, nicht die Ansichten und Gebräuche der Germanen, mit denen ganz davon verschiedenen Einrichtungen der Celten und Gallier zu verwechseln.

Ueberhaupt dürfen wir es nicht vergessen, daß die erhebenden und herrlichen Gefühle, mit denen die Verehrung der Natur und ihrer großen Gegenstände und Geheimnisse die Brust der alten Völker erfüllte, auch mit seltsamen zum Theil schrecklichen Irrthümern vermischt waren. Selbst in dem sinnlich schönen Götterdienste der Griechen, war der sittliche Einfluß mancher Vorstellungen und Gebräuche auf das wirkliche Leben, sehr verschieden von dem schönen dichterischen Eindruck, den sie auf uns machen, wo sie als bloßes Spiel der Einbildungskraft wirken. So wie in der ältesten Zeit bei den Griechen, woran die schöne Dichtung von der Iphigenia uns noch erinnert, wie ungleich länger bei den Römern, so fanden auch, obwohl sparsam und nur in seltenen Fällen, bei den Germanen einzelne Menschenopfer Statt. An gewissen Festen der Göttin Hertha, wurden einige Jünglinge und einige Jungfrauen von auserlesener Schönheit (denn eben das Schönste mußte der Göttin und zwar freiwillig zum Opfer fallen), im geheimnißvollen Zuge des Wagens der Göttin in den geweihten Hain, zu dem schauerlichen See geführt, und wurden nicht weiter gesehen. Indessen waren grausame Feste dieser Art nur selten, so wie auch bei den älteren Griechen. Ganz anders bei den Galliern, wo solche Opfer zu Tausenden fielen, der ganze Gottesdienst gleichsam ein fortgehendes Blutvergießen war. Sei es nun der Einfluß phönizischer Colonien, da dieses Volk, so wie die Karthager, zu Menschenopfern besonders geneigt war, sei es die Herrschaft des mächtigen und ehrsüchtigen Priesterordens der Druiden, oder auch die

Wirkung des heftigeren und leidenschaftlicheren Charakters der Nation; kurz der Aberglaube und falsche Gottesdienst der alten Gallier war so blutig, daß man in der ganzen Geschichte kaum noch ein anderes ähnliches Beispiel von gleicher Grausamkeit finden wird, außer in Mexiko, ehe solches die Spanier eroberten. Schwer ward es den Römern, die sonst gegen alle Religion so duldsam waren, durch immer wiederhohlte und geschärfte Gesetze diese Ausartungen zu unterdrücken und den gefährlichen Orden der Druiden zu vertilgen.

Einen Orden der Druiden kannten und hatten die Deutschen nicht, auch keine erbliche Priesterkaste. Die Voraussetzung von Druiden bei den Deutschen ist eines von den vielen Mißverständnissen und Irrthümern, die durch die Verwechslung celtischer und germanischer Sitten und Einrichtungen hervorgebracht worden sind. Da der Götterdienst der Deutschen so wenig mit Ceremonien überladen war, so bedurfte es eines solchen Priesterordens nicht. In den Liedern lebten mit dem Andenken der Helden auch die Vorstellungen und Dichtungen von den Göttern fort. Aber frei ward die Dichtkunst geübt, Barden hatten die Deutschen so wenig als Druiden; Barden d. h. eine von den Priestern ganz abhängige, bestimmte und beschränkte Dichterzunft. Bei den Griechen waren die Sänger unabhängig vom Priesterthum; es wanderten die Künstler umher, alte Sagen zur Freude aller Hörenden singend, wo man es liebte und begehrte. Daher hat sich die Dichtkunst bei den Griechen so frei und so schön entfaltet. Anders war es bei den Römern; das Wenige, was sie von Poesie hatten, ehe sie die Griechen nachzuahmen lernten, war ganz von dem gottesdienstlichen Gebrauch abhängig. Dieß beweisen schon die ursprünglichen römischen Worte für Dichter und Lied. **Vates**, heißt zugleich Dichter und Seher, Priester; **Carmen**, Lied und beschwörende oder jede andere gottesdienstliche Formel. Noch mehr fand diese priesterliche Beschränkung bei den celtischen Völkern statt, indem wir uns ihre Barden nicht anders als ganz abhängig von den Druiden denken dürfen. Wollte man dagegen die ossianischen Gedichte anführen, in denen keine solche priesterliche Beschränkung, ja überhaupt fast gar keine Mythologie sichtbar ist,

so ist darauf zu antworten, daß bei noch unentschiedenem Streit, wie viel oder wie wenig von diesen ossianischen Gedichten echt sei, auf jeden Fall was etwa echt davon sein mag, in solchen Zeiten entstanden ist, wo die ganze celtische Staats- und Priester-Einrichtung schon untergegangen, das Christenthum schon fast allgemein angenommen war, und nur auf einigen Hochgebirgen hier und da noch ein wehmüthiger Nachhall der untergegangenen Vorzeit sich vernehmen ließ. — Nicht in dieser vom Gottesdienst und gottesdienstlichen Gebräuchen allein abhängigen Beschränkung, wie bei den Celten und ältesten Römern, ward die Dichtkunst bei den Germanen geübt; aber auch nicht auf die griechische Weise. Unter allen Helden der griechischen Fabel ist es der einzige Achilles, der selbst die Leier rührt, und am Gestade des Meers den innern Gram durch die eigenen Gesänge bezwingt. Was die griechische Dichtung von diesem einem Liebling rühmt, das war bei den Germanen die allgemeine Sitte; die Helden waren selbst die Dichter. So wie in schon christlichen Zeiten König Alfred zugleich die Dichtkunst übte, als Sänger verkleidet in das Lager der Dänen, um es auszukundschaften, ging, wie der dänische Held Regner Lodbrog im Gefängnisse sterbend den eignen Tod besang, wie Odin zugleich ein König und ein Dichter war, so vieler Beispiele aus der nordischen und deutschen Geschichte und Sage nicht zu erwähnen, wie selbst im deutschen Mittelalter Kaiser und Fürsten sich nicht scheuten, Lieder zu dichten und sich zu den Sängern zu gesellen, so war es auch schon in den ältern Zeiten, wie es durch viele Gründe gewiß wird. Die deutsche Poesie hat sich vielleicht eben deswegen weniger als Kunst entwickelt, als bei den Griechen, wo sie das gleich anfangs ward; aber desto inniger und unmittelbarer war der Einfluß ihrer Naturgefühle auf das Leben.

Die deutsche Mythologie ist verklungen, kaum ist noch ein Schatten der Erinnerung davon übrig; indem etwa nur noch in den englischen und deutschen Benennungen einiger unsrer Wochentage, die Nahmen deutscher Götter, des Wodan vor allen, des Thor und Thyn, und der deutschen Liebesgöttin Freya, sich erhalten haben. — Unrecht aber würde man haben, wenn man

glaubte, daß alle Wirkung und aller Einfluß der alten deutschen Götterlehre mit der Einführung des Christenthums aufgehört habe. Nachdem sie aufgehört hatte, wirklicher Glaube und Gottesdienst zu sein, hat sie noch viele Jahrhunderte in der Poesie des Mittelalters fortgelebt, ja bis auf die neuesten Zeiten, ist alles, was wir in Dichtungen, Begriffen und Gefühlen romantisch, als uns Neuern ganz allein eigen und nicht erst von den Alten nachgebildet, nennen, zuerst und seinem Grunde nach aus diesen Quellen entsprungen. Um so thörichter ist es, wenn einige aus einer vermeinten und falschen Vaterlandsliebe nicht undeutlich den Wunsch äußern, die reinere Erkenntniß und Verehrung Gottes das Christenthum möchte lieber nicht in Deutschland eingeführt sein, wenn sie es als eine Art von Unglück beklagen, daß die vaterländische Religion, wie sie wähnen, dadurch verdrängt sei. Dieß ist ganz ungegründet; was irgend gut und schön, was in einem gewissen Sinne wahr, was edel und liebenswürdig in der deutschen Götterlehre war, das hat sich in der romantischen Dichtkunst erhalten, lebt noch als Poesie fort. Es verräth aber wenig Kenntniß, ich will nicht sagen der Philosophie und Geschichte, sondern auch des menschlichen Herzens, wenn man nicht einsteht, wie die Götterlehre nicht bloß der Deutschen, sondern aller alten Völker, so schön sie für uns als bloße Poesie ist, in ihrem wirklichen Einfluß und Glauben ernsthaft genommen, nicht nur vieles durchaus Irrige, Schädliche und Unsittliche, sondern auch für das Gemüth innerlich Quälende und Aengstigende enthielt.

Mag man über die Cultur oder Wildheit der Germanen urtheilen wie man will, je nachdem die Begriffe von beiden verschieden sind. Ihre Verfassung verdient unsere volle Aufmerksamkeit; denn sie ist die Grundlage der ganzen neuern Geschichte und europäischen Bildung. Auch werden wir finden, daß so einfach kunstlos, ganz naturgemäß diese Verfassung war, dennoch nicht nur eine hohe sittliche Kraft, sondern auch ein großer Verstand darin lag. Wir dürfen in diesem Stücke schon auf das Urtheil der Römer trauen, die über Gesetzgebung und Verfassung so große Erfahrungen gemacht, so viel darüber nachgedacht hatten. Die Rö-

mer kannten wilde, gebildete und halb gebildete Völker und Staaten genug in allen drei alten Welttheilen, um den Vergleich anstellen zu können. Kaum haben sie der Verfassung irgend eines andern Volks eine solche Aufmerksamkeit geschenkt, als der germanischen. Die staunende Befremdung, mit welcher sie von derselben reden, geht oft in Bewunderung über. Das Wesen dieser Verfassung bestand in der höchsten Freiheit der Einzelnen, bei der festesten Vereinigung Aller. Jeder freie Mann war ganz frei und selbstständig, in gewissem Sinne sein eigener Herr; hatte thätigen Antheil an der Kraft des Ganzen, an der Gewalt des Bundes. Er hatte das Recht, gewaffnet in der allgemeinen Versammlung zu erscheinen, wo über die Gegenstände des Bundes berathschlagt und entschieden ward, wo aus den adelichen Geschlechtern die Grafen oder Richter über einen Gau erwählt wurden; damahls noch kein erblicher Vorzug, sondern eine persönliche Würde. Diese für den Frieden; in Kriegszeiten vor allen ein Heerführer des Bundes, des bewaffneten Volkes, oder nach der alten Benennung, ein Herzog. Dieser aber ward, wie Tacitus erinnert, nicht nach der Geburt, sondern nach dem Verdienst gewählt. — Außer den freien Männern gab es also einen Adel; bei den Berathschlagungen auf den Land- und Bundestägen hatte dieser den Vorrang und ersten Vorschlag, obwohl auch die freien Männer Antheil daran nahmen. So finden wir schon hier den ersten Keim von zwei Abtheilungen und Kammern der versammelten Staatskraft, und lernen diese gepriesene Einrichtung als eine ursprünglich germanische kennen. Ob für den Adel auch im Kriegsdienst ein Unterschied Statt gefunden, wird nicht bestimmt gemeldet; es ist aus folgendem Umstande wahrscheinlich. Die Römer führen als eine besondre Eigenthümlichkeit der deutschen Kriegsweise die Sitte an, nach welcher Reiter und Fußvolk bei ihnen vermischt und verbunden waren; jeder Reiter hatte seinen leichtbewaffneten Mann bei sich, der ihm in der Schlacht auf alle Weise zu Handen war und zu Hülfe kam. Cäsar, der große Kenner, fand nach der damahligen Bewaffnungs- und Kriegsart diese Einrichtung sehr vortheilhaft und führte sie in seinem Heere ein, und vorzüglich ihr und den

germanischen Hülfsvölkern glaubte er selbst den Sieg in der pharsalischen Schlacht um die Weltherrschaft zu verdanken. Wen erinnert diese altgermanische Einrichtung nicht an die Kriegsart des Mittelalters, wo der schwerbewaffnete Ritter Fußknechte zur Bedienung und Mithülfe bei sich führte? Die Natur der Sache scheint es mit sich zu bringen, daß der Kämpfer zu Pferde den Vorrang hatte vor den Gehülfen zu Fuß, und so mochte schon damahls, wie späterhin, der Dienst zu Pferde vorzüglich, wo nicht ausschließend, die Bestimmung und das Vorrecht des Adels sein. Mehr nur in solchen Vorrechten und in dem Ruhme des Geschlechts, dem Andenken ausgezeichneter und besungner Vorfahren, bestand wohl der Vorzug des Adels, weniger in großem Reichthum.

Fürstengeschlechter mit sichtbarer Erblichkeit werden schon früh bei den Germanen erwähnt. Die Vermuthung eines erblichen Königthums, das wir später allgemein eingeführt finden, wird in früheren Zeiten noch dadurch bestärkt, daß in der deutschen Erbfolge überhaupt das Recht der Erstgeburt galt. Doch mochte bei den Fürsten und Königen diese anfangs nicht immer ausschließend entscheiden; sondern auch Wahl unter mehreren Mitgliedern eines fürstlichen oder königlichen Hauses Statt finden. Auch die Macht des gewählten Herzogs mochte oft dem erblichen Vorrechte des Fürsten Schranken setzen. Das Verhältniß der freien Männer kann man sich am deutlichsten machen, wenn man sich die Einrichtung der schweizerischen Alpenländer, oder weil jene Freiheit auch mit einem erblichen Adel und Königthum vereinbar ist, die in dem schwedischen Dalecarlien, überhaupt solche Länder vor Augen stellt, wo auch der Bauer ein Landstand ist, das Recht hat, die Waffen zu tragen, und auf den Landtägen an den öffentlichen Berathschlagungen Antheil zu nehmen. Doch gilt dieses nur für den unabhängigen Hausherrn und Eigenthümer des Hofes, der, wenn gleich keine große Anzahl, doch einige Dienstleute besitzen wird, zur Mithülfe und Besorgung der Wirthschaft; und genau so war es auch bei den alten Deutschen. Das Verhältniß, wo alle Bewohner einer ganzen Gegend einem Grundherrn unterthänig oder leibeigen sind, muß man hier noch nicht hineintragen,

es hat sich erst viel später entwickelt. Auch dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß das Loos dieser dritten und letzten Classe von Menschen, bei den Deutschen ungleich gelinder war, als das der Sklaven bei den Römern und Griechen. Bei den kriegerischen Gränzvölkern am diesseitigen Rheine, waren es vorzüglich Kriegsgefangene, die als Dienstleute zum Ackerbau gebraucht wurden.

Adel also und Freiheit waren die Grundvesten der ältesten deutschen Verfassung; ein Adelstand und ein Stand der Freien unter gewählten Herzogen oder erblichen Fürsten, diese enthalten den ganzen Umfang des deutschen Staats. Aber welch ein Adel und welch eine Freiheit, wenn wir ihn mit dem despotischen, drückenden, habsüchtigen Adel in Sparta, oder dem alten Rom, mit der tumultuarischen Freiheit der kleinen griechischen Staaten vergleichen! — Ein Adel auf milden Vorrang und allgemeine Freiheit, eine Freiheit auf Ehre, Tugend und Bundestreue gegründet. Bei keinem andern Volk findet man den Adel, diesen ersten aller Stände, diese Grundlage jener ständischen Verfassung, dieses erste und wesentlichste Natur-Element des wahren Staats, mit so großen und starken Zügen gezeichnet, und in so reinen Verhältnissen, wie bei den Germanen. Schon darum ist ihre älteste Geschichte so lehrreich. Wie späterhin die Geistlichkeit als ein zweiter Stand hinzugekommen, dann sich der dritte Stand entwickelt, in der neuesten Zeit endlich noch mehrere Abtheilungen und kunstreichere Verhältnisse entstanden sind, das wird die Folge der Geschichte zeigen. In dieser Hinsicht kann man sagen, die deutsche Geschichte, von der ältesten bis auf die neuesten Zeiten, sei eine natürliche und höchst lehrreiche Theorie des wahren Staats, d. h. der ständischen Verfassung. Statt des erträumten Naturstandes sehen wir einen wahrhaften Naturstaat in der germanischen Adelsverfassung, denn ganz einfach und bloß naturgemäß war die ganze Staatseinrichtung und Gesetzgebung. Jeder freie Mann hatte gegen andre Einzelne das Recht der Selbsthülfe, ja im Falle der Zwist bis zum Todschlag geführt hatte, war die Blutrache nicht bloß ein Recht, sondern die Pflicht des nächsten männlichen Er-

ben oder Schwertverwandten. Der Staat, und im Nahmen desselben der Graf, trat gleichsam nur als Schiedsrichter zwischen die streitenden Gegner ein, um durch ein Wehrgeld und andre Sühnungsmittel, wie es Sitte, Herkommen und Gesetz bestimmten, weiteres Unglück zu verhüthen und die Eintracht wieder herzustellen. Aus diesem uralten Rechte der Selbsthülfe entsprangen die vielen kleinen Befehdungen des Mittelalters, und noch bis auf unsere Zeit hat sich daher in den meisten europäischen Ländern die den Alten unbekannte Sitte des Ehrenzweikampfs erhalten.

Allerdings ward jene Freiheit der Einzelnen oft der Einheit und Ruhe des Staats und der Nation nachtheilig; wenn wir aber die Mißbräuche, welche die Gesetzgebung in Jahrhunderten nicht ausrotten oder auch nur mildern konnte, gern als Mißbräuche anerkennen, so wollen wir doch nicht vergessen, daß die Entwicklung des herrlichen Gefühls der Ehre, durch Gesetze beherrscht, eine der schönsten und wesentlichen Eigenheiten der neuern europäischen Bildung sei, und daß dieß eben die schwere Aufgabe der Staatskunst sei, die Ordnung und Einheit der Kraft des Ganzen mit der höchstmöglichen Freiheit der Einzelnen zu verbinden.

Auch dürfen wir wegen dieser Freiheit der Einzelnen gegen Einzelne nicht glauben, daß alles ganz ungebunden und zügellos war. In einem Falle waren die Gesetze sehr streng: in allem, was auf den Staat und den allgemeinen Bund Bezug hatte. Hier galt der Grundsatz, Einer für Alle und Alle für Einen, auf Leben und Tod. Jede Treulosigkeit und Verletzung der Bundespflicht wurde mit dem Tode bestraft, desgleichen Feigherzigkeit. Wer den Schild verloren hatte, fiel in die Acht, ward ehr- und rechtlos. Ein nicht bloß vorausgesetzter, sondern wirklich geschlossener Bund war die Staats- und National-Einheit. Jedes Volk war eine Eidgenossenschaft, wie wir es nennen würden. So wie die Schweizer in neueren Zeiten in einen freien Verein zusammentraten, zu gegenseitigem Schutz und Wehr, und eben durch diesen Bund erst ein Volk wurden, so war es in jenen alten Zeiten. Die Römer nennen uns eine Menge einzelner deutscher Völkerschaften; oftmahls mögen unter einem solchen so-

genannten Volke nur die Bewohner eines abgesonderten Landstrichs, eines oder mehrerer Gauen gemeint, die Benennung der entfernteren Völker im Innern nach bloßem Hörensagen ziemlich verworren aufgezeichnet, einige Volksnahmen aus bloßem Mißverständniß durch Unkenntniß der Sprache entstanden sein; wo aber die römischen Beschreiber aus der Anschauung und mit genauer Kenntniß, besonders von größern deutschen Nationen in ihrer Nähe, an den Rheingränzen reden, da ist es leicht zu bemerken, daß unter denen von ihnen sogenannten Völkern, solche Eidgenossenschaften und Bundesvereine zu verstehen seien. So war die schwäbische Eidgenossenschaft besonders mächtig und den Römern anfangs furchtbar; nicht minder der Bund der Hessen. Beide sind noch jetzt meistens in denselben Wohnsitzen, wie ehemahls, als besondre deutsche Völker vorhanden, durch manche Eigenheit kenntlich von den übrigen unterschieden. Der Bund der Cherusker im nördlichsten Deutschlande ward durch ihren Fürsten und Herzog Herrmann merkwürdig. Selbst die Benennung der Germanen ist von dieser Einrichtung hergekommen, indem die Römer diesen Nahmen von einer deutschen Völkerschaft, bei der sie diese Einrichtung zuerst bemerkten, auf mehrere andre und endlich auf alle übertragen haben. In neuern Zeiten haben die Geschichtforscher für jenen uralten Bundesverein und deutsche Sitte der Eidgenossenschaft das Wort Herrmannie aufgebracht, in Beziehung auf die Benennung der Germanen. Genauer angemessen aber wäre es wohl, das Wort Germanen in unsrer jetzigen Sprache durch Wehrmannen zu übersetzen; unser Wehr, was Vertheidigung und Waffen bedeutet, ist ursprünglich dasselbe Wort, wie das englische **war**, von dem das französische und italienische **guerre** und **guerra** nur durch eine andre Aussprache verschieden sind; unstreitig das Stammwort, von welchem Germanen herkommt. Also Wehrmannen bedeutet es, d. h. nicht bloß Kriegsmänner, sondern die zu gegenseitigem Schutz und Wehr Verbündeten, die Gemeinde der Eidgenossen. Das Einzige, was man bei diesen Völkerbündnissen vermißt, ist, daß nicht alle deutsche Nationen gleich in einen großen Bund zusammentraten.

Es konnte dieß nicht auf einmahl bewirkt werden; waren ja die Deutschen, wie alle europäischen Staaten, ursprünglich in lauter kleine Völkerschaften und Staaten zersplittert. Erst das Bedürfniß bei umfassendern Kriegsunternehmungen, besonders in dem schweren Kampf gegen die Römer, führte zu größeren Nationalvereinen. Wie die einzelnen deutschen Völker immer mehr in Verbindung getreten, wie endlich eine große deutsche Nationaleinheit zu Stande gekommen und sich während eines Jahrtausends theils erhalten, theils nach vorübergehenden Erschütterungen mehr als ein Mahl wieder hergestellt worden; das ist der Inhalt der neuern Geschichte.

Außer diesem Volksvereine, dem eigentlichen Wesen und Grunde des Staats, fand noch eine andre Verbindung bei den alten Deutschen Statt, die freier war, mehr nur für die Einzelnen galt; dieß war jene eigenthümliche Waffenfreundschaft, deren schwärmerische Treue uns die Römer mit Bewunderung und nicht geringem Befremden schildern. Krieger verbanden sich aus Freundschaft, vereint mit einander zu leben und zu sterben, Sieg oder den Tod zu theilen. Besonders an mächtigere und fürstliche Helden schlossen sich Ruhmbegierige an, als freie Gehülfen und Edeldiener. Die Treue war so groß, daß kaum ein Beispiel gefunden ward, wo das Gefolge seiner Getreuen den Tod des Waffenbruders oder Waffenherrn überlebte. Aus dieser kriegerischen Freundschaft und Verbindung ist die ganze Lehnsverfassung hervorgegangen. Der fürstliche Anführer mußte für seine Getreuen sorgen; an diese vertheilte und vergab daher der deutsche Eroberer ganze Länder, für die Fortdauer der gleichen Treue und edlen Dienste. Die Lust zu kriegerischen Unternehmungen ward dadurch nicht wenig erregt, eben daher auch der Rittergeist durch nichts so sehr entwickelt, als durch diese Einrichtung; denn hier ward der Krieg nicht erst vom versammelten Volk und Adel beschlossen. Auch wenn der Bund Frieden hatte, der Führer aber zu irgend einer kleineren kriegerischen Unternehmung Muth und Lust fühlte, ward das Abenteuer kühn begonnen und bestanden. Die Lehnsverfassung hat viele und große Mißbräuche in ihrer Entartung herbeigeführt; desfalls darf man

den ersten edlen Ursprung so wenig verkennen, als die großen und herrlichen Wirkungen, welche der Rittergeist hervorgebracht hat. Wirkungen, die noch nicht ganz erloschen sind, und von denen man nicht wünschen darf, daß sie jemahls ganz verschwinden möchten.

Nebst dieser schwärmerischen Waffenfreundschaft scheint nichts so sehr die Aufmerksamkeit und das Erstaunen der Römer erregt zu haben, als die Verhältnisse des weiblichen Geschlechts bei den Deutschen, das hohe Ansehen, welches die Frauen bei ihnen genossen, die Ehre und die Freiheit, in welcher sie lebten. Auch in diesem Stücke werden wir den ersten Ursprung von dem, was die Sitten und die Bildung der Neuern in der geistigen Liebe, in der freiern und feinern Geselligkeit, in der höhern Ausbildung des weiblichen Geschlechts, so vortheilhaft unterscheidet, bei den alten Germanen finden.

Einigen Einfluß auf die ganz andern Verhältnisse des weiblichen Geschlechts bei den Deutschen mag man selbst dem Klima zuschreiben. Daß das deutsche Klima auf die Gesundheit, ja auch auf die Schönheit der Gestalt nicht nachtheilig wirkte, das dürfen wir aus den Beschreibungen der Römer wohl schließen. Indessen war die Entwicklung, besonders des weiblichen Geschlechts, in dem kältern Himmelsstrich nicht so frühzeitig als in heißern Ländern. Die späten Heirathen der Deutschen erregten die besondre Aufmerksamkeit der Römer. Tacitus sagt, sie hätten geglaubt, diese Sitte sei nothwendig, um die Stärke des Stammes zu erhalten. Gewiß ist, daß diese Sitte zu dem freiern Verhältnisse, zu dem höhern Ansehen der Frauen wesentlich beitragen mußte. Wo die körperliche Entwicklung, wie in manchen südlichen Ländern Asiens, so frühzeitig ist, daß die Heirathen gleich an die Kindheit gränzen, wo die Frauen schon im zartesten Alter Mütter werden, da kann die Wahl für das Leben keine freie Wahl sein, da stehen, wenn auch noch das Gesetz die Vielweiberei erlaubt, der vollen Entwicklung der Seelenkraft beim weiblichen Geschlechte, und der ihm von der Natur gebührenden Würde, große fast unübersteigliche Hindernisse entgegen.

Zwar erhielt auch bei den Deutschen die Frau keine Mitgift; vielmehr mußte, wie bei den meisten alten Völkern, der Anwerber dem Vater ein Geschenk, gleichsam als Lösegeld, darbringen. Man darf deßfalls nicht voraussetzen, der Vater habe seine Tochter wie ein Eigenthum verkauft. Es fand ein großer wesentlicher Unterschied Statt zwischen der asiatischen und der germanischen Sitte. Dort ist es Gesetz, daß der Mann die Braut nicht eher sehen soll, als die Heirath schon wirklich abgeschlossen ist; in Deutschland war es vielmehr Sitte, daß der Jüngling und die Geliebte sich kennen, daß ein längerer freundschaftlicher Umgang der Verbindung vorausgehen mußte. Freie Wahl schloß die Verbindung und diese freie Wahl vorzüglich, nicht die Einfalt der Sitten allein war es, weßhalb die Römer die Ehen der Deutschen in ihrer Strenge und glücklichen Eintracht so ganz anders fanden, als sie es bei sich gewohnt waren.

Wenn Entführungen bei den Deutschen schon in alten Zeiten häufig waren, wenn selbst Herrmann seine Thusnelda geraubt hatte, so dürfen wir nicht annehmen, daß ihrer Neigung dadurch Gewalt geschehen sei; nur der Vater war und blieb sein Feind, und das mochte bei dem angeführten Verhältniß oft der Fall sein, daß die Forderungen des Vaters den Liebenden und ihrer Wahl entgegen standen, und er den Bund nicht bestätigen wollte, den freie Neigung geschlossen hatte. Auch die Morgengabe welche die Frau erhielt, ist merkwürdig; es gehörte dazu ein Schlachtroß, Schild und Waffe. Ich möchte nicht voraussetzen, daß dieß ganz allgemein gewesen sei; es fand wohl nur vorzüglich bei den adelichen Geschlechtern Statt, und dieses Geschenk war nicht bloß sinnbildlich gemeint, sondern zum wirklichen Gebrauch bestimmt. Die Frauen folgten dem Heere im Kriege, sorgten für die Verwundeten, sie haben oft die schon wankende Schlacht wieder hergestellt, bei ganz unglücklichem Ausgang durch einen freiwilligen Tod den erstaunten Römern mehrmahls ein nie gesehenes Beispiel hohen Muthes gegeben.

So theilten bei diesem Volke die Frauen alles was groß

und ehrenvoll war, selbst das, worin der Mann die höchste Bestimmung, den Stolz und die Freude seines Lebens fand.

* * *

Um ein gedrängtes Gemählde der Geschichte vor Augen zu stellen, ist es unvermeidlich, Thatsachen, die längst bekannt sind, von Neuem zu berühren; das einzige, was dem Darsteller bei dieser Schwierigkeit dennoch Vertrauen einflößen kann, ist, daß die schöne Erinnerung der Vorzeit, die großen Gegenstände der Geschichte einen unvergänglichen Reiz in sich tragen, daß sie in einem gewissen Sinne immer neu bleiben, in ein um so helleres Licht vor uns treten, je mehr sich unser eigenes Leben erweitert. Wie die Vergangenheit allein uns die Gegenwart ruhig ins Auge fassen lehrt, so erleuchtet eine reiche Gegenwart auch auf mannichfache Weise das Dunkel der Vergangenheit; wie manches sonst unverstandene Blatt der Geschichte steht nur seit den Begebenheiten der letzten Jahre, in einer ganz neuen Klarheit vor uns! —

Man denkt sich die Völkerwanderung gewöhnlich als eine Art von Ueberschwemmung zahlloser Barbarenschwärme, da von der östlichen Gränze China's bis an die westlichen Ufer von Spanien plötzlich die wilden Nationen ein allgemeiner Schwindel der Unruhe, eine unwillkührliche Bewegungslust, ergriffen, und nun ein Drehen, Drängen, Treiben und Stoßen derselben begonnen habe, wodurch zuerst die alte Cultur zerstört, und dann die Barbarei des Mittelalters herbeigeführt worden sei. Nach der Wahrheit und im Zusammenhange der Geschichte sieht diese Begebenheit ganz anders aus. Zuerst ging sie eigentlich nur zwischen den Germanen und den Römern vor; das einzige nicht deutsche, unmittelbar aus Asien kommende Volk, welches darauf Einfluß gehabt hat, die Hunnen, war so wenig zahlreich, ihr Einfluß so unbedeutend, daß auch ohne sie die Entwicklung dessen, was schon so lange zur Entwicklung reif war, im Ganzen eben so Statt gefunden haben würde. Kaum ist eine andre große Weltbegebenheit so lang-

sam, Jahrhunderte hindurch vorbereitet worden, so allmählig und stufenweise zu Stande gekommen, als die Völkerwanderung, d. h. die bewaffnete Ansiedlung der Germanen in den Provinzen des römischen Reichs, und die endliche Besitzergreifung der vier vornehmsten großen Provinzen im westlichen Europa: Italien, Frankreich, Spanien und England. Es hatte diese Begebenheit zwei einfache große Ursachen. Für die Germanen war es in ihren nördlichen Wohnsitzen, bei steigender Bevölkerung, ein Bedürfniß Colonien auszusenden, um sich eines Theils ihrer Bevölkerung zu entledigen. Nach welcher Richtung sie nun Wohnsitze suchten, im Westen, Süden oder Südosten, so stießen sie auf das ausgedehnte Reich der Römer; daher die vielen, großen, oft wiederhohlten Kriege zwischen den Germanen und den Römern, die von der Erscheinung der Teutonen und Cimbern, etwas mehr als hundert Jahre vor Christi Geburt, bis auf die Eroberung Roms durch den König der Gothen, Alarich, volle fünf hundert Jahre gedauert haben. Schon jene ersten nordischen Fremdlinge, welche Rom in so großes Erstaunen setzten, forderten nichts als Wohnsitze. Nicht zerstörende Eroberung, nicht ein Streifzug zum Beutemachen, sondern Ansiedlung war ihr Zweck; mit Güte, oder wenn diese kein Gehör fand, durch Gewalt. Land um Kriegsdienst, nach der allgemeinen deutschen Sitte, das war, was sie auf friedliche Bedingungen begehrten. Eine Provinz sollte man ihnen abtreten, dagegen wollten sie dann treu verbündet das allgemeine Aufgeboth ihrer Mannschaft zum gemeinschaftlichen Kriegsdienst stellen; als bewaffnete, kriegerische, zuerst aber doch immer friedlich unterhandelnde Ansiedler, kamen auch sie schon, so wie alle, die ihnen aus dem Norden gegen die Gränzen des römischen Reichs in den fünf Jahrhunderten bis auf Alarich nachfolgten. In der spätern Zeit würden die Teutonen und Cimbern ihren Zweck leicht erhalten und mancher Kaiser sich glücklich geschätzt haben, durch Abtretung einer Provinz eine so herrliche Verstärkung für sein Kriegsheer zu gewinnen. Einige Jahrhunderte vor dem cimbrischen Kriege, als das südliche und westliche Europa noch in lauter kleine Staaten zertheilt war, würde es diesen Völkern auch

leicht geworden sein, irgendwo mit Güte oder Gewalt Wohnsitze zu finden. Jetzt aber, da sie auf das mächtige Rom, in seiner vollsten Kraft und Blüthe trafen, mußte ihre Tapferkeit nach einigen fruchtlosen Siegen der überlegenen Kriegskunst unterliegen; sie wurden vernichtet.

Dieselbe Ursache einer im Vergleiche mit dem Ertrage des Landes zu stark anwachsenden Bevölkerung im Norden, welche die Teutonen und Cimbern mit den Römern in Kampf brachte, hat auch die Schwaben und Schweizer der allgemeinen Ueberlieferung zu Folge, welcher die Geschichte in diesem Falle vollkommen beistimmt, in ihre jetzigen Wohnsitze geführt. — Was jene steigende Bevölkerung und das daher entstehende Bedürfniß der Auswanderung im Norden herbeigeführt, das können wir zwar nicht mit Genauigkeit im Einzelnen beantworten, aber doch liegt nichts an sich Unwahrscheinliches darin. Wenn das mittlere und südliche Deutschland damahls, wegen der großen Waldungen viel rauher war als jetzt, wenn eben deswegen der Ackerbau in diesem Erdstrich ungleich weniger als jetzt verbreitet, wenn er der Jagd untergeordnet gewesen sein mag, so gilt dieß keinesweges von dem nördlichen, der Küste näher liegenden Theil von Deutschland, wie schon früher bemerkt worden ist. Es war der Ackerbau in diesen nördlichsten Wohnsitzen der Deutschen verbreitet, die Bevölkerung konnte stark, und verhältnißmäßig zu groß sein; gegenwärtig bemerken wir etwa nur noch in der Schweiz und in Schwaben, daß bei einem gesunden und fruchtbaren Menschenstamme, und bei einem durch die Natur beschränkten Ertrag des Bodens, die Entledigung von einem Theil der überflüßigen Bevölkerung sich in Auswanderungen, oder auf andre Weise als Bedürfniß ankündigt. In Schweden, Dänemark und dem nördlichen Deutschland scheint dieß jetzt nicht der Fall zu sein; aber wie sehr hat sich auch nicht seitdem der Anbau des Landes, die Nahrungs- und Lebensweise, mit ihnen auch die Stammesart verändert! — Die zweite große Ursache der Völkerwanderung war die immer zunehmende Erschlaffung, und die immer schlechter werdende Verfassung des römischen Reichs, die endlich die Länder entvölkerte, und schon

dadurch der Ankunft und der Besitzergreifung der bewaffneten nordischen Ansiedler entgegen kam, und sie auf jede Weise begünstigte. —

Ich kehre zurück zu dem Faden der Geschichte; aber nur diejenigen Begebenheiten, nur die Charaktere werde ich erwähnen, die Epoche gemacht haben, denn diese sind es, welche den Geist der Zeit darstellen. Es ist mein Wunsch und mein Ziel, nicht die ganze Reihe und Folge dessen, was geschehen ist, noch einmahl zu wiederhohlen, sondern über bekannte Thatsachen neue Betrachtungen zu veranlassen.

Das zweite Mahl trafen die Römer mit den Deutschen zusammen bei Cäsars blutiger Eroberung von Gallien, die ihm als Grundlage und Stufe zum Thron der Alleinherrschaft den Weg bahnen sollte. Der schwäbische König Ariovist, dem die Römer nach ihrer Weise schon früher die sehr bedeutende, immer folgenreiche, oft gefährlich entscheidende Benennung eines Freundes des römischen Volks gegeben hatten, war durch Bündniß mit einem gallischen Volk dort angesiedelt. Cäsar führte Krieg gegen ihn, nöthigte ihn zum Rückzuge, und streifte in Deutschland, welches er zuerst als Augenzeuge beschrieben hat. Aber nicht auf die bessere Bewaffnung des Heeres und seine überlegene Kriegskunst allein verließ er sich; gegen einige deutsche Völkerschaften führte er den Krieg auf eine so treulose und zugleich grausame Weise, daß, als er Dankfeste im Senat für die erfochtnen Vortheile begehrte, dieses Gesuch verworfen ward, und die ihm nicht günstig waren, besonders Cato, darauf antrugen, daß er zur Ehre des römischen Nahmens jenen deutschen Völkern ausgeliefert werden sollte.

Sehr verschieden war die Weise, wie die Römer die überwundenen Völker behandelten. Die Griechen, so wie alle griechisch-asiatische Reiche schonten sie, einzelne Gewaltthätigkeiten abgerechnet, und täuschten sie auf alle Weise durch einen Schein von Freiheit und von Fortdauer ihres alten National-Daseins. Gegen die westlichen nordischen Völker in Spanien und Frankreich führten sie einen Vertilgungs-Krieg; kaum wird die Geschichte einen blutigern Krieg nennen können, als den, durch welchen Cäsar Gallien endlich ganz eroberte. Um die Lücken zu ersetzen, nahmen die

Colonien ihre Richtung vorzüglich hierhin. Die Geschichtschreiber erzählen uns meistens nur von Schlachten oder von den Verhältnissen der Gewalthaber, von ihren Tugenden und Fehlern, ihren guten und bösen Eigenschaften, so wie sie dieselben finden und beurtheilen; die stillen Wirkungen des bildenden Geistes und Fleißes werden mit Stillschweigen übergangen, bis endlich nach Jahrhunderten vielleicht ein großes Resultat dieser verborgenen Thätigkeit mit einem Mahle unser Auge überrascht. Wie lehrreich würde es nicht sein, wenn wir ein ausführliches Gemählde davon hätten, wie Frankreich und Spanien durch Colonien und den Einfluß des herrschenden Hauptlandes in kurzer Zeit so ganz römisch geworden ist, als es selbst die Sprachen jener Länder beweisen. Nur die Art, wie zu neuerer Zeit in Mexico und Peru auch nach einem blutigen und fast vertilgenden Krieg gegen die Urbewohner, durch stete Einwanderungen aus dem Mutterlande, ein wahrhaftes Neu = Spanien, spanisch in Sprache, Sitten und Stammesart, blühender vielleicht als das Mutterland, entstanden ist, läßt sich damit vergleichen. Die steten Bürgerkriege der Römer, die Verfolgungen unter den Kaisern, mochten dazu beitragen, daß viele die Ruhe der Provinz, und den sichern Gewinn der Landwirthschaft oder des Verkehres in kleinen Städten, dem gefährlichen Gewirre der Hauptstadt vorziehend, Italien verließen, und sich in jenen neurömischen Ländern ansiedelten.

Gegen die Deutschen schwankten die Römer zwischen ihren beiden verschiedenen Kriegssystemen. Anfangs mochte die Hoffnung und die Absicht sein, die Deutschen zu unterjochen, ja zu vertilgen, wie die Gallier, wenigstens ihre Verfassung, Sitten und Sprache, kurz, das, was sie zu Deutschen machte. Bald aber, schon unter Augustus, ganz entschieden unter Tiberius, ward es anerkannter römischer Staatsgrundsatz: man solle die Deutschen nicht durch stete Angriffe zum Krieg reizen, sondern nur die Uneinigkeit unter ihnen erhalten und vermehren, sich eine Parthei im Lande machen, einzelne Mächtige durch Ertheilung von Ehrenwürden, durch den Aufenthalt in der Hauptstadt und den Genuß ihrer Verführungen zu gewinnen und zu entnerven suchen.

Als der wichtigste und größte Charakter des ganzen germanischen Zeitalters erscheint Herrmann; vielleicht weil wir ihn, Dank sei es der Meisterhand des großen Römers, der ihm seine Bewunderung nicht versagen konnte, besser und vollständiger kennen, als jeden andern Helden dieses Zeitalters; aber auch deswegen, weil wir die innere Beschaffenheit und das höchste Streben dieser ganzen Zeit, in ihm am deutlichsten ausgedrückt sehen; wie schwer nähmlich den Germanen ihr Kampf um die Freiheit gegen die Römer ward, welche Hindernisse der Held des Vaterlandes bei seinem eigenen Volke fand, welche Standhaftigkeit und Gesinnung endlich es war und es sein mußte, durch welche es ihm dennoch gelang, zwar nicht durch glänzende Siege und Eroberungen die völlige Oberhand zu behaupten, aber doch eine Schutzwehr der Freiheit für die Zukunft zu retten, und durch die Aussaat großer Anstrengungen und Erinnerungen in den Gemüthern seines Volks einer glücklichern Zeit vorzuarbeiten.

Die ganze Kraft des unermeßlichen Reichs, das in seiner Hand zuerst vereinigt war, wandte Augustus vornehmlich gegen die Deutschen. Im Süden gelang es ihm, die Donau als Gränze festzusetzen. Dadurch kamen mehrere halb und ganz germanische Völker unter römische Bothmäßigkeit. Weniger glücklich waren seine Unternehmungen im Norden; zwar ward das Land zwischen dem Rhein und der Elbe auf einige Jahre römisch; als aber Varus, gegen alle Klugheit, römische Gesetze und Unterdrückung zu voreilig hier einführen wollte, so erfolgte die berühmte Niederlage, bei der von Seiten des Herrmann mehr als der Sieg, die vollkommene und tief durchdachte Vorbereitung des großen Entwurfs, und im entscheidenden Augenblick die rasche und vollständige Ausführung zu bewundern ist.

Herrmanns Haus war vom Augustus begünstigt worden; er selbst hatte als Anführer der cheruskischen Völker im römischen Heere gedient. Er kannte die Kriegskunst der Römer, ihre Sprache und Bildung; seine Gesinnung blieb unverändert dem Vaterlande zugewandt. Nicht irgend eine gemeinere Triebfeder, sondern allein die klare Ueberzeugung von dem, was Deutschland

heilsam und zur Rettung nothwendig sei, hat seinen Haß gegen Rom entflammt. Als großen Feldherrn bewährte er sich besonders in dem Kriege gegen Germanicus, einen Gegner, der seiner würdig war. Es drang derselbe mit einer großen Uebermacht wohl in das innere Deutschland vor, rühmte sich oder glaubte auch mehrere Schlachten gewonnen zu haben, aber immer stand Herrmann wieder schlagfertig da, und es endigten sich die angeblichen Siege mit einem Rückzuge, auf welchem die Römer stets beunruhigt, ja verfolgt wurden, und mit dem Geständnisse des Geschichtschreibers von der Größe des Verlustes, und daß Herrmann wohl in Schlachten, aber nie im Kriege besiegt worden sei.

Deutschland blieb von dieser Seite frei; indessen war der Kampf schwer gewesen, ein Theil des Landes verwüstet worden. Herrmann hatte eingesehen, woran es eigentlich, um den Römern sicher unbezwinglich zu bleiben, gebreche; an einem allgemeinen Vereine und festen Zusammenhalten der verschiedenen deutschen Völker. So entspann sich der Krieg gegen Marbod, den König im südlichen Deutschland, der im Frieden mit den Römern, bei dem Kampfe für das Vaterland gleichgültig geblieben war. Marbods den römischen Sitten nachgebildete Herrscherweise war verhaßt; er mußte fliehen, und beschloß sein Leben, es von römischen Wohlthaten fristend, unrühmlich nach achtzehn Jahren zu Ravenna. Wenn Herrmann späterhin des Strebens nach der Alleinherrschaft beschuldigt ward, wenn er durch den Haß der eigenen Verwandten, den Neid der andern Fürsten fiel; so dürfen wir nach dem Gehalt und Geist seines Lebens wohl voraussetzen, daß er nicht für sich mehr, als Rechtens war, begehrte, sondern vielmehr, daß er nur eine vollkommnere Verbindung und Einheit der deutschen Nation, weil er durch Erfahrung gesehen hatte, woran es fehle, zu Stande zu bringen wünschte, und daß wahrscheinlich eben darin seine große Absicht verkannt ward.

Herrmann gehörte nicht zu denen Helden, die von eigenem Genuß und Ruhm berauscht, nur ihren unbegränzten Begierden und dem reißenden Strome ihres Glücks folgen, sondern vielmehr zu denen, die, ein großes Ziel der öffentlichen Wohlfahrt als ihren

Beruf und hohe Pflicht erkennend, gegen den Strom einer verderblichen und gefährlichen Zeit, und gegen die Uebermacht ruhmvoll kämpfend, ihr ganzes Leben in steter Anstrengung und Entsagung aufopfern. Sein eigner und seiner Frauen Bruder, beide lebten dem Vaterlande entfremdet unter den Römern. Der seine, Flavius, dessen deutscher Nahme sich nicht erhalten hat, trug selbst die Waffen gegen ihn; Siegmund aber, Thusnelda's Bruder, bekleidete die Würde eines römischen Priesterthums in der Colonie der Ubier. Schwankend in seiner Gesinnung zwischen Roms Glanz und der Stimme des Vaterlandes, warf er beschämt die trügerischen Ehrenzeichen der Fremdlinge von sich, als Herrmann Deutschland befreit hatte; später doch dem Segest auf der Römer Seite folgend. Feind war dem Befreier unversöhnlich Segest, der Vater seiner Gemahlin. Selbst der Oheim, der so lange mit ihm vereint gefochten hatte, trat endlich ab, aus Neid über den Vorrang, den der jüngere Kriegsheld als Feldherr durch den Ruhm seiner Thaten und als gewählter Heerführer der Nation doch haben mußte. Seine Thusnelda mußte er gefangen wissen, den Triumphzug des stolzen Römers zierend. Endlich ward ihm noch das Bitterste zum Lohn, entschiedener allgemeiner Undank des eignen Volks! Einer der deutschen Fürsten sandte sogar Bothschaft an den Kaiser Tiber, daß er ihm Gift, damahls in Deutschland noch unbekannt, senden möge, um den Befreier des Vaterlandes, was er offen im Kriege nicht vermochte, heimlich aus dem Wege zu räumen. Selbst Tiber beantwortete dieses Ansinnen, zu dem ein deutscher Fürst sich erniedrigt hatte, Roms alter Würde gemäß.

Erst nach seinem Tode wurden Herrmanns Thaten, durch ihre unermeßnen großen Wirkungen, mit dem schönsten Erfolge gekrönt. Wohl mit Recht war es, daß die deutschen Völker, als mit dem Tode auch der Neid erloschen war, den Ruhm des Helden in vielgesungnen Liedern verherrlichten; und nicht ohne Grund, daß auch alle neuern vaterländischen Geschichtschreiber und Dichter immer auf Herrmann zurückkommen. Als der Erhalter, der wahre Stifter und zweite Stammvater der deutschen Nation und ihrer Unabhängigkeit, ist er auch als der Anfang und Begründer

der gesammten neuern Geschichte, der freien europäischen Verfassung und Bildung anzusehen; denn ohne ihn, ohne seine Thaten und seine Standhaftigkeit wäre das alles nicht geworden; und so darf man sagen, daß Herrmanns kurzes, mühseliges, mit Kampf und Leiden erfülltes Heldenleben, größere Folgen gehabt, tiefer gewiß aber dauernder in die Weltgeschichte, eingewirkt hat, als Alexanders glänzende Eroberungen und Cäsars blutige Siege.

Der erste unserer vaterländischen Dichter hat unserm Helden ein schönes Denkmahl in einer Reihe von dramatischen Darstellungen errichtet. Achtungswerth bleibt dieses Dichterwerk nicht nur wegen seiner vaterländischen Gesinnung und durch die Hoheit und Würde, die alle Klopstockschen Werke unterscheidet, sondern durch viele einzelne große und rührende Züge. Nur in Einer Eigenschaft ist es sonderbar; es ist diese Verherrlichung des Ersten aller deutschen Helden, mehr mit dem Geist und in dem künstlich gedrungenen, scharfen, sentenzenreichen Styl des Seneca, oder überhaupt eines Römers geschrieben, als mit der kunstlosen Freude und Liebe, die uns zu Herrmanns Deutschen, und in die Einfalt der damahligen Zeit zurückführen könnte.

Nach Herrmann nimmt der große batavische Aufstand unter Civilis in den römischen Geschichtsbüchern eine wichtige Stelle ein. Der Ausgang dieses merkwürdigen Volkskrieges, dessen eigentliche Seele die begeisterte Seherin Velleda war, ist nicht ganz bekannt. Gewiß ist, daß die batavischen Völker, wenn gleich unter römischer Oberherrschaft, die Unabhängigkeit und Eigenthümlichkeit ihrer Sitten und Sprache behaupteten, daß sie Deutsche blieben. Eben dieß ist von den Völkern südlich der Donau im alten Rhätien, Vindelicien, Norikum, Pannonien, theils gewiß, theils wahrscheinlich. Eben dadurch blieben die Deutschen im Ganzen unüberwunden, daß sie, obwohl sie von den Römern manches lernten, dennoch treu und standhaft bei der vaterländischen Sitte, Sprache und wo sie konnten, auch bei der alten Verfassung blieben. In einzelnen Schlachten wurden sie durch die überlegene Kriegskunst der Römer oft besiegt. Tief in das Innere von Deutschland drangen manche Kaiser ein, am dauerndsten unter Trajan,

wo auch das Land zwischen dem Main und der Donau römisch ward; diese Zeit war vielleicht die gefahrvollste für deutsche Freiheit. Caligula, Domitian hatten, um doch das Schauspiel eines germanischen Triumphs geben zu können, andere Gefangene deutsch kleiden, ihnen nach deutscher Art die Haare wachsen und sogar roth färben lassen, weil der gemeine Römer sich den Deutschen nun einmahl nicht anders als mit rothem Haar denken konnte. Trajan bedurfte dieser kindischen Künste nicht, er mochte im Ernst germanische Triumphe feiern. Wichtig in Beziehung auf Deutschland war auch Trajans große Eroberung im Nord-Osten, da er ganz Dacien zur Provinz machte und durch eine zahlreiche Colonie zu sichern strebte, aus welcher Vermischung römischer Soldaten und Ansiedler mit den alten Eingebornen, die Nation der Walachen, welche sich selbst Römer nennen, ein noch lebendes Denkmahl geblieben ist. — Ist es doch, als hätte Trajan vorausgesehen, von woher die deutschen Völker am gefährlichsten eindringen, von woher dem römischen Reiche der Untergang kommen würde.

Nach ihm war der wichtigste und entscheidendste deutsche Krieg der sogenannte Markomannische, längst der ganzen südlichen Donaugränze, unter Marc Aurel. In diesem Kriege drangen die Deutschen bis Aquileja vor, und da endlich Friede ward, konnten die Quaden, Bewohner des jetzigen Oesterreich, fünfzigtausend Gefangene an die Römer zurück geben. Das Uebergewicht der Deutschen war jetzt entschieden, und der Untergang des römischen Reichs leicht vorher zu sehen. Schon Cäsar siegte durch Deutsche, Augustus bildete seine Leibwache aus ihnen, alle nachfolgenden Kaiser suchten der Deutschen immer mehr in ihrem Kriegsheere zu haben. Von dieser Epoche unter Marc Aurel an, wird der deutsche Einfluß im Heere und im Staat mit jeder Regierung stets sichtbarer, so wie die Abhängigkeit der Römer mit jedem neuen Friedensschluß. Immer mehr deutsche Nahmen finden wir unter den Gewalthabern, die sich in einzelnen Provinzen aufwarfen, oder unter den höchsten Staatsbeamten, welche die Kaiser anordneten. Zahlreiche deutsche Colonien wurden von mehreren ganz verschiedenen Seiten, noch vor Constantin, im römi-

chen Reich aufgenommen: immer fühlbarer zeigt sich das Bedürfniß einer großen Veränderung; zusehend mächtiger wird die deutsche Parthei im römischen Reiche, denn das ist die für das wahre Verhältniß eigentlich passende Benennung; bis endlich ganze Provinzen, ganze Classen des Reichs, die höchsten Staatsbeamten und oft die Kaiser selbst die Deutschen herbeiriefen, sie aufforderten, das nun ganz auszuführen, was schon so lange vorbereitet war.

Der Untergang Roms ist nicht durch die vielen schlechten Kaiser verursacht worden; er war an sich unvermeidlich. Das römische Reich hatte vom Anfang an, weder eine Verfassung noch eine feste Grundlage in den Gemüthern der Menschen. — Keine Verfassung; — wohl war im alten republikanischen Rom die Vertheilung der Staatskraft unter Patricier, Volk und Ritter, Consuln, Senat und Tribunen, von der Art, daß durch eine starke Hand wieder hergestellt und neu belebt, dadurch für die Stadt, allenfalls auch für ein beschränktes Land von einer Nation, etwa für Italien eine wahrhafte und angemessene Verfassung hätte können gebildet werden; aber wie, als nun diese alte Form der einen, zur Weltherrscherin gewordenen Stadt, dem ganzen aus vielen verschiedenen Ländern und Nationen bestehenden Reiche angepaßt werden sollte? Zwar dehnte man die Vorrechte des Römers früh schon auf Einzelne unter den abhängigen Völkern aus; aber wenn hier ein deutscher Fürstensohn mit der Würde eines römischen Ritters bekleidet ward, dort ein Syrer oder Aegypter die Vorrechte eines römischen Bürgers erhielt, so entstand dadurch doch keine wahre Einheit unter so verschiedenartigen Bestandtheilen. Eine schwache Nachbildung bloß der äußern Form blieb es, wenn viele der bedeutenden Städte der Provinzen, im Kleinen ganz wie Rom eingerichtet, ihnen ein Senat, ein Kapitol, Theater und Naumachien gegeben wurden. War doch der alte Senat in der Hauptstadt selbst nichts mehr, als ein kraftloser Schatten erloschner großer Erinnerung! Auch das war fruchtlos, als man das römische Bürgerrecht auf ganz Italien und endlich auf das ganze Reich ausdehnte; denn es ward dadurch dennoch weder ein wahr-

hafter Bürgerstand noch ein gemeinsamer Adel des ganzen Reichs hervorgebracht, der als ein sichtbarer und thätiger Theil der Volkskraft, ein Träger und Band des Throns, und ein lebendiges Werkzeug in der Hand des Kaisers hätte sein mögen. Alles blieb dem durch nichts geordneten, und mit dem Willen des Volks verbundenen Willen des Einzigen anheim gestellt, oder im noch schlimmern Falle, den Launen des, den Alleinherrscher wieder beherrschenden Kriegsheers, welches zuletzt als die einzige wahre Staatskraft übrig blieb. So konnte Rom zu keiner Verfassung kommen, als Monarchie noch eben so tumultuarisch, wie es die Republik gewesen war.

Der Mangel einer festen Grundlage zeigte sich vorzüglich in dem Sittenverderbniß und in der Religion, oder vielmehr in dem Mangel derselben. Schon in der letzten Zeit der Republik hatte sich mit dem einreißenden Luxus und der plötzlichen Sittenveränderung, wie das immer zu geschehen pflegt, ein allgemeiner Geist des Unglaubens, der Gleichgültigkeit und der Verspottung der alten Gebräuche offenbart. Die Einführung der griechischen Philosophie trug viel dazu bei; vorzüglich war es die, einem gebildeten Lebensgenuß, einer verfeinerten Selbstsucht wohl schmeichelnde, im Grunde aber jeden Glauben an Gott und Sittlichkeit untergrabende Lehre des Epikur, welche anfangs allgemeinen Beifall und zahllose Anhänger fand. — Kaiser Augustus fühlte das Uebel und dessen Quelle wohl; seine ganze Staats-Einrichtung und Wirksamkeit war darauf gerichtet, die alten Sitten und Gesetze wieder herzustellen und den Volksglauben aufrecht zu erhalten. Dieses letzte aber war zu spät; der Grund, warum es nicht gelingen konnte, lag in der Beschaffenheit des römischen Volksglaubens selbst. Ein jeder Glaube, welcher auf der Anerkennung des einzigen Gottes beruht, kann, wenn auch Vernachlässigung der Sitten und der Erziehung, Uneinigkeit und selbst allgemeine Gleichgültigkeit, noch so sehr eingerissen sind, wieder hergestellt werden, sobald sich eine starke Hand findet, die dazu berufen ist; denn es ist ein fester Punkt gegeben, auf den man zurück gehen kann, eine wesentliche sichre Grundlage, die nach Absondrung alles Vergäng-

lichen übrig bleibt. Die Götterlehre der Griechen und Römer war in sich unzusammenhängend, ohne Einheit und festen Grund, zu auffallend fabelhaft, und zu sehr bloß ein Werk der Einbildungskraft, als daß es möglich gewesen sein sollte, sie wieder herzustellen, nachdem das Gefühl dieser Schwäche einmahl allgemein geworden war. Augustus suchte den Götterdienst wieder mit dem Staate in die genaueste und innigste Verbindung zu setzen; aber wenn ein Nero mit den höchsten priesterlichen Würden bekleidet war, wenn ein Divus Tiberius, oder Divus Caligula nach ihrem Ableben göttlich verehrt werden sollten; so konnte dieß weder den Göttern ihre ehemahlige Würde, noch den Menschen die alte Tugend und den verlornen Glauben wiedergeben. — Wäre irgend ein Mann im Stande gewesen, altrömische Kraft und strenge Größe wieder herzustellen, so war es Trajan; da er es nicht vermochte, so müssen wir glauben, daß es überhaupt zu spät war. Sein tiefdenkender Nachfolger, Kaiser Hadrian, scheint die Quelle des Uebels vorzüglich im Geiste gesucht zu haben, in dem Mangel an Einheit, welcher die Denkart und die Bildung der verschiedenen Nationen des römischen Reichs trennte. Von diesem Zeitraume fing der griechische Geist in der Literatur und Wissenschaft wieder an sein natürliches Uebergewicht zu behaupten. Hadrians Hauptgedanke mag gewesen sein, die Kenntnisse und den Geschmack aller der gebildetsten Nationen des Reichs, selbst die Aegypter nicht ausgeschlossen, in Eins zu verschmelzen, und dadurch den sinkenden Geist der römischen Welt neu zu beleben und zu befruchten; auch dieß konnte nur ein vorübergehender Versuch bleiben. Die Antonine ergriffen noch ein anderes Mittel der Rettung; die stoische Philosophie sollte jetzt den unaufhaltsam sinkenden Volksglauben stützen oder ersetzen; sie ward auf alle Weise begünstigt, verbreitet und recht als Staatsangelegenheit betrieben. Auch hat sie dem Staate und der Menschheit unstreitig große Männer gegeben; aber andrer Gebrechen nicht zu gedenken, so konnte diese schwer verständliche Wissenschaft nie für alle sein, nie Volksglaube werden.

Dieser Mangel ward durch das Christenthum ersetzt; in der

erhabenen Philosophie und Sittenlehre desselben fanden viele Männer, die mit der ganzen Bildung der Griechen und Römer bekannt waren, eine Befriedigung, die weder Plato, noch die Stoa ihnen gegeben hatte; aber diese Befriedigung war kein ausschließendes, dem übrigen Volke unzugängliches Vorrecht einiger Philosophen. Das Christenthum war zugleich Philosophie, und dennoch weil es nicht auf eine, sondern auf alle Seelenkräfte wirkte, jedem zugänglich, und von gleicher Wirkung auf alle Stände. Ungeachtet der angestrengten Gegenwirkung trat daher das Christenthum immer mehr an die Stelle des alten, vor ihm allmählig zurückweichenden und verschwindenden Götterdienstes der Fantasie. Den römischen Staat hat aber der christliche Glaube dennoch nicht retten können, auch nachdem er allgemein und herrschend geworden war. Es könnte sehr befremden, daß diese Lehre, welche unläugbar so vielen Einzelnen zu den größten Aufopferungen, oder zu der noch schwerern Befolgung der strengsten Gesetze die Kraft gab, auf den Staat nichts gewirkt hat. Die Ursache war, daß selbst unter den christlichen Kaisern die Religion, einige Abschnitte und Gesetze des Privatrechts ausgenommen, auf die eigentliche Staatseinrichtung und Verfassung, oder vielmehr Unverfassung, gar keinen Einfluß hatte. Es blieb hier alles, wie es war; auch würde es eine große Kraft und tiefen Geist erfordert haben, eine neue, den reinern Begriffen von Gott und dem Menschen angemessene Staatsverfassung zu erschaffen, zu welcher die nothwendigsten Bedingungen fehlten. Selbst das am leichtesten sich darbiethende Mittel, durch die Vermittlung und den Einfluß der Geistlichkeit auf das Volk zu wirken und die öffentliche Meinung und den Willen des Volks mit den Absichten des Herrschers in Verbindung zu bringen, ward wenigstens im abendländischen Kaiserthume verabsäumt. Daß im griechischen Kaiserthume wenigstens einige Verbindung zwischen dem Staate und der Geistlichkeit Statt fand, ist nebst der günstigern Naturlage gegen die deutschen Völker, einer von den hauptsächlichen Gründen, weßhalb das griechische

Reich eine obgleich schwache, doch ungleich längere Dauer erlebte. —

Die Gothen waren die ersten, welche das römische Reich von Nord = Osten aus in Besitz nahmen; grade von daher, wo Trajans Eroberungen und große Colonien die Gränze zu schützen bestimmt schienen. Es geschah die Einwanderung der deutschen Völker in das abendländische Kaiserthum vorzüglich in zwei Richtungen, von zwei verschiedenen Punkten aus. Die erste Einwanderung war die der Gothen und aller ihnen verwandten Völker, welche von Osten her die südlichen Länder des Reichs, Italien, das mittägliche Gallien, Spanien und die afrikanische Küste traf. Die andre aus dem nordwestlichen Deutschland, da die Franken und Sachsen das nördliche Gallien und das südliche Britannien in Besitz nahmen. Wir betrachten erst in Kürze die gothischen Eroberungen und Reiche, dann die fränkischen.

Daß die Gothen, ein großes deutsches Urvolk, aus Schweden gekommen seien, wo noch einige Länder dieses Reichs ihren Nahmen tragen, das gehört keineswegs zu den unbezweifelten historischen Wahrheiten. Gewiß ist es, daß die Gothen aus den nordöstlichsten Wohnsitzen der Deutschen, vom Ufer des baltischen Meeres aus, sich in die südlichen Wohnsitze, wo wir sie nachher finden, verbreitet haben. Die Ursache der Auswanderung mag dasselbe durch anwachsende Bevölkerung verursachte Bedürfniß, wie bei allen frühern Auswanderungen, gewesen sein. Daß die Richtung der erobernden Ansiedler nicht mehr nach Westen, oder grade nach Süden auf Gallien und Italien zuging, sondern südöstlich, davon läßt sich der Grund in der starken Verwahrung der römischen Rhein= und Donau=Gränze finden. Hier lag der Kern des Heers, und eine fortgehende Kette von Festungen bildete mit jenem zusammen ein Bollwerk, welches unübersteiglich in den Zeiten des noch mächtigen Kaiserthums, selbst in denen des Verfalls, noch mit Anstrengung unterhalten ward. In den südöstlichen Gegenden stießen die Gothen dagegen zuerst nur auf kleine Nationen, die mit ihnen zum Theil schon von ältern Zeiten her verbunden sein mochten, oder über die

sie doch leicht das Uebergewicht behaupten konnten. Schon zwei hundert Jahre nach Christo waren sie weit verbreitet in diesen südöstlichen Gegenden, und im vierten Jahrhundert unter Ermanarich erstreckte sich das große gothische Reich vom schwarzen Meere, von dem Ausflusse der Donau, ganz Dacien und Sarmatien, nebst der Krimm umfassend, östlich bis an die Nordseite des Kaukasus, und nach dem äußersten Norden zu, bis an die Ufer des baltischen Meeres. Wenn die Gothen auch nicht unmittelbar aus Schweden hergekommen und ausgewandert sind, so ist doch ihr Zusammenhang mit diesem äußersten Norden, selbst bis nach Schweden, durch mehrere einzelne Thatsachen, außer Zweifel. Auch tief in das innere Deutschland erstreckte sich die Herrschaft und der Einfluß dieser Nation; vornähmlich der südöstliche Theil desselben ward jetzt gothisch, wenn er es nicht zum Theil schon früher war. — Im jetzigen Oesterreich, an der Donau von Wien bis Passau, war das Rugiland, so benannt von dem gothischen Volke der Rugier. Von hier aus ging Odoaker, von einem berühmten christlichen Bischof dazu ermahnt, nach Italien, um der in der Wirklichkeit lang schon aufgehobenen römischen Herrschaft endlich auch dem Nahmen nach ein Ende zu machen, und ein gothisch deutsches Kaiserthum an dessen Stelle zu setzen. Diese gothischen Bewohner Oesterreichs haben unstreitig auf die besondre Stammesart viel Einfluß gehabt, und man darf nicht bezweifeln, daß diese deutsche Nation ihrer ersten Grundlage nach, zum größern Theil von gothischer Abkunft sei.

Wie nun das große gothische Reich am schwarzen Meere in zwei Reiche getheilt, wie der mehr als hundertjährige Ermanarich von den einbrechenden Hunnen besiegt, wie diese dann mit den Ostgothen ein verbündetes Volk geworden, wie Alarich etwas mehr als vierhundert Jahre nach Christus Rom erobert, wie durch stammverwandte Völker der Gothen, ein burgundisches Reich im östlichen Gallien, ein westgothisches im westlichen Gallien und Spanien, ein vandalisches Reich in Afrika entstanden, wie Attila unter Gothen erzogen, und meistens mit gothisch deutschen Völkern seine Siege erkämpfend, Gallien und Italien mit ungeheuern Kriegs-

heeren geschreckt; wie der große Theodorich später ruhmvoll und weise, gleich den besten der römischen Cäsaren über Italien geherrscht, davon ist die Geschichte zwar an sich merkwürdig; da aber alle diese Reiche doch schnell wieder untergegangen, sind diese Begebenheiten für das Ganze nicht so folgenreich, als einige nothwendige Bemerkungen über den Charakter der gothischen Nation, und über das Verhältniß ihrer Eroberungen und ihrer Herrschaft, zur Menschheit und zu den Fortschritten oder Rückschritten der Bildung.

Vierte und fünfte Vorlesung.

Daß Rom selbst so wie viele der Provinzen bei dem Einbruche der gothischen Völker, den Eroberungen des Alarich, noch mehr aber bei den Heereszügen des Attila, viel von den Uebeln gelitten, die jeder Krieg mit sich führt, ist keinem Zweifel unterworfen. Wenn man aber deßfalls die deutschen Eroberer beschuldigt, die Cultur der alten Welt zerstört zu haben, so ist dieser Vorwurf nicht bloß übertrieben, sondern ungegründet und unrichtig. Auch lauten die Beschreibungen von den damahligen mit der ersten Erschütterung verbundenen Kriegsübeln ganz verschieden bei den neuern Darstellern, deren Einbildungskraft einmahl von der Vorstellung einer allgemeinen Verwüstung und Zerstörung erfüllt ist, und wenn wir die gleichzeitigen Quellen und Augenzeugen selbst lesen. Viele derselben, besonders einige der ersten christlichen Schriftsteller urtheilen sogar sehr günstig über die Deutschen, über ihre schonende Art den Krieg zu führen und ihre Gerechtigkeitsliebe. Man darf nach diesen Urtheilen und nach andern Zügen voraussetzen, daß die deutsche Parthei im römischen Reiche unter den Christen besonders stark war. Die gegenseitige Abneigung der Heiden und der Christen erwachte überhaupt bei der großen Veränderung mit neuer Stärke. Die Heiden glaubten die Ursache von Roms Fall einzig darin zu finden, daß man die alten Götter

verlassen, ihnen seit geraumer Zeit nicht mehr geopfert habe. Die Christen hingegen führten die schonende Weise der damahligen Kriege, im Vergleich mit den alten, als einen Beweis von den wohlthätigen Wirkungen des Christenthums an, da auch die Gothen damahls Christen waren.

Die Gothen zeigen sich überhaupt gleich bei ihrer ersten Erscheinung nicht bloß als ein tapfres und siegreiches Volk, sondern auch auffallend gebildeter, als die früher bekannten germanischen Völker an der altrömischen Rheingränze es selbst damahls noch waren. Mit Recht darf die Empfänglichkeit der Gothen für die Lehren des Christenthums, die schnelle Ausbreitung desselben bei ihnen als ein Beweis dieser höhern Bildung und Bildungsfähigkeit angeführt werden. Denn es ward das Christenthum bei ihnen nicht, wie später mit andern deutschen Völkern geschehen ist, durch Gewalt eingeführt, oder durch den plötzlichen Uebertritt eines Herrschers, dessen Beispiel alsdann die ganze Nation mit sich fortriß; sondern es wurde der Glaube auf dem Wege bei ihnen verbreitet, wie es von Anfang geschehen war und immer hätte geschehen sollen: durch Missionen und durch die Wirkung der Lehre. Wie sich das Christenthum bei allen gothischen Völkern in kurzer Zeit so allgemein verbreitet habe, davon kennen wir eben so wenig die einzelnen Umstände als wir von Stufe zu Stufe wissen, wie ihr großes Reich am schwarzen Meere entstanden sei. Nicht bloß diejenigen gothischen Völker, welche sich im römischen Reiche niederließen, waren Christen, sondern auch die, welche das jetzige Oesterreich bewohnten, und selbst bei den Thüringern, der letzten gothischen Nation nach dem innern nordwestlichen Deutschlande zu, war das Christenthum schon in diesem Zeitraume, wo nicht allgemein eingeführt, doch bekannt und verbreitet, während im Norden von Deutschland die Sachsen noch mehrere Jahrhunderte denselben entfremdet und abgeneigt blieben. Es ist diese allgemeine und schnelle Ausbreitung des Christenthums bei allen gothischen Völkern auch ein Beweis von dem innern Verkehr unter ihnen, von einem nicht unwirksamen allgemeinen Nationalzusammenhange des gesammten gothischen Stammes.

Den Einfluß des Christenthums auf das Verhältniß der Völker wird ein Beispiel am besten erläutern, welches uns zugleich in die Sitten jener Zeit versetzen kann. Als Roms Thore den Heeren des Alarich geöffnet wurden, die Gothen nun einrückten, das Kriegsvolk sich in der Stadt zerstreute, einige zu rauben anfingen, da fand ein Krieger bei einer christlichen Frau silberne und goldene Gefäße. Sie sagte ihm, es gehören dieselben dem heil. Apostel Petrus, man habe sie ihr für die Kirche aufzubewahren gegeben; er solle nun thun, was ihm gut dünke. Der Gothe meldete es dem Könige. Alarich schickte sogleich hin, um die köstlichen Gefäße zu sichern und ließ dieselben feierlich in die Basilika zurückführen. Die christlichen Römer, erfreut über diesen Beweis von Schonung, begleiteten den Zug und stimmten die bei solchen festlichen Aufzügen gebräuchlichen geistlichen Hymnen an. Auch Heiden folgten, um desto eher Sicherheit zu finden. Die gothischen Krieger, erstaunt über das unerwartete Schauspiel, gesellten sich mit dazu und so verbreitete der gemeinschaftliche Glaube Gefühl des Friedens und setzte der Wuth des Krieges ein Ziel.

Allerdings sind manche Urtheile der Zeitgenossen über einzelne deutsche Völker ungünstiger, schildern die damahligen Kriegsübel mit härteren Farben. Indessen wird man aus jener Zeit der Völkerwanderung, die wir uns als eine Epoche fortgehender Verwüstung denken, schwer auch nur eine Thatsache aus den Quellen anführen können, welche sich an eigentlicher wahrhaft so zu nennender Barbarei vergleichen ließe mit der planmäßigen Grausamkeit und Zerstörung, deren sich die Römer gegen Tarent und Karthago, zu Korinth auch mit Verschleuderung der schönsten alten Denkmahle und Kunstwerke und in noch wie vielen andern der herrlichsten Städte des Alterthums schuldig machten; in Zeiten, die wir als gebildet, und verhältnißmäßig als die blühenden und besten des alten Rom ansehen! Unstreitig sind während der gothischen Kriege manche Denkmahle der Kunst zu Grunde gegangen. Dasselbe war schon früher geschehen bei innerlichen Unruhen unter den Kaisern und auch zur Zeit der Republik, ehe noch an eine Eroberung der Deutschen

gedacht ward. Es ist dieß bei der zu jeder Zeit auch der gebildetsten unter der Menge herrschenden Unkenntniß dieser Gegenstände, eine unvermeidliche Wirkung eines jeden Krieges, daß nicht alle Denkmahle des Alterthums und der Kunst sich so, wie wir es wohl wünschen möchten, erhalten können; andrer zerstörenden Unfälle nicht zu gedenken. Es ist hinreichend bekannt, daß der Untergang vieler alten Kunstwerke einer ganz andern Zeit und Ursache zuzuschreiben sei. Als das Christenthum herrschende Religion ward, als plötzlich viele heidnische Tempel in christliche Gotteshäuser verwandelt wurden; da mochte es wohl geschehen, wie sich jeder großen noch so wohlthätigen Veränderung, von Menschenhänden ausgeführt, leicht ein falscher Eifer beigesellt, daß dieß manchen Götterbildnissen den Untergang brachte, die wir nur als Heiligthümer der schönen Kunst zu betrachten gewohnt sind, die damahls aber für den großen Haufen der Heiden Gegenstände einer ganz andern Verehrung, eben darum also auch des Abscheus für die Christen waren. Wenn wir übrigens weniger nach einer ausschließenden Vorliebe für die schöne Kunst urtheilen, als auf das Ganze der menschlichen Bildung sehen wollen, so werden wir nicht in Abrede sein können, daß die Schriften und wissenschaftlichen Kenntnisse der Römer die Aufmerksamkeit der Deutschen ungleich mehr auf sich ziehen mußten, als ihre Statuen. Und dieses thaten sie auch in hohem Maaße. Von dieser Seite ist der Vorwurf, daß die Deutschen die alte Cultur zerstört haben, besonders ungerecht und ungegründet. War ja doch der römische und griechische Geist längst in sich selbst erloschen! Wie konnten die Deutschen zerstören, was gar nicht mehr vorhanden war? Wo gab es denn damahls noch wahrhaft bedeutende Autoren, wo gab es überhaupt noch eine römische Literatur und Gelehrsamkeit, außer bei den großen Kirchenschriftstellern des vierten und fünften Jahrhunderts? Es war das ganze Erbtheil der bessern römischen Kenntnisse und Literatur damahls vorzüglich nur noch bei der christlichen Geistlichkeit vorhanden. Die Deutschen waren so entfernt, dieses Erbgut christlich römischer Kenntnisse und Lite-

ratur zu zerstören oder gering zu schätzen, daß sie es vielmehr mit der größten Verehrung aufnahmen, erhielten, verbreiteten und so wie die Zeiten es mit sich brachten, auch weiter entwickelten. Die Cultur des Bodens, der physische Wohlstand des Landes ward durch die Deutschen so wenig zerstört, daß unter Theodorich der Ackerbau durch die Vorsorge der neuen Regierung sich schnell wieder emporhob, Italien in kurzem keiner Kornzufuhr mehr bedurfte.

Die erwähnte Verschiedenheit der gleichzeitigen Urtheile über die Eroberungsweise, das Verfahren und den Charakter der deutschen Völker kann uns zuerst bestätigen, was schon früher bemerkt worden, daß es zwei Partheien im damahligen römischen Reiche gab, eine für die Deutschen günstig gesinnt, eine andere gegen sie eingenommen. Außer der sichtbaren Vorliebe mehrerer christlichen Schriftsteller und überhaupt vieler der angesehensten Christen, scheint aus manchen Umständen hervorzugehen, daß man im abendländischen Kaiserthume den Deutschen nicht so abgeneigt war als im griechischen Reiche. Man darf dieß vielleicht nicht einzig von dem Einfluße des Stilico herleiten, jenes Deutschen, welcher beim Anfange der gothischen Kriege als erster Reichsbeamter unter Honorius das Ruder des Staats führte. Es läßt sich aus dem ältern und vielfachern Handels- und Colonien-Verkehr erklären; am meisten aber aus der verschiedenen Sinnesart der Griechen und Römer. Die Griechen hatten, wie schon im Alterthum so auch damahls, was Gelehrsamkeit, Scharfsinn, Feinheit und künstliche Ausbildung des Geistes betrifft, unstreitig den Vorzug vor den Römern, wie vor allen andern Europäern. Der gemeinere Theil der griechischen Nation war auf diese Vorzüge, selbst in der bessern alten Zeit und ungleich mehr noch in der damahligen Entartung sehr eitel und eingebildet. Sie verachteten und haßten alle Nicht-Griechen um so entschiedner, als sie selbst immer mehr in Verfall und in eine schmähliche Abhängigkeit und Erniedrigung geriethen. Die Römer hingegen waren schon früh gelehrt worden, andere in's Leben einwirkende Tugenden und Eigenschaften höher zu schätzen, als alle Spiele eines in

der sinnreichsten Sprache zur äußersten Schärfe und Feinheit in müßigen Künsten entwickelten Geistes. Daher mochten sie nach ihrer schlichteren und strengeren Ansicht vom Leben und vom Werth des Menschen über die damahligen Deutschen auch wohl ganz anders und ungleich günstiger urtheilen als die Griechen.

Man darf den Christen, welche den Deutschen geneigter waren, dieses nicht als eine unrömische Gesinnung und einen Mangel an Vaterlandsliebe anrechnen. Es war nicht die Rede von einer Ausrottung der römischen Sitten und Sprache, wie etwa der einzige Attila sie im Sinne hatte; sondern bloß von einer seit lange als nothwendig erkannten Veränderung in der Staatseinrichtung und Regierung, die immer mehr erschlaffend ohnehin schon fast aufgehört hatte, ehe noch die deutsche Herrschaft an ihre Stelle getreten war. Wenn die Christen nun hierin, wie es das unstreitig war, das einzige Heil- und Rettungsmittel des Staats sahen, und dieses entschieden ergriffen, so waren sie darin wohl nicht zu tadeln und in dieser Hinsicht und in diesem Sinne mag man es immer zugeben und mit Wahrheit sagen, daß das Christenthum den Umsturz des römischen Reichs begünstigt habe.

Besonders aber muß jene Verschiedenheit in den Urtheilen der Zeitgenossen über die Völkerwanderung uns aufmerksam machen auf die große Verschiedenheit, welche unter den einzelnen Begebenheiten und Epochen derselben Statt fand, je nachdem die Umstände anders waren. Wenig oder nichts litt Rom bei des westgothischen Königs Alarich Eroberung, wie denn überhaupt unter allen deutschen Völkern die Westgothen den Römern am meisten geneigt gewesen zu sein scheinen, auch in der folgenden Zeit unter Attila und sonst es oft mit den Römern selbst gegen andere deutsche Völker hielten. Was ein gleichzeitiger Schriftsteller uns von der Gesinnung des westgothischen Königs Adolf sagt, verdient in dieser Rücksicht angeführt zu werden: „Er habe," sagte König Adolf, „sonst nach nichts so sehr gestrebt, als daß das ganze Römerland gothisch würde und auch so benannt sein möchte; so daß das Alles nun ein Gothenreich wäre, was bisher das Römerreich gewesen sei, und er Adolf jetzt das,

was ehedem der Kaiser Augustus. Da er aber durch viele Erfahrung sich überzeugt habe, daß dieses mit den Gothen auszuführen, wegen ihrer zu großen Freiheitsliebe, unmöglich sei, das Reich aber doch bestehen und die Gesetze aufrecht erhalten werden müßten, so habe er es sich nun vorgesetzt, und wolle seinen Ruhm darin suchen, die Herrlichkeit der Römer durch die Kraft der Gothen wieder herzustellen und noch zu vergrößern, damit er bei der Nachwelt, weil er ein anderes Reich an dessen Stelle zu setzen nicht vermocht, doch für den Wiederhersteller des römischen Reichs gehalten werden möge." —

Ganz anders aber wie unter Alarich und Adolf war es, als der König der Vandalen in Africa, Geiserich, Rom einnahm. Er wollte weder Rom noch Italien behaupten und sich dort ansiedeln; seine Absicht war bloß, den dortigen Feind zu schwächen, Beute zu machen und damit heimzukehren; was dem Kriege jederzeit einen ungleich verderblicheren Charakter gibt. Auch war er persönlich von einer tyrannischen Gemüthsart, so wie sein Bundesgenosse Attila. Die Kriege des letzten mußten um so verwüstender sein, je zahlreicher seine unermeßlichen Heere waren; besonders auch, weil sie aus vielen verschiedenen Nationen bestanden, unter denen mehrere nicht deutsche, wie Attila selbst noch heidnisch, ungleich roher und wenigstens den Römern fremder waren, als damahls die Deutschen. Je größer die Heere, je zusammengesetzter, je fremder unter sich die kriegführenden Völker, desto grausamer ist der Krieg, desto zerstörender seine in jedem Verhältniß drückend bleibenden Folgen. Die Deutschen aber und die Römer waren sich damahls nichts weniger als fremd. Seit Jahrhunderten waren sie durch gemeinschaftlichen Kriegsdienst, durch Handel, Colonien und Bündnisse mit einander bekannt und an einander gewöhnt. Wir dürften, wenn wir es auch nicht aus manchen einzelnen Anführungen und Zügen schließen könnten, schon nach jenem ganzen Verhältniß voraussetzen, daß viele Deutsche römisch und viele Römer deutsch verstanden haben. Schon damahls fing jene Vermischung der beiden Sprachen an, von der wir noch jetzt die Wirkung sehen, indem wir in unsrer

Sprache ungefähr eben so viel römische Worte aufgenommen haben, als auch deutsche Worte in die neu römischen, in die italienische, spanische und französische Sprache gekommen sind. Selbst in den äußern Sitten und den Trachten fand eine gewisse freie Vermischung und gegenseitige Annahme der Lebensweise des andern Theils Statt. Zu der Zeit, als das Reich noch nicht erobert, der deutsche Einfluß aber schon sehr überwiegend war, fingen die Römer an, sich in deutschen Trachten zu kleiden. Ein römischer Schriftsteller klagt dagegen, daß die Gothen, deren viele damahls die Würde der Senatoren bekleideten, wenn sie zu Rath säßen, zwar die römische Toga anlegten; kaum hätten sie aber die Versammlung verlassen, so zögen sie wieder ihre Pelze an und spotteten über die Toga, welche das Schwert zu führen verhindere. Merkwürdig für das Verhältniß der beiden Völker ist die Aeußerung des schon angeführten Schriftstellers, der noch zur Zeit der ersten Erschütterung, gleich beim Anfang der Völkerwanderung, lebte. „Die Deutschen," sagt er, „haben alsbald das Schwert bei Seite und Hand an den Pflug gelegt; sie betrachten und lieben die Römer nun wie Freunde und Bundesgenossen, und so gibt es auch schon manche Römer, die lieber unter den Deutschen in Freiheit obwohl dürftig leben mögen, als wie ehemahls in steter Angst vor den Erpressungen der alten Regierung."

Wenn aber das Verhältniß der Gothen und der Römer nichts weniger als durchaus und unbedingt feindlich war, so scheint Attila dagegen von einem ganz besondern Haß gegen die Römer entflammt gewesen zu sein. Attila's Reich war sehr groß; wenn wir das ganze weite Donauland, das alte Pannonien und Dacien, nebst einigen angränzenden Provinzen am schwarzen Meere, als den Mittelpunkt desselben betrachten, so erstreckte es sich von da aus noch viel weiter nach Osten bis an das caspische, nach Norden bis an das baltische Meer, von der persischen Gränze also, bis da, wo nur die Ostsee die deutsche Küste von Schweden trennt. Wie tief Attila's Einfluß sich in das innere Deutschland erstreckt und über wie viele deutsche Nationen er geherrscht habe, kann man leicht inne werden, wenn man nur das Verzeichniß seines

großen Heeres bei der Schlacht in den catalaunischen Gefilden durchgeht. Wohl scheint er einen allgemeinen großen Verein, wo nicht aller deutschen, doch aller gothischen Völker beabsichtigt zu haben. Mit besonderer Erbitterung focht er gegen diejenigen Deutschen, die es lieber mit den Römern, als mit dem wilden Eroberer hielten, denn Rom haßte er über alles. Ward ja doch der große Kampf in Gallien fast nur zwischen deutschen Nationen und Heeren geschlagen! Hunnen waren der geringste Theil in Attila's Heere, und die großen Thaten des Aetius und der Römer bestanden vorzüglich darin, die Zwietracht der für und der gegen den Attila Gesinnten zu erhalten und zuzusehen, wie sich die deutschen Völker in diesem Zwiespalt unter einander gegenseitig aufrieben.

Den Attila haben einige ganz als Wütherich, ja auch von Person als einen ungestalteten Kalmycken schildern, andre Neuere, willkührlicher Weise, weil er das verderbte Rom haßte, einen erhabenen nur für die Gerechtigkeit entflammten Rächer der Menschheit aus ihm machen wollen. Die freilich sehr ungünstige Beschreibung seiner Gestalt rührt doch von einem Schriftsteller her, der nicht frei ist vom Verdacht der Partheilichkeit gegen die Hunnen. Wie dem auch sei, Attila war kein kalt berechnender, planmäßiger Eroberer, sondern mehr von Launen beherrscht, grausam oder unerwartet schonend, wie es diese mit sich brachte; dieß beweisen besonders die großen Heereszüge nach Gallien und Italien gegen das Ende seines Lebens. Er blieb, wie überhaupt die Hunnen, dem Heidenthume ergeben, während die Gothen Christen waren, übrigens genoß er eine gothische Erziehung. Man denkt sich den Einfluß der Hunnen überhaupt meistens zu überwiegend. Als sie bei ihrem Einbruch aus Asien den alten Ermanarich besiegten, war dieß mehr eine Veränderung der Herrschaft als des Reichs, das im Ganzen doch selbst unter Attila gothisch blieb. Raum zur Ansiedlung mochte in jenen Gegenden noch genug sein, und so sehen wir in den ersten beiden Menschenaltern, nach dem ersten Einbruch bis auf Attila, Hunnen und Gothen da auf dem Fuß der Gleichheit neben einander leben. Der größte Beweis dafür ist, daß die

Ostgothen ihre eigenen Könige behielten, Ermanarichs und seines Bruders Abkömmlinge, aus der alten großen viel besungenen gothischen Heldenfamilie der Amaler; selbst in Attila's Zeit und unter ihm herrschten drei Brüder aus demselben Geschlecht als gemeinschaftliche Mitkönige. Attila's Gewalt war Folge seiner persönlichen Kraft und Größe. Wir finden nicht, daß selbst unter ihm, Hunnen den Vorzug vor den Gothen gehabt hätten; wir finden mehr deutsche als nicht deutsche Nahmen unter seinen Helden, Fürsten und Großen des Reichs. Nach ihm wurde die Nation der Hunnen, die ohnehin nicht zahlreich war, noch von geringerem Einfluß; einige seiner Söhne gingen nach Asien zurück, andere blieben bei und unter den Gothen. Es geschah auch dieß nicht durch eine allgemeine große blutige Revolution; es trat bloß alles in das natürliche Verhältniß zurück, nachdem der eine wenigstens durch Kraft und Selbstständigkeit große Mann nicht mehr war, der seine Nation bedeutend gemacht hatte. Er selbst blieb in dem einzigen Punkt des Glaubens ein Hunne; daß aber auch seine Erziehung und Lebensweise in allem übrigen mehr gothisch gewesen sei, dafür ist besonders ein Umstand entscheidend. Wir haben das ausdrücklichste Zeugniß eines Augenzeugen, daß an Attila's Hofe nicht die hunnische, sondern die gothische Sprache herrschend gewesen und geredet worden sei. Wenn also der merkwürdige Umstand angeführt wird: Attila habe die römische Sprache ganz ausrotten, dagegen aber die gothische allgemein einführen wollen, so darf dieß nicht, wie einige ältere ungarische Schriftsteller es wollen, auf die hunnische, oder nach der vorausgesetzten Verwandtschaft und Einerleiheit der beiden Völker der Hunnen und der Ungarn, gar auf die ungarische Sprache gedeutet, sondern es muß ganz buchstäblich von der gothischen oder damahligen deutschen Sprache verstanden werden. Zwar verstand Attila auch die römische Sprache, oder vielmehr die in den dasigen Provinzen übliche entartete Mundart, welche die ausonische Sprache genannt ward, und während sein Gezelt von gothischen Liedern erscholl, in denen des Eroberers eigener Ruhm, oder die Thaten der alten Helden besungen wurden, so mußten zu anderer Zeit Possenreißer

in der italienischen oder sogenannten ausonischen Sprache den großen König und seinen Hof durch allerhand Scherze und Späße erheitern. Selbst dieser Gebrauch der Sprache scheint eine gewisse Geringschätzung in sich zu schließen, so wie jene widersinnige Absicht, die römische Sprache gar ausrotten zu wollen, eine Absicht die nie einer der andern deutschen Eroberer und Könige gehabt hat, den ganz unbeschränkten Haß Attila's gegen alles Römische, und die seltsame Laune, die ihn darin beherrschte, bestätigen kann.

Schonender also war der Anfang und die erste Epoche der Völkerwanderung, wenn wir diesen Nahmen auf das Zeitalter der eigentlichen letzten Erschütterung des Römerreichs durch die gesammten gothischen Eroberungen beschränken wollen, unter Alarichs und Adolfs den Römern am meisten befreundeten Westgothen. Ungleich zerstörender und wilder war die mittlere Zeit unter dem Vandalen Geiserich und Attila; wieder sehr günstig für die Cultur aber die letzte Epoche der ostgothischen Herrschaft in Italien, unter dem großen Theodorich. Die Eroberungen und die Herrschaft der Gothen war mehr auf Ruhmbegier als auf Habsucht gegründet. Wohl hatten sie den hohen, selbst in dem äußersten Verfall noch sichtbaren Begriff des römischen Kaiserthums gefaßt, so wie derselbe nach der Einführung des Christenthums und unter dem milden Einfluß desselben, nun in einem ganz neuen Lichte erscheinen mußte, als einen großen Völkerbund, der alle gebildete und christlich gesittete Nationen unter der obersten Lenkung einer allgemeinen kaiserlichen Schutzherrschaft, aber doch mit Schonung der Freiheit der einzelnen Nationen umfassen sollte. Dieser Sinn ist bei den meisten gothischen Herrschern unverkennbar; daher ihre Milde, denn wenn der Sinn des Eroberers mehr auf eine erhabene Idee, auf das Ganze, als auf kleinen Gewinn im Einzelnen gerichtet, wenn er nicht von Habsucht, sondern von wahrhafter Ruhmbegier beseelt ist, so ist auch seine Herrschaft gelinde, und der Freiheit des Einzelnen günstig, und läßt er diese gern gewähren, da er nur auf das große Ganze sieht. Ganz anders war es in der Folge bei den Franken; und eben diese edlere Gesinnung,

diese freiere Lebens = und Eroberungsweise, war eine von den Haupturſachen, warum die gothiſche Herrſchaft wenig Beſtand hatte. Wohl würde ſie länger gedauert haben, wenn ſie gleich anfangs etwas durchgreifender und härter geweſen wäre, ſo wie die fränkiſche. In jenem milden und freieren Sinne herrſchte der große, in Griechenlands Hauptſtadt gebildete Theodorich von Italien aus auch über das ſüdliche Deutſchland, nebſt der Provence und über die öſtlichen Donau = Länder, und erſtreckte ſeinen Einfluß in Freundſchaft mit dem byzantiſchen Kaiſer ſelbſt über alle Könige und Reiche deutſchen Urſprungs in dem weſtlichen Europa. Wie in ſpätern Zeiten Karl der Große, ſo war auch er für die Erhaltung der von dem Alterthum ererbten Bildung, für das geiſtige Bedürfniß eines durch Krieg beunruhigten Zeitalters, durch die wohlthätigſten Anſtalten der Erziehung beſorgt, und zwar auch hier freigeſinnt, für beide, für gothiſche und für römiſche Sprache und Bildung gleich ſehr ſorgend; nicht etwa wie Attila geſonnen, die Sprache der alten Welt und mit ihr ſo viele Bildung thörichter Weiſe zu vertilgen, noch auch die vaterländiſchen Sitten und Sprache, wie damahls von manchen andern deutſchen Herrſchern geſchah, gleich über die fremde römiſche Cultur vergeſſend. Mit Recht alſo hat die deutſche Sage und Dichtkunſt den gebildeten und dennoch kühnen und tapfern Helden bis auf ſpäte Zeiten beſungen und verherrlicht; und ſelbſt der letzte Schimmer der altrömiſchen Literatur, ehe die Sprache ſich noch weſentlicher geändert hat, fällt mit Boethius und Caſſiodor in die Regierung dieſes großen Königs, der wohl auch vor dem fränkiſchen Karl ein römiſch deutſcher Kaiſer genannt werden darf, weil er es der Geſinnung nach, und auch in der That wirklich war.

Hätte Theodorich Nachfolger gehabt, ihm ähnlich, hätte die Herrſchaft der Gothen beſtanden, wäre gleich damahls von ihnen ausgeführt worden, was erſt nach einigen Jahrhunderten von Karl dem Großen begonnen und begründet, von den ſächſiſchen Kaiſern ausgeführt ward, die wahrhafte Wiederherſtellung oder vielmehr Erneuerung des abendländiſchen Reichs zu einem wo möglich allgemeinen europäiſchen National = Verein, ſo würde die europäiſche

Cultur um einige Jahrhunderte früher von neuem aufgeblüht sein, und manches würde eine viel mildere und freiere Gestalt erhalten haben, als unter der Herrschaft der anfangs ungleich roheren Franken.

Es hatte aber, außer der zu großen Freiheit, noch mehrere andere Gründe, warum die Herrschaft der Gothen von so kurzer Dauer war. Der vornehmste war ihre Theilung in mehrere große Reiche und Völker, und ihre gegenseitigen Kriege. Zwar lesen wir nicht, daß die verschiedenen gothischen Völker vor ihrer Ansiedlung in dem römischen Reiche unter sich eben so uneins gewesen, als es die westlichen Germanen schon in frühern Zeiten waren. Als aber die Gothen das römische Reich besetzten, so entstanden zwischen denen von der Natur schon abgesonderten Ländern, Pannonien, Italien, Gallien und Spanien, aus der verschiedenen Neigung der einzelnen Völker und Fürsten zu den Römern, oder ihrer Abneigung vor ihnen, so mannichfach streitende und verwickelte Verhältnisse, daß es der schlauen Kunst byzantinischer Hofbeamten nur allzuleicht ward, Uneinigkeit unter den Gothen zu erregen und zu erhalten. Wichtig ist auch der Umstand, daß die Gothen zwar Christen waren, aber doch zur arianischen Parthei gehörten; da nun die Katholischen im römischen Reiche unterdessen überall die Oberhand behielten, so trug auch schon dieser Zwiespalt viel bei, der Herrschaft der Gothen eine wesentliche und unentbehrliche Stütze zu entziehen.

Die letzte ob zwar nicht gothische, doch mit den übrigen gothischen Völkern genau verbundene, vielleicht auch vermischte Nation, welche sich in derselben Richtung in den südlichen Provinzen des abendländischen Reichs festsetzte, waren die Longobarden. Aus ihren Sitzen in dem nordwestlichsten Deutschland, sollen sie durch die Einfälle der Römer im ersten Jahrhundert genöthigt worden sein, sich nach Osten zu wenden. Gewiß ist es, daß sie späterhin mehr südlich an der Donau wohnten, unmittelbar ehe sie den nördlichen Theil Italiens eroberten und dort das longobardische Königreich stifteten, genau in dem jetzigen Oesterreich. Als die ältesten deutschen Bewohner desselben werden die Quaden genannt,

welche die römischen Schriftsteller mit zu dem schwäbischen Stamme rechnen, wohin sie meist alle östliche, ihnen wenig bekannte deutsche Nation zu zählen pflegten. Alsdann finden wir hier, in dem sogenannten Rugiland, von Wien bis Passau, die Rugier, dann die Heruler, beides unbezweifelt gothische Nationen, und endlich die Longobarden. Wir dürfen nicht annehmen, daß eine dieser Nationen die andre ganz verdrängt, oder gar vertilgt habe. Es kann in einem solchen Falle nur von einer neu hinzu kommenden Ansiedlung und von dem vorherrschenden Einflusse die Rede sein. Auch späterhin, da Oesterreich von östlichen, nicht deutschen, und noch heidnischen Völkern, theils verwüstet, theils beherrscht wurde, ist nicht zu glauben, daß die deutsche Bevölkerung des Landes ganz vertilgt worden sei, und dieselbe also von jenen alten Zeiten her dem größern Theile nach von dem gothischen Stamme herzuleiten.

Die Longobarden waren, als sie aus Oesterreich in Italien einrückten, wie alle übrige gothische Völker, arianische Christen; weil aber vielerlei andre auch nicht deutsche und noch heidnische Völker mit ihnen verbunden waren, so war ihre Eroberung und Herrschaft schon darum zerstörender und härter; wozu noch die langwierig fortdauernden Kriege mit den Griechen kamen, deren Schauplatz, so wie vieler andrer Kriege in der alten und neuen Zeit, auch damahls jenes schöne Land war, welches nach Petrarca's Ausdruck, der Apennin theilt, und das Meer umfließt.

Wie wenig überhaupt die Völkerwanderung im Ganzen, dem was doch die Grundlage aller Cultur ist, dem Anbau und dem physischen Wohlstande des Landes nachtheilig gewesen sei, davon läßt sich ein auffallender Beweis anführen. Mit sichtbarer Kraft sehen wir jedes römische Land, so wie es unter deutsche Herrschaft kommt, von neuem aufleben; dagegen die Provinzen, die von den Deutschen wieder an die Griechen kamen, wie Afrika und Italien, erst das ganze, dann wenigstens der größere Theil desselben, sogleich wieder in einen Zustand nahmenloser Schwäche und allgemeinen Elends versanken. — „Nicht die Barbaren," sagt ein geistvoller Geschichtforscher, „die Römer selbst haben Italien zu

Grunde gerichtet." — „Nach dem Kriege der Gothen und der Griechen," so redet eben derselbe in einer andern Stelle, „traf Italien endlich das härteste Schicksal; eine Provinz des byzantinischen Reichs zu werden." Und ferner, „so roh die Lombarden, so war doch der Zustand des griechischen Italiens, der zusehends ärmer und entvölkerter ward, ungleich zerrütteter, als der des lombardischen." —

Die Geschichte des griechischen Kaiserthums ist überhaupt die beste Apologie der deutschen Nationen, und der ganzen Völkerwanderung. Wie kann man glauben, daß die Völkerwanderung ein Unglück für die Menschheit, daß sie der Cultur nachtheilig gewesen sei, wenn man die Geschichte von Italien, Spanien, Frankreich, England, oder auch von Deutschland selbst, vom fünften bis zum fünfzehnten Jahrhundert, wenn man diese eigenthümliche Nationalentwicklung, die Fülle von Leben, diese Regsamkeit und Thätigkeit, die bald auch in Handel und Gewerbe, in Künsten und Wissenschaften, in den genannten Ländern sich offenbart hat, mit der traurigen Einförmigkeit der Geschichte des byzantinischen Reichs vergleicht, welches wir kraftlos und elend, entartet, ohne wahres Leben, ein ganzes Jahrtausend lang, seinem endlichen Tode entgegen schmachten sehen! Und in einem Stücke war doch der Vortheil in Beziehung auf Geistesbildung ganz auf Seiten der byzantinischen Griechen in Vergleich mit den Abendländern. So wie die alten Griechen in allen Zweigen der Gelehrsamkeit und Literatur über die Römer eine entschiedene Ueberlegenheit gehabt hatten, so war auch der in der Hauptstadt des byzantinischen Reichs versammelte, von der Vorzeit ererbte Schatz von Kenntnissen ungleich größer, als irgend einer im Abendlande gefunden werden mochte. Aber nur in der Hauptstadt waren jene Kenntnisse aufgehäuft; die Provinzen befanden sich in einem Zustande unbeschreiblicher Barbarei, und ein todter Schatz blieb es, von dem sie selbst keinen Gebrauch zu machen wußten. Wie ganz andre herrliche Früchte trug das ungleich geringere Erbtheil der römischen Literatur, wie es die Deutschen in Rom und in den Provinzen vorgefunden und empfangen hatten, bei den abendländischen Völkern! Selbst der

todte Schatz der griechischen Kenntnisse ward erst dann wieder lebendig wirkend, als er von dem starken Geist des reif gewordenen Mittelalters ergriffen, bei der Zerstörung des griechischen Kaiserthums über den fruchtbaren Boden des freien Abendlandes ausgestreut ward. — Daß aber jene eigenthümliche und neue Geistesbildung, die sich einige Jahrhunderte später bei den abendländischen Völkern entwickelte, nicht gleich damahls entstanden sei, daß wir nicht unmittelbar nach der ersten Erschütterung auch schon die Blüthen und Früchte der neuen Schöpfung sehen, das ist leicht zu erklären. Zu verschiedenartig waren die ursprünglichen Elemente, aus denen in der Folge die eigenthümliche Geistesgestalt und Geistesbildung des neuern Europa hervorgehen sollte; die deutsche Poesie, so wie die nordischen Völker in allen ihren Sagen, Erinnerungen und Gewohnheiten sie in ihre neuen Wohnsitze mitgebracht hatten; das Christenthum, wie sie es von den Römern empfingen, und endlich der ganze Reichthum, so viel davon noch übrig war, der Geschichte, der Kenntnisse und Künste des heidnischen Alterthums; als daß diese so fremdartigen Bestandtheile sich sogleich hätten lebendig zu einem neuen Ganzen verbinden können. Ist es doch oft in spätern Zeiten schwer geworden, die verschiedenen Elemente unsrer Bildung zu einer vollkommenen und harmonischen Einheit zu verschmelzen! —

* * *

Die südliche Einwanderung der deutschen Völker, die von Osten her besonders durch die Gothen geschah, haben wir betrachtet; wir wenden uns jetzt zu der nördlichen.

Die Franken und die Sachsen, Völker von nahverwandtem Stamme, beide aus dem nordwestlichen Deutschland, waren, als sie Gallien und Britannien in Besitz nahmen, noch Heiden. Schnell und mit einem Mahle bekannten sich die Franken, nach dem Beispiele ihres Königs, zum Christenthum; und so wie sie selbst es auf diese gewaltsame Weise angenommen hatten, so drangen auch

sie wieder es den Alemannen, und in der Folge den deutschen Sachsen mit Gewalt auf. Es war das katholische Christenthum, und dieß schon gab ihnen ein großes Uebergewicht über die arianischen Gothen. Roher waren die Franken, als die meisten der bisher geschilderten deutschen Völker; so drückend aber auch ihre Herrschaft in mancher Hinsicht sein mochte, so beweist mindestens die große Kraft, mit der das Land gleich nach der ersten Einwanderung wieder auftrat, verglichen mit der Ohnmacht, in welche es unter den letzten Römer-Zeiten versunken war, daß auch die fränkische Herrschaft immer noch besser war, als die alte römische. — Schon Chlodwig war ein planmäßiger Eroberer; nebst dem nördlichen und größten Theil von Gallien unterjochte auch er schon alle noch unabhängigen fränkischen Fürsten, die Alemannen und größtentheils auch die Thüringer. Unter seinen Nachfolgern wurden ungeachtet der Erbtheilungen, diese Eroberungen in die Runde umher Schritt vor Schritt, und ganz der geographischen Lage gemäß, fortgesetzt und erweitert, und so ward auch das südliche Gallien, und der Rest des westgothischen Reichs, durch die Waffen einverleibt. Mit Recht konnte das ganze alte Gallien jetzt Frankreich genannt werden, und im innern Deutschland ward mit der vollendeten Eroberung von Thüringen und der von Baiern, obwohl die Nationen in vieler Hinsicht frei, und ihre Herzoge mächtig blieben, der fränkische Einfluß, so wie bald auch im nördlichen Italien, schon vor Karl dem Großen, sehr bedeutend, bis dieser die Eroberung noch weiter führte, und den Umfang des großen Reichs vollendete. Die Reihe der merovingischen Könige, ihre Theilungen und Wiedervereinigungen des Reichs, ihre Streitigkeiten, sind für das Ganze und die Folge nicht besonders lehrreich. Fast sollte man glauben, wenn man die Geschichte und den Charakter der beiden fränkischen Dynastien der Merovinger und Karolinger vergleicht, daß gewisse Eigenschaften, daß Tugenden und Laster in Familien erblich sein könnten. In der Geschichte der Merovinger finden wir, bis ihre Kraft ganz erloschen war, fast nichts als ein fortgehendes Gemählde von Lastern und Tirannei, von unerhörter Grausamkeit und wilder Rachbegier, die forterbend, wie in

der Familie des Atreus und Thyest, immer neue Unthaten erzeugten. Die Karolinger zeichnen sich vom Anfange der Dynastie, vom Pipin bis zum Erlöschen, durch eine besondere Anhänglichkeit an die Religion aus, welche man gewiß nicht der Politik allein, sondern zum Theil auch der innern Ueberzeugung zuzuschreiben hat. Wenn Zwietracht und Rachbegier sich fortpflanzen, und stets anwachsen, so läßt es sich denken, daß auch sittliche Grundsätze, die freilich gegen Schwäche und Leidenschaft nicht immer sicher stellen, je mehr ihr Werth durch die Dauer erprobt ist, in fürstlichen Häusern zur herrschenden Denkart und andern Natur werden können. Nicht immer an sich durchaus lobenswerth, aber wenigstens in Vergleich mit den Merovingern, müssen die Karolinger jedem Unbefangenen als die Bessern erscheinen.

Am wichtigsten für das Ganze der Geschichte ist die allmählige Ausbildung der fränkischen Verfassung, die auch auf Deutschland schon unter den Merovingern viel Einfluß gehabt hat, und das Aufkommen der Dynastie der Karolinger erst erklärt, wie diese von der Würde eines Major Domus, bis zu der des wiederhergestellten Kaiserthums gestiegen ist.

Die alte germanische Verfassung mußte in den neuen Verhältnissen sehr wesentliche Veränderungen erleiden. Für ein nicht allzugroßes Volk von einem und demselben Stamm, mochte sie vortrefflich sein; jetzt war aber ihre Einfachheit nicht überall mehr zureichend, oft schon bei der Größe des Landes und wegen der Verschiedenartigkeit seiner Bewohner nicht mehr ganz anwendbar. In der alten germanischen Verfassung gab es eigentlich nur einen Stand. Bei der noch nicht ganz bestimmten Erblichkeit der Fürsten, ihrer sehr gemäßigten Gewalt und der freien Wahl der Herzoge, waren die Fürsten selbst von dem Adel nicht durch eine unübersteigliche Scheidewand getrennt, beide gränzten nahe an einander; auch der Stand der Freien war mehr eine Abstufung, als eine ganz andre, völlig geschiedene Classe. Hatten ja doch die Freien ursprünglich Adelsrechte, nähmlich das, die Waffen zu tragen, gewaffnet an dem Landtage Theil zu nehmen und die beleidigte Ehre selbst zu schützen; Rechte, die man späterhin in den

meisten Ländern als ausschließende Vorzüge des Adels betrachtete. Anders wurden die Verhältnisse nach den großen Eroberungen und als diese Festigkeit gewannen. Die mächtig gewordenen Könige waren jetzt nicht mehr bloß Fürsten, die Ersten und Vornehmsten ihres Adels und Volks, sondern sie erschienen als Alleinherrscher von einem bisher ungewohnten Glanz umgeben, völlig abgesondert von den übrigen Menschen. Die wichtigste Veränderung ging mit dem Stand der freien Männer vor; in ihm lag die Wahrheit, die Kraft der Nation, denn er war die Grundlage und die Stärke des Heerbanns, des allgemeinen kriegerischen Aufgeboths. Der Stand der Freien und mit ihm auch der Heerbann, gerieth in Verfall und in Abnahme, schon deßwegen, weil die Grundsätze und das Verfahren des Eroberers, wenn sein Sinn nicht auf das Große gerichtet, sondern nur auf stete allmählich fortschreitende Erweiterung des zunächst liegenden Besitzes, wenn er mehr habsüchtig, als wahrhaft ruhmbegierig ist, für die Freiheit im Innern eben so schädlich wirken, als sie der Sicherheit der Nachbarn gefährlich sind.

Zwei Arten der kriegerischen Verbindungen und des Kriegsdienstes fanden bei den alten Deutschen Statt: der Heerbann oder die Nationalbewaffnung, und der Lehensdienst, der dem Fürsten oder Könige persönlich verpflichteten Getreuen, adelichen Leute, oder wie sie nun auch bald genannt wurden — Vasallen. Die erobernden Könige bedachten ihre Getreuen natürlicher Weise bei der Vertheilung zuerst und am reichsten; dadurch wurden diese Dienstleute des Königs außerordentlich mächtig. Das eine Element der alten deutschen Verfassung erhielt ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht; an die Stelle des alten National-Adels trat immer mehr ein neuer Lehens- und Dienstadel, dessen Vortheil und Sinnesart von der des Volks geschieden und nur an die Person seines Herrn gebunden war. Der Stand der Freien, das andre Element der alten Verfassung, verlor in dem Verhältniß, als die Uebermacht der Dienstleute des Königs stieg. Einzelne mochten unterdrückt werden, andere gaben selbst ihre Freiheit auf und machten sich unterthänig, um vom Heerbanne frei zu sein; denn weil hier der Krieger sich

selbst unterhalten mußte, so war der Heerbann jetzt bei der Grö=ße des Reichs um so lästiger und drückender. Eben das Mittel, wo=durch anfangs die Macht der Könige so sehr gestiegen war, wurde die Veranlassung, daß diese Macht heimlich untergraben, und endlich zu einem bloßen Schatten wurde; je mehr die Dienstleute und Lehens=träger des Königs alles in allem wurden und vermochten, je leichter konnte es geschehen, daß der Erste unter ihnen, der Vorsteher im Hause und am Hofe des Königs, wenn dieser schwach war, in der That Alleinherrscher wurde. Auf diese Art ward die erste Dynastie der Merovinger durch den erblich gewordenen Major Domus ver=drängt; die neue aufkommende Dynastie aber enthielt im Pipin von Heristall, dem siegreichen Karl Martell, dem klugen ersten König Pipin eine solche Reihe von Helden und kraftvollen Re=genten, daß vielleicht keinem großen Manne der Geschichte so ist vorgearbeitet worden, als Karl dem Großen. Den Vorwurf der Usurpation kann man Karls Ahnherrn um so weniger machen, da der Anfang ihrer Gewalt ganz verfassungsmäßig war. Das Fran=kenreich war außerdem ursprünglich kein vollkommnes Erbreich, obwohl die ersten Merovinger es so behandeln zu wollen schienen, wie sie denn überhaupt streng herrschten, das Volk hart drückten, und immer mehr neurömische Verderbtheit und Sitten annahmen. Aber die Rechte des Volks waren noch in zu neuem Andenken, und durch die freie Wahl desselben nach dem alten fränkischen Recht, sind die Vorfahren Karls, als Herzoge, Beschützer und Freunde des Volks und der Freiheit zu jener erweiterten Macht gelangt, die, da sie längst schon verfassungsmäßig begründet war, erst durch die geistliche Sanction noch ihre letzte Bestätigung er=hielt. Ueber Karls Eroberungen hat man mit Recht bemerkt, daß er nur vollendet hat, wozu mehrere Menschenalter vor ihm schon den Grund legten, indem er das große Frankenreich von der Eider bis nach Rom, vom Ebro bis an die Raab, und noch jenseits derselben erweiterte. So wie in Spanien gegen die nie ruhenden mahomedanischen Feinde, die Gränze durch eine Markgrafschaft in Barcellona gesichert ward, so wurde auf der andern Seite durch die Erweiterung des Reichs im östlichen Deutschland bis an die

Raab, Oesterreich von neuem hergestellt; damahls noch ein äußerstes Gränzland, was in späterer Zeit in so vielen Beziehungen der Mittelpunkt von Deutschland werden sollte.

Das Heer, welches Karl von seinen Vorgängern ererbte, war stark und geübt. Um ihn als Feldherrn ganz zu beurtheilen, müßten wir auch seine Gegner mehr kennen, und ganz wissen, was sie in dieser Beziehung waren. Gegen die Araber in Spanien und gegen die Sachsen in Deutschland war sein Kampf nicht immer siegreich; dort erreichte er seinen Zweck nur sehr unvollkommen, hier begann der Kampf immer von neuem.

Karls hartes grausames Verfahren gegen die unterjochten und zum Christenthum gezwungenen Sachsen läßt sich eher entschuldigen als rechtfertigen; es mochte durch die seit vielen Menschenaltern zwischen den Franken und den Sachsen geführten Kriege der Nationalhaß der beiden Völker sehr entflammt sein, um so bitterer vielleicht, weil beide Völker von nah verwandtem Stamme waren. Die wilde Wuth der Mahomedaner, welche ihren Glauben durch die Gewalt der Waffen auszubreiten als ein heiliges Geboth ansahen, nöthigte die christlichen Kämpfer nicht nur zu einer Vertheidigung des Glaubens, sondern es konnte derselbe Geist der Erbitterung in die Kriege gegen alle andre nicht christliche Völker nur allzuleicht übergehen, was gegen die heidnischen Völker sehr Unrecht war, da nur etwa gegen die Mahomedaner das Recht der Nothwehr und der Wieder-Vergeltung anwendbar sein, und einen Glaubens-Krieg entschuldigen konnte.

Karls erster Frieden mit den Sachsen war billiger als die nachfolgenden. Die Unterjochung der Sachsen mochte Karln vorzüglich am Herzen liegen, weil sie zur Ausführung seines Entwurfs nothwendig war. Er wollte, so scheint es nach der Wahl seiner Hauptstadt zu Achen, nach den Schlössern, die er sich zum Aufenthalt von Ingelheim bei Mainz bis nach Nimwegen anlegte, die fruchtbare Gegend an dem schiffbaren Strom in der Mitte von Frankreich und Deutschland, er wollte die Rheinländer, das alte Stammland der Franken, zum Mittel-

punkte der großen Monarchie machen; und es ist nicht zu bezweifeln, daß die höhere Cultur, mit der wir die Rheinländer bald vor allen andern deutschen Provinzen aufblühen sehen, vorzüglich ihm und seiner Vorsorge verdankt wird. Um aber die Rheinländer als Mittelpunkt des Ganzen sicher zu behaupten, dazu war nothwendig die nördliche Gränze zu erweitern und die Sachsen in Deutschland zu unterjochen, von denen sich wohl voraussehen ließ, daß sie nie ruhig sein würden, bis sie nicht das Christenthum angenommen hätten.

Immer bleibt es ein Vorwurf für Karl und überhaupt für die Franken, das Christenthum in mehreren Fällen auf eine demselben so wenig angemessene Weise geübt und verbreitet zu haben. Ganz anders war in dieser Rücksicht das Verfahren und die Denkart der Angelsachsen in Britannien; überhaupt war diese deutsche Colonie der Sachsen in England, von dem Reiche der ihnen so stammverwandten Franken merkwürdig verschieden, und der Nachtheil bei dem Vergleich, ist fast immer auf Seiten der Franken. Die Einwanderung der Sachsen in Engelland, die während eines langen Zeitraums fortgesetzt wurde, war ungleich zahlreicher als die fränkische, so daß fast die ganze Bevölkerung im fruchtbarsten südlichen und östlichen Theile dieser Insel rein deutsch und sächsisch ward. Geraume Zeit noch blieben auch in dem neuen Wohnsitze die Sachsen Heiden; in diese Zeiten fallen die Kriege des christlichen Celten-Königs, Artus, gegen die Sachsen, von denen nachher in den Ritterliedern so vieles gedichtet worden ist. Als aber die Sachsen einmahl nicht durch Gewalt, sondern durch Missionen von Rom aus zum Christenthume waren gebracht worden, so zeichnete sich Britannien bald vor allen übrigen abendländischen Provinzen, vor Frankreich und auch vor Italien in literarischen Kenntnissen, wie sie damahls noch vorhanden waren und durch alle Geistescultur, auf das entschiedenste aus. Nicht durch das Schwert, wie die Franken, verbreiteten sie das Christenthum; wohl aber gingen mehrere christliche Lehrer, ihre ruhigen Wohnsitze in England verlassend, in die wilderen Gegenden des inneren Deutschlands und der Schweiz, um mit heroischer Aufopferung die Re-

ligion zu lehren. Hier haben sie sich auch durch Verbreitung von Kenntnissen, Milderung der Sitten, selbst durch den Anbau des Landes, große Verdienste erworben. Wie schön sich die alte deutsche Verfassung bei den Sachsen erhalten und entwickelt hat, dafür ist der beste Beweis der, daß mehrere der vortrefflichsten Einrichtungen der gepriesenen englischen Verfassung, sich gerade aus dieser Zeit und noch von den Sachsen herschreiben. Auch Alfred ragte ungleich mehr über sein Zeitalter hervor als Karl über das seinige; und der Vergleich möchte für den großen Karl überhaupt nachtheilig ausfallen, wenn wir nicht nach dem Umfang der Gewalt und den Glanz des Reiches urtheilen, sondern nur auf die stille Größe des Menschen sehen wollten, und dann den frommen König Alfred neben ihn stellten, wie er im Unglück unermüdlich standhaft, bei allen Leiden heiter, als Sänger im Lager der Feinde, als Hirt unter dem eignen Volke unerkannt umher irrte, und als Sieg und Glück endlich seinen Muth krönte, und er sein Land gerettet sahe, doch in allen Dingen gemäßigt, milde und demuthsvoll blieb; er, der so vieles wußte, was man seiner Zeit kaum zutraut, so vieles wohlthätig und weise einrichtete, was noch jetzt Bewunderung erregt.

Größer war Karls Wirkungskreis, und größer sind die Folgen seiner Thaten und seiner Einrichtungen für ganz Europa gewesen. Wie viel auch von seinem kriegerischen Ruhme seinen Vorgängern gebühren mag, ein großer und heller Verstand ist in allen ihm eignen Anordnungen bis auf die zur Verwaltung seiner Güter sichtbar. Als Gesetzgeber verdient er vielleicht am meisten Bewunderung, und hat als solcher auf Jahrhunderte hinaus gewirkt. Er ist als der Stifter der ständischen Verfassung und Staatseinrichtung der gesammten mittleren bis auf die neueren Zeiten herab zu betrachten. Von ihm ist der Begriff des Kaiserthums im Sinne des Mittelalters wie der der Christenheit, oder eines kirchlichen Vereins aller abendländischen Nationen ausgegangen. Der Einfluß, den Karl als Gesetzgeber auf ganz Europa seit einem Jahrtausend gehabt, ist so wichtig, daß er eine eigne Betrachtung erfordert. Zuvor verweilen wir noch einen Augenblick

bei seinem Zeitalter, und bei dem, was er für die wissenschaftliche und geistige Bildung desselben that.

Die Aufmerksamkeit, welche er allen Denkmahlen und Ueberbleibseln der alten Kunst in Italien schenkte, die Freundschaft, in welcher er mit dem gelehrten Engländer Alcuin lebte, die Gesellschaft, zu der er sich mit ihm und einigen andern ähnlichen Männern vereinte, wo er selbst den Nahmen des Königs David, ein andrer den des Homer annahm, können nicht umhin, unser Urtheil günstig für ihn zu stimmen. Die lateinischen Schulen, die er überall, so viel als die damahligen Umstände es erlaubten, stiftete, dienten dazu, was an Kenntnissen von den ältern Völkern an sein Zeitalter gekommen war, zu erhalten und allgemeiner zu verbreiten. Seine Bemühungen aber, die vaterländische deutsche Sprache und Dichtkunst aus der Vergessenheit hervor zu ziehen, und neu zu beleben, ziehen unsre Wißbegierde um so mehr auf sich, je mehr die Urkunden von dem, was er in dieser Hinsicht geleistet, verloren gegangen sind. Was würde man nicht darum geben, jene altdeutschen Lieder noch zu besitzen, die er nach dem, was uns gemeldet wird, so wie einst Lykurg und Pisistratus die Gesänge des Homer sammelte, und die schon so manche Wünsche und Untersuchung erregt haben. Es ist dieser Umstand für die Geschichte des deutschen Geistes so wichtig, daß ich glaube, etwas dabei verweilen zu müssen, um durch einige Bemerkungen wenigstens genauer zu bestimmen, was wir uns unter diesen von Karl, oder auf Karls Befehl gesammelten deutschen Liedern für einen Begriff zu machen haben, und in wie fern dieselben durchaus untergegangen seien, oder noch auf die spätern Sagen und Zeiten einen Einfluß gehabt, und sich vielleicht wenigstens einen Theil ihres Inhalts nach erhalten haben. Karls des Großen Beförderung der deutschen Sprache und Dichtkunst ist wie ein fester Standort, von wo aus sich der damahlige Zustand der geistigen Cultur überschauen und beurtheilen läßt. Die Thatsache selbst, durch glaubwürdige Zeugen gemeldet, daß er altdeutsche Lieder gesammelt, eine deutsche Sprachlehre selbst entworfen, oder entwerfen lassen, darf um so weniger in Zweifel gezogen werden, da überhaupt die ganze Familie Karls von

niederdeutscher Abstammung, in jenen Gegenden vorzüglich ansässig war. Wenn die spätern Könige der ältern Dynastie mit andern römischen Sitten auch die verderbte römische Sprache angenommen haben mögen, so haben wir dagegen die ausdrücklichsten Zeugnisse dafür, daß an dem Hofe der Karolinger nicht die neulateinische, sondern die fränkische, von der sächsischen in England nicht wesentlich verschiedene Sprache die herrschende war. Karls Vorliebe für Deutschland ergiebt sich schon aus der Wahl seiner Wohnorte, aus der Lage der von ihm angelegten Hauptstädte und Schlösser, selbst aus der Richtung seiner Eroberungen, die er hier am weitesten und am eifrigsten verfolgte. Man kann überhaupt das Emporkommen der Dynastie der Karolinger als eine natürliche Gegenwirkung ansehen, da unter ihnen, und durch sie die ursprünglich fränkische Sitte, Verfassung, und mit diesen auch die Sprache wieder mehr empor kamen.

Es giebt mehrere Spuren und Beweise, daß in der Zeit Karls und seiner nächsten Nachfolger, deutsche Poesie und Sprache vielfach angebaut und neu belebt worden. Die spätern Gedichte der folgenden Jahrhunderte erwähnen nicht selten der alten, zu ihrer Zeit noch in Menge vorhandenen Heldenlieder. Wie verbreitet diese Lieder noch waren, kann uns der Umstand beweisen, daß Karls Sohn, Ludwig der Fromme, diese Lieder in der Jugend geliebt zu haben, aus mißverstandner Gewissenhaftigkeit sich zum Vorwurf machte; daß man es für nothwendig hielt, den Klosterfrauen die vaterländischen Wynelieder zu untersagen. Wyne heißt Freundschaft, und hat man diesem Verbothe nach darunter solche zu verstehen, die späterhin Minnelieder genannt wurden. Noch besitzen wir ein in der Sprache sehr merkwürdiges und dichterisches Denkmahl aus der karolingischen Zeit in Ottfrieds Heldengedicht vom Heilande nach den Evangelien. Da die Absicht des frommen Mannes ganz unverkennbar die war, durch die dichterische Weise, worin er die Geschichte Christi vortrug, die alten vaterländischen, dem Christenthume nicht so angemessenen Lieder zu ersetzen und zu verdrängen, so darf man wohl annehmen, daß er dieselbe Form derjenigen Lieder, die er verdrängen wollte, in seinen Liedern ange-

nommen haben wird, um so mehr, da diese Form ganz dieselbe ist, die wir in dem schönen Siegesliede eines karolingischen Königs Ludwig über die Normannen finden. Dieser Einfluß des Christenthums, diese stete Hinsicht auf dasselbe, auch in allem was für Sprache und Dichtkunst geschah, ist bemerkenswerth, um uns einen richtigen Begriff davon zu machen, in welchem Sinne Karl der Große altdeutsche Lieder sammeln ließ, und welche Lieder das sein konnten. Für die frühe Ausbildung der deutschen Sprache ist es immer ein schöner Beweis, daß manche theologische und philosophische Schriften der Alten zu einer Zeit in deutscher Sprache übersetzt und vorhanden waren, da die italienische, französische, überhaupt alle aus der römischen abgeleiteten Sprachen noch in einem barbarischen Mittelzustande, zwischen der römischen Form, die nun ganz verdorben, und der neuen, die noch ganz ungestaltet war, schwebten, und eigentlich als bestimmte und eigenthümliche Sprachen noch gar nicht vorhanden waren. Unter manchen andern christlichen Schriften in deutscher Sprache aus der karolingischen Zeit ist auch ein, für die neu bekehrten Sachsen bestimmtes, deutsches Unterrichtsbüchlein vorhanden, in welchem ausdrücklich die Frage enthalten ist: Entsagest du dem Wodan und der Sachsen Odin? — Wie kann man also glauben, daß Karl bei solchen Gesinnungen die Lieder der alten deutschen Dichter aus der heidnischen Zeit, die wir irriger Weise Barden nennen, habe sammeln lassen? Etwa solche, wie die altschwedischen und dänischen vom Odin, den die Sachsen auf dem Harz mit Gelübden um Hülfe gegen Karls siegreiche Waffen anriefen? und den sie, als sie überwunden waren, abschwören mußten? Sollten ja zu dieser Zeit noch in der mündlichen Ueberlieferung Sagen und Gesänge vom Herrmann vorhanden gewesen sein, so waren sie gewiß mit heidnischer Götterlehre allzu sehr verwebt, als daß sie ein andres Schicksal als jene hätten haben können. Heldenlieder waren es indessen, dem ganzen Zusammenhange der Angaben nach unstreitig, die Karl sammeln ließ; nur aus den heidnischen Zeiten dürfen wir nicht erwarten, daß sie gewesen seien. Daß sich bei den so schnell zum Christenthum bekehrten Franken, in dem römischen Gallien

eine eigenthümliche Poesie entwickelt habe, ist nicht wahrscheinlich: wenigstens findet sich während der ganzen Dynastie der Merovinger keine Spur davon. Wenn es also weder altgermanische, heidnische, noch auch national-fränkische Volksgesänge waren, was bleibt übrig, als auf jene gothischen Heldenlieder zu schließen, von deren Vorhandensein auch außerdem so viele urkundliche Beweise reden, und die sich, obgleich in spätern Bearbeitungen des dreizehnten Jahrhunderts, bis auf uns erhalten haben? Dieselben Heldensagen, die den Attila und die letzten burgundischen Könige, den gothischen Theodorich und Odoaker, besingen, diese unschätzbaren Denkmahle deutscher Sprache und deutschen Dichtergeistes, die unter den Nahmen des Nibelungen Liedes und des Heldenbuches noch vorhanden sind; Denkmahle, die Bodmer zuerst der Vergessenheit zu entreißen strebte, Lessing kritisch zu erforschen und zu verstehen bemüht war, deren hohen Werth und historische Wichtigkeit Johann v. Müller vollkommen erkannte, sind aus diesen uralten Quellen geflossen; Gedichte, die in ihrer schönen Einfalt und heroischen Kraft dem unerreichbaren Homer näher stehen, als alle erkünstelte Nachahmungen. Nicht als ob sich diese Heldenlieder in der Form erhalten hätten, wie sie zu Karls des Großen Zeit vorhanden gewesen sein mögen; aber die Sagen die diesen Gedichten zum Grunde liegen, Lieder dieses Inhalts aus der gothischen Heldengeschichte waren es unbezweifelt, die Karl sammeln ließ. Glücklich genug, daß sich wenigstens ein Nachhall von einigen erhalten hat, während viele andre für immer untergegangen sein mögen.

Ueber die gothische Heldensage noch einiges zu erinnern und nachzutragen wird hier der schicklichste Ort sein.

Die von den Gothen gestifteten Reiche waren von keiner Dauer; ihr Ruhm aber und ihr Andenken erhielt sich lange bei den deutschen Völkern, nicht nur in den Geschichtsbüchern, sondern auch in Sagen und Dichtungen. Die kühnen Unternehmungen, die unerwarteten Umwälzungen und großen Schicksale, welche die Geschichte der Gothen von der Stiftung ihres gro-

ßen Reichs, das sich vom schwarzen Meere bis tief in das innere Deutschland erstreckte, und von der Verbreitung im römischen Reiche bis zu ihrem Untergange auszeichnen, scheinen der Einbildungskraft einen neuen Schwung gegeben, und die allen deutschen Völkern eigne Liebe zur Dichtkunst mit erhöhter Kraft belebt zu haben. Die nordische Götterlehre erhielt sich nur bei den stammverwandten Gothen in Schweden, nachdem die südlichen Gothen alle das Christenthum angenommen hatten. Wenn aber auch die Nahmen der alten Götter verschwanden, so blieben doch die Dichtungen von Geistern und Wundern, und das heroische Leben selbst gab Stoff genug zu Heldengedichten. Es kommt bei den Gegenständen der Poesie nicht darauf an, ob sie gegenwärtig oder vergangen sind; wenn nur in einem Leben, in einem Zeitalter im Ganzen mehr die Fantasie herrscht als der Verstand, so sind sie gleich und noch in der Gegenwart geeignet, auch zu ihrer Beschreibung mehr die Fantasie als den Verstand aufzuregen, dichterische Sagen und Darstellungen zu veranlassen. Wenn es uns auch der Geschichtschreiber der Gothen, Jornandes nicht selbst sagte, daß ein großer Theil seines Werks nur aus gothischen Heldenliedern gezogen, aus ihnen in lateinische Prosa übertragen sei, so würden wir es aus der ganzen Art und Weise seiner Schrift hinreichend abnehmen können. Daher es unzweckmäßig ist, so viel kritischen Tadel an sein Werk zu verschwenden, welches vielmehr, wenn man es nur für das nimmt, was es ist, als eines der schätzbarsten Denkmahle und Ueberbleibsel alter Heldensagen des deutschen Alterthums erscheint. Besonders scheint der zwar furchtbare, aber doch für die Einbildungskraft ergreifende Lebenslauf Attila's den Heldenliedern reichen Stoff gegeben zu haben. Noch ist ein altes lateinisches Gedicht von der Rache seiner letzten burgundischen Braut vorhanden, wie denn in diesem Zeitalter, und während des ganzen Mittelalters Sagen und Dichtungen aus der Volkssprache, sehr häufig in die allgemeiner verbreitete Schrift und Büchersprache, die lateinische übertragen worden sind. Auch in ungarischen Chroniken hat sich manches von Attila erhalten, was mehr der Sage als der Geschichte angehört, und mit den deutschen Heldenfabeln

zusammenhängt; andrer Bruchstücke nicht zu gedenken. Es ist also nicht bloße Vermuthung, daß dem Nibelungen Liede und dem Heldenbuche ältere gothische Lieder zum Grunde lagen, sondern es wird durch Zeugnisse und Ueberbleibsel mannichfacher Art bestätigt und beurkundet.

Das älteste Denkmahl der deutschen Sprache, welches wir noch gegenwärtig besitzen, die bekannte dem Ulfilas zugeschriebene gothische Uebersetzung der Evangelien ist aus dieser Zeit. Uebersetzungen der heiligen Schrift, besonders der Evangelien, sind die ältesten Denkmahle fast aller neueren Sprachen, besonders der deutschen Mundarten; der Meinung derer ganz entgegen, welche glauben, man habe die heilige Schrift im Mittelalter dem Volke zu entziehen gesucht. Für die Kenntniß der Sitten, und der Geschichte des Geistes würde uns ein Heldengedicht, worin etwa das Unglück des alten Ermanarich, die kühnen Heerzüge so mancher andern Fürsten, die Chronik des alten königlichen Hauses der Amaler besungen wären, belehrender und willkommener sein, als diese Uebersetzungen. Aber auch so ist es ein wichtiges Denkmahl. Ist ja doch die Sprache das treueste und beste Abbild der Denkart, des Geistes, und der Stufe seiner Ausbildung. Wenn wir nun diese gothische Sprache, nach einigen Urkunden ganz dieselbe wie die der Ostgothen in Italien, genau betrachten, wenn wir, nachdem das Fremdartige des ersten Anblicks verschwunden ist, einige Einmischungen abgerechnet, darin die Grundlage unsrer jetzigen Sprache deutlich erkennen, wenn wir in der Bedeutung, Verbindung und Ableitung der Worte, dem schönen einfachen Bau der grammatischen Formen, und in den Wurzeln eine auffallende, mehr als zufällige Aehnlichkeit mit den schönsten und gebildetsten Sprachen Europas und Asiens, mit der griechischen, der persischen und indischen gewahr werden, so kann es uns schwerlich mehr einfallen, die alten Deutschen mit amerikanischen Wilden oder Kaffern in eine Reihe zu stellen, um so weniger, da wir in unserm Zeitalter genaue Beschreibungen und Kenntnisse von den Sprachen der Wilden genug besitzen, um den Vergleich anstellen, und uns überzeugen zu können, wie groß der Unterschied sei. Man hat darüber gestritten, ob

dieses gothische Denkmahl der schwedischen Sprache und Alterthumskunde, oder der deutschen angehöre? Eine Frage, die im gewissen Sinne unbeantwortlich ist. Die schwedische, und überhaupt die skandinavische Nation und Sprache, und die deutsche, waren ursprünglich eine und dieselbe. Jenes Denkmahl fällt gerade in die Zeit, da die deutsche Nation in südlichere Wohnsitze einwandernd, sich von dem ganzen Stamme absonderte, und dieß hat die Entstehung und Absonderung der deutschen Sprache veranlaßt, welche, wenn ich so sagen darf, zugleich eine Schwester und eine Tochter der skandinavischen oder altschwedischen ist. Dieses ist so zu verstehen. Unsre deutsche Sprache ist bekanntlich aus zwei sehr verschiedenen Mundarten gemischt, der oberdeutschen und der niederdeutschen. Die letzte, die im nördlichen Deutschlande auf dem Lande als Sprache des gemeinen Volks noch herrscht, aber seit mehreren Jahrhunderten nicht mehr angehaut und ausgebildet wird, ist nach dem Urtheile aller Sprachforscher die ältere, ursprünglichere Mundart. Nur Ein Zweig dieser weit verbreiteten Mundart, die holländische Sprache, hat auch in neueren Zeiten eine höhere und eigenthümliche Ausbildung erhalten. Die genaue Verwandtschaft des Niederdeutschen mit der skandinavischen oder altschwedischen Sprache ist bekannt, und besonders in den ältern Denkmahlen, wie in den angelsächsischen, in den reiner erhaltenen Mundarten, wie der friesischen, auffallend sichtbar. Die niederdeutsche Mundart ist eine Schwester der skandinavischen oder altschwedischen Sprache; die süd- und oberdeutsche Mundart aber ist spätern Ursprungs, nicht eine Schwester, sondern eine Tochter der altschwedischen. Große Wanderungen, neue Wohnsitze, ein neuer Himmelsstrich, und eine damit verbundene Veränderung aller Lebensverhältnisse sind es, die auch in der Sprache eine so große Veränderung hervorbringen, daß neue Mundarten entstehen. Als die Schwaben und Schweizer aus ihren frühern Wohnsitzen an der Ostsee, in dem westsüdlichen Deutschland sich niederließen, wie andre gothische Völker in dem östlichen Theile des südlichen Deutschlands, da fing die deutsche Sprache an, als eine eigne, von der skandinavischen abgesonderte Mundart zu entstehen, und die Einmischung vieler fremden, be-

sonders römischer Wörter gab ihr noch mehr Eigenthümliches. Die allgemein gebildete deutsche Schriftsprache, die wir die hochdeutsche nennen, ist nicht eine Mundart, sondern vielmehr aus einer Vermischung und gegenseitigen Milderung der beiden Mundarten entstanden.

Schon haben wir eines großen Nahmens erwähnt, der zu wichtig in der alten deutschen und nordischen Geschichte ist, als daß wir ihn mit Stillschweigen übergehen könnten. Die ganze nordische Sage und Götterlehre geht, wie bekannt, vom Odin aus. Wiewohl nun Odin, vergöttert wie er späterhin ward, in der Sage als eine fabelhafte Person erscheint, so ist es dennoch unläugbar gewiß, daß er eine wahrhaft historische Person war, und daß er in dem Zustande eines großen Theils der deutschen Nation, und im ganzen Norden eine große Revolution bewirkt habe. Nicht bloß die älteste Dynastie der dänischen und der schwedischen Könige, der Skioldunger und Inglinger werden vom Odin hergeleitet, sondern auch die schon christlich gewordenen Könige der Angelsachsen in Britannien leiteten ihre Abstammung von ihm her. Diese von einander ganz unabhängigen Ueberlieferungen weisen beide dem Odin seinen ersten Sitz in Sachsen an; da sei er König gewesen, und erst von da alsdann nach dem Norden gegangen, Sigtuna zu erbauen, und sein Reich in Schweden zu stiften. Legt man diesen verschiedenen Stammtafeln eine auf die mittlere Lebensdauer gegründete Berechnung unter, so stimmen sie auch darin überein, daß Odin erst ziemlich spät, im dritten oder gar im vierten Jahrhunderte unsrer Zeitrechnung lebte. Wenn spätere isländische Schriftsteller, die schon mit der Geschichte der Römer bekannt waren, ihn aus Asien vom Kaukasus erst nach Sachsen kommen lassen, und diese Begebenheit in die Zeit des Mithridates versetzen, so kann man darin nur einen mißlungenen Versuch sehen, die nordischen Sagen an die römische Geschichte anzuknüpfen. Für die erste Einwanderung der Deutschen ist dieß viel zu spät, für den wirklichen Odin aber, zufolge jener Geschlechtsverzeichnisse, zu früh. — Der historischen Wahrscheinlichkeit nach war Odin ein Held und König im nördlichen Deutsch-

land, zugleich auch, wie die Sage ausdrücklich erwähnt, ein Dichter, und gleich wie Mahomed durch die Kraft seiner Beredsamkeit und seines Schwertes, so auch er im Norden als Seher und Held durch die Kraft der Dichtkunst der Stifter, wo nicht einer neuen, doch einer vielfach veränderten und umgestalteten Götterlehre und Götterdienstes. Desto begreiflicher ist es, daß er selbst vergöttert worden; daß er aber mit dem höchsten Gotte der alten Deutschen, mit dem Wodan, völlig verwechselt ward, kann erst spät geschehen sein, da er in dem christlichen Lehrbuche für die neubekehrten Sachsen unter Karl dem Großen ausdrücklich vom Wodan unterschieden, so wie er da auch, als dem Sachsenvolke zunächst angehörend bezeichnet wird. Worin Odins Götterlehre, die sich in Schweden noch so lange gegen das eindringende Christenthum erhalten hat, von der ältern deutschen verschieden gewesen sei, ist schwer zu bestimmen. Im Ganzen sehen wir in den beiden noch vorhandenen mythologischen Sammlungen der Isländer dieselbe Verehrung der Naturgeister und ersten Naturkräfte, die auch in dem frühern Glauben des Nordens herrschend war. Doch so geistig bedeutend mochte die Verehrung des Wassers, des Feuers und der Naturgeister wohl bei den ältern Deutschen nicht sein. Daß Odin auch im einzelnen nicht alles verändert habe, ist um so gewisser wegen der sonderbaren Uebereinstimmung mancher einzelnen Züge mit den asiatischen Sagen und Vorstellungen der alten Perser und der Indier. Am auffallendsten in der Odin'schen Götterlehre ist die Sage und der Begriff vom Balder und seinem Tode. Dieser schöne jugendliche Gott, den man dem Apollo vergleichen kann, ist durch ein unvermeidliches Verhängniß dem Tode bestimmt; alle guten Götter und Geister sind bemüht, ihn zu retten; er scheint gerettet, als ein Zufall alles stört, und er dem bestimmten Verhängnisse nicht weiter entrinnen kann. Die Klage um Balders Tod ist eins der Hauptstücke der Odin'schen Götterlehre, und erinnert an die Klage um den seiner Venus entrissenen Adonis, und an die geheimnißvolle Todtenfeier des Osiris. So erinnert Thors plumpe Riesenkraft an den Herkules der Griechen, Loke's feindlich wirkende Arglist an den

Ahriman der Perser. — Wenn uns die spätere Edda des Sturleson eine kurze, aber vollständige Uebersicht der ganzen Odin'schen Götterlehre giebt, so kann uns die frühere aus einzelnen abgerissenen Liedern bestehende des Saemund in ihrem räthselhaft begeisterten prophetischen Ton vielleicht auch in der Form, einen Nachhall geben, von den Liedern der Seher oder Seherinnen, von denen die geheiligten Wälder des deutschen Nordens oft erschollen.

Eben so viel, oder noch mehr als durch das Sammeln der alten gothischen Lieder, hat Karl durch sein Leben selbst auf die Poesie und auf die Einbildungskraft der neuern Nationen überhaupt gewirkt. Wie große, alles verändernde Weltbegebenheiten, wo die Fantasie noch rege ist, meistens auch eine neue Epoche in der allgemeinen Denkart, in den Sagen und Dichtungen herbeiführen, so ist er selbst, während es doch gleichzeitige und wahrhafte Geschichtschreiber von ihm gab, auf eine seltsame Weise nicht gar lange nach seiner Zeit ein Gegenstand der Poesie, und zur Fabel geworden. Auffallend ist es, daß er selbst in diesen ihrem ersten Ursprunge nach ziemlich alten Rittergedichten, deren Gegenstand er ist, eine so untergeordnete und fast unthätige Rolle spielt. Die Normänner, deren romantischer Geist erst Karls Geschichte zur Dichtung umbildete, dachten sich, scheint es, den thätigen Helden so, wie sie seine Nachfolger fanden; geehrt, prachtvoll und wohlwollend, aber wenig selbstherrschend, etwa wie einen Sultan des Morgenlandes.

Daß Karls des Großen Frankenreich von so kurzer Dauer war, davon lassen sich viele Gründe angeben. Was durch den Geist und die Kraft eines außerordentlichen Mannes nur gewaltsam zusammen gehalten ward, fiel aus einander, sobald die starke Hand nicht mehr da war, die das Ganze zusammenhielt. Die Schwäche der Nachfolger allein war es indessen nicht, was den Verfall und die Auflösung des Reichs verursachte. Mehrere derselben waren noch ausgezeichnet durch Tapferkeit und Verstand; auch haben die Reichstheilungen und damit verknüpften Zwistigkeiten nie solche Gräuel unter ihnen veranlaßt, wie bei der Dynastie der Merovinger. Im Ganzen blieben immer dieselben guten und heilsamen

Staatliche Bibliothek Passau

Grundsätze der Staats- und der Lebenseinrichtung unter den Nachfolgern herrschend, wie unter Karl dem Großen selbst. Auch der Andrang der feindlichen Völker allein war nicht Ursache des Untergangs, denn sobald nur kein innerer Krieg war, und sobald die Regierung nur einige Kraft hatte, vermochten weder die Normänner gegen das einzelne Frankreich, noch die Ungarn gegen Deutschland viel, geschweige denn daß sie das ganze Reich zu zerstören, mächtig genug gewesen wären. Was die Theilung des Reichs betrifft, hat man sich gewundert, daß selbst Karl der Große, dem man sonst so viele richtige und tiefe Politik zutraut, sie angeordnet hatte, da nur durch den Tod der andern Söhne Ludwig dem Frommen das ganze Reich anheim fiel. Es ist Grund genug vorhanden, anzunehmen, daß dieß nicht ganz von seiner Wahl abhing, weil es verfassungsmäßig, und alte fränkische Sitte war, die mit dem Lehenswesen zusammen hing. Merkwürdig ist wenigstens, daß sich bei den Gothen, die das Lehenswesen, welches bei den Franken vorherrschend war, wenig gekannt zu haben scheinen, auch die Theilungen nicht finden. Bei der Lehenseinrichtung konnte der jüngere Königssohn, dem die Liebe des Vaters auch nur einige Reichthümer vergönnte, wenn er tapfer, freigebig und von hohem Geiste war, leicht durch den Anhang seiner Getreuen zu solchem Ansehen und solcher Macht gelangen, daß man ihm wohl geben mußte, was er sonst mit Gewalt zu nehmen versucht, und dadurch Kriege veranlaßt haben würde, welche selbst durch die gesetzliche Theilung nicht immer vermieden wurden. Der Hauptgrund, daß Karls Reich, wie einst Alexanders, nicht lange Zeit nach ihm aus einander fiel, und sich in seine natürlichen Bestandtheile auflöste, lag in seinen Eroberungen selbst. Grade dadurch, daß er das ganze nördliche Deutschland unterworfen und christlich gemacht hatte, war das gesammte Deutschland, durch Sprache, Sitten, alte Verbindung und Verfassung ohnehin Eins, eine sehr große Macht geworden. Dieses mächtige Ganze konnte nicht ferner, wie es früher mit einigen Provinzen der Fall war, abhängig vom entfernten Herrscher bleiben. Deutschlands überwiegende Stärke zeigte sich auch darin, daß

nach einigem Schwanken und mehrmahls erfolgten Veränderungen und Theilungen, das schöne rheinische Mittelland, des alten Lothringens nördlicher Theil endlich ganz bei den Deutschen blieb, der südliche Theil desselben aber unter dem alten Nahmen Burgund, ein eigenes neues Königreich wurde, welches in späterer Zeit auch dem deutschen Staatskörper einverleibt ward. Diesen reichen, zur Cultur so herrlich gelegenen Erdstrich, Burgund, Lothringen, die Rheinländer und die Niederlande hatte Karl, wie es scheint, zum Mittel- und Hauptlande des ganzen Reichs auch für die folgenden Zeiten bestimmt; er hätte es werden können, wenn die Nationen und die Herrscher eins gewesen wären.

Selbst Italien fühlte sich stark genug, nachdem die longobardische Herrschaft durch Karl zerstört worden, der griechische Einfluß ganz ohnmächtig, und es nach Hinwegräumung so mancher kleinen Theilungen mehr Eins geworden war, unabhängig sein zu wollen, wenn gleich es den Willen nicht zu behaupten vermochte. — Nächst Italien war Frankreich am meisten geschwächt, wovon der Grund in dem frühern Verderben lag. Die sichtbare Stärke dagegen, mit welcher Deutschland so schnell nach Karls Tode auftritt, läßt vermuthen, daß der Wachsthum dieser Stärke sich schon früher gezeigt habe, und macht es noch begreiflicher, daß Karl einen so großen Werth auf Deutschland legte, hier seine Herrschaft mehr als irgendwo sonst zu erweitern und zu behaupten strebte.

In einem allgemeinen Gemählde ganzer Zeitalter und großer Weltbegebenheiten, dürfen nur diejenigen Charaktere eine Stelle finden, welche Epoche gemacht, die Welt verändert haben, und deren Leben uns eine Welt, ein ganzes Zeitalter darstellt. Solcher Charaktere finden sich unter den Nachkommen Karls des Großen weiter nicht, ihre Schicksale und Streitigkeiten, die mancherlei Trennungen und Wiedervereinigungen Frankreichs und Deutschlands füllen am Ende nur den leeren Zwischenraum aus, zwischen Karl und der völligen Absonderung Deutschlands, da es durch freie Wahl sich selbst einen König gebend, als eignes selbstständiges Reich auftrat, und bald den Gipfel der Macht

erreichte. Nun kam jene, in frühern Zeiten oft vergeblich gesuchte große National-Einheit aller deutschen Völker zu Stande. In diesem Zeitraum, von dem durch Wahl der ganzen Nation auf den Thron erhobnen Könige Konrad, bis auf Kaiser Rudolph den Ersten, war Deutschland der mächtigste Staat in Europa, und kaum wird sich in der Geschichte ein andres Beispiel auffinden lassen, daß auf irgend einem Throne eine solche fast ununterbrochene Reihe kraftvoller Helden und großer Herrscher auf einander gefolgt wäre, als in diesem großen, freien, und während eines Zeitraums auch fest verbundenen Wahlreiche.

Sechste und siebente Vorlesung.

Das Reich, welches Karl der Große als Eroberer gegründet, ist nicht von Dauer gewesen; ungleich wichtiger für die Weltgeschichte ist er als Gesetzgeber geworden. Was er in dieser Hinsicht für Frankreich insbesondere gethan, indem er die alte fränkische Verfassung wieder herzustellen, den Heerbann aufrecht zu erhalten, der Uebermacht des Dienstadels durch Gesetze wider die Erblichkeit entgegen zu arbeiten, indem er mit einem Worte den Adel, die Grundkraft des Staats, so viel es bei den veränderten Umständen möglich war, wieder auf seine ursprüngliche Bestimmung zurückzuführen strebte; das ist für die ganze Folgezeit minder wichtig, weil sich alle diese Verhältnisse doch nachher mannichfach anders bestimmten, und weil die Einrichtungen, die Karl in dieser Hinsicht traf, nur für seine Lebenszeit, oder höchstens für die kurze Zeit seiner Dynastie in Wirkung blieben. Gesetzgeber aber für alle folgende Zeiten, und für das ganze abendländische Europa ist er besonders durch die Art geworden, wie er das Verhältniß zwischen dem Staate und der Kirche bestimmte, und ein Band zwischen beiden knüpfte, welches Jahrhunderte hindurch die Grundlage der Verfassung gewesen, und selbst, nachdem es zum Theil verändert worden, doch bis auf die neuesten Zeiten von der wesentlichsten Wirkung geblieben ist. Die ständische Verfassung und

Staatseinrichtung des Mittelalters gewinnt mit Karl dem Großen zuerst eine bestimmtere Gestalt, und der Begriff eines christlichen Vereins aller abendländischen Nationen tritt sichtbar und deutlich als das Ziel hervor, worauf das ganze Streben des damahligen Zeitgeistes gerichtet war. Schon unter Karls Vorgängern fand eine stete Beziehung und Verbindung zwischen der königlichen Gewalt und der Kirche Statt. Eine ständische Macht hatten die Bischöfe schon unter den frühern fränkischen Königen; gleich den Herzogen und Grafen nahmen sie Antheil an den Staatsgeschäften und Staatsberathschlagungen, hatten Sitz und Stimme in den Reichsversammlungen; aber vorzüglich durch Karl ward alles das anerkannter Grundsatz und Verfassung, und erhielt eine festere Gestalt. Durch ihn ist die Geistlichkeit ein Stand geworden, der nun als ein zweites Glied des Staatskörpers dem Adel das Gegengewicht halten konnte. Bei den Römern hatte sich die christliche Kirche ganz unabhängig von dem Staate, ganz getrennt von ihm entwickelt, war in ihrer innern Einrichtung schon ganz ausgebildet, als sie herrschend ward; daher blieb Kirche und Staat, das Christenthum und das öffentliche Leben auch unter den christlichen Kaisern sehr getrennt, einige Einmischungen der Willkühr abgerechnet. — Anders war es bei den Deutschen; bei ihnen war, als sie noch ihrer alten Götterlehre anhingen, kein abgesondertes Priesterthum gewesen, sondern die priesterlichen Rechte und Verrichtungen mit der Staatsgewalt, und den übrigen Volksangelegenheiten völlig eins und vermischt. Der Umstand, den Tacitus ausdrücklich bezeugt, daß der Priester der Nation von dem versammelten Volke gewählt worden sei, so wie der Einfluß, welchen das Priesterthum hinwiederum auf die Nationalgerichtsbarkeit und auf alle Nationalangelegenheiten hatte, geben dieß hinreichend zu erkennen. Daher erklärt sich sehr leicht eine gewisse Vermengung des Geistlichen und des Weltlichen, die bei den christlich gewordenen Deutschen Statt fand; treuherzig nahmen sie das Christenthum in ihr ganzes Nationalleben mit auf, verstatteten ihm einen großen Einfluß auf dasselbe.

So sehr auch das Christenthum für alle Nationen bestimmt

war und ist, so hat doch eine jede der Nationen, die es zuerst annahmen, in der Art der Annahme, und in dem Gebrauche ihren besondern Charakter gezeigt. Den Aegypter führte ein angestammter Tiefsinn und Schwermuth als Einsiedler in rauhe Wüsten. Die Griechen trugen den ihnen so ganz eignen dialektischen Scharfsinn in die Religion über, früh genug auch die damit verbundne Streitsucht. Die Römer, deren Sinn mehr praktisch war, wußten die für die Geheimnisse des Christenthums wesentlichen Gebräuche zu einem würdigen Ganzen auch für das Aeußere auf das Schönste zu ordnen, und wie jede Gesellschaft bestimmte Gesetze erheischt, so dergleichen nothwendige Lebensregeln für die größeren oder kleineren kirchlichen und christlichen Vereine mit Einsicht zu entwerfen. Die Deutschen endlich haben für den christlichen Glauben, nachdem sie ihn einmahl angenommen hatten, erstens gegen die fanatischen Feinde desselben als gute Ritter gekämpft, sodann aber das Christenthum nicht als eine abgesonderte Sorge für die Ewigkeit von dem Leben getrennt, sondern im vollen herzlichen Gefühl des unschätzbaren Gutes, das ihnen zu Theil geworden, auch das ganze häusliche und öffentliche Leben christlich eingerichtet, und auf die Kirche bezogen und gegründet. Die Wirkungen davon zeigen sich schon früh, und von der daher entspringenden Vermischung geistlicher und weltlicher Geschäfte finden sich besonders bei den Franken viele Beispiele.

So wie die Bischöfe an den Reichsversammlungen neben den Herzogen und Grafen Antheil nahmen, so waren auch die Könige, Herzoge und Grafen nicht selten bei den Synoden und Versammlungen der Geistlichen zugegen. Das Christenthum und der Nationalverein, Staat und Kirche waren durchaus verknüpft und verwebt. Karl, der die Geistlichkeit wie den Adel auf seine ursprüngliche Bestimmung zurück zu führen strebte, trennte und bestimmte so weit es sein mochte, die gegenseitigen Gränzen der Geistlichen und Weltlichen, so wie er auch die Bischöfe und den hohen Adel auf den Reichsversammlungen in zwei Kammern abtheilte. Dadurch eben ward die Geistlichkeit ein eigentlicher Stand, ein bestimmtes Glied des ganzen Staatskörpers, mit dem Adel

theils verbunden, theils von ihm geschieden, bald mit ihm zusammen wirkend, bald seine ausschließende Wirksamkeit mannichfach beschränkend. Zusammengesetzter ward nun der innere Bau und die Einrichtung des Staats; um aber diese Einrichtung, und die dabei zu Grunde liegenden Gedanken richtig zu beurtheilen, muß man in das ganze Verhältniß und Bedürfniß der damahligen Zeit zurückgehen. Gewiß ist es, daß der Lehens- und Dienst-Adel, anfangs die Stütze und das Werkzeug der königlichen Gewalt, ihr selbst nun oft Gefahr drohte; für die ordnungsmäßige und gleichförmige Sicherheit derselben, war also nichts so erforderlich und so wünschenswerth, als ein bleibendes Gegengewicht, ein andrer an Macht ihm gewachsener Stand. Der Bürgerstand war als Stand noch kaum vorhanden, wenigstens nicht mächtig, nicht entwickelt genug, um gegen den Adel schon jetzt ein irgend bedeutendes Gegengewicht bilden zu können. Erst später kam der Bürgerstand zu jenen beiden ersten Ständen als dritter Stand hinzu, und vollendete dadurch die gesammte ständische Verfassung, und seine Entwicklung ist durch den geistlichen Stand und dessen oft von den Vortheilen und der Macht des Adels getrennten, oder gegen denselben gerichteten Zwecken, nicht wenig befördert und beschleunigt worden.

Wenn damahls der durch die steten Eroberungen und Fehden ganz kriegerisch gewordene Adel die gesammte Kraft der Nation in sich zu enthalten schien, so war der Geist, so viel davon aus älteren Zeiten noch gerettet war, oder auch neu wieder auflebte, vorzüglich bei dem Lehrstande zu finden. Er war ja der Aufbewahrer der gesammten römisch christlichen Kenntnisse, Literatur und Bildung, deren man selbst für den Staat in unzähligen Fällen bedurfte. Im Gegensatz gegen diesen christlich römischen Bestandtheil der Bildung und des Staats in der Geistlichkeit, kann der Adel in der damahligen Verfassung, als der germanische Bestandtheil betrachtet werden, indem er der Aufbewahrer und Erhalter der ursprünglichen deutschen Sitten und Grundsätze der Ehre und der Freiheit war. — Der Adel und Kriegsstand als Inbegriff der Staatskraft, eignete dem besondern Staate, der besondern Nation,

welcher er angehörte. Sollten aber die gesammten christlich gesitteten Nationen zu einem größern Vereine, zu einer europäischen Republik verbunden werden, sollte sie alle ein gemeinschaftliches Band umschlingen, so mußte es in jedem einzelnen Staate neben dem nationalen Stande, dem Adel, noch einen andern geben, der mehr auf das größere Ganze des allgemeinen Vereins der christlich gesitteten Nationen gerichtet war, und dieses allgemeine Band thätig und wirksam erhielt. — Wenn Karl der Große (ich nenne ihn, weil er als Gesetzgeber Epoche gemacht hat, obgleich mehrere seiner Vorgänger schon in gleichem Sinne gehandelt haben, manche seiner Einrichtungen von einem oder dem andern seiner Nachfolger weiter entwickelt worden sind), wenn Karl der Große die Staatsverfassung auf diese beiden, in so vielen Rücksichten in der damahligen Zeit sich ergänzenden Stände und Kräfte, und auf ihr gegenseitiges Bedürfniß und ihre lebendige Einwirkung gründete, so ist er desfalls nicht zu tadeln. Karl fühlte sich groß und stark genug, um auch andern freien Spielraum, Macht und Ehre in ihren von der Natur und Vernunft angewiesenen Gränzen zu gönnen. Viele seiner Einrichtungen haben unläugbar keinen andern Zweck, als den, die königliche Macht zu befestigen und zu vermehren; aber wie mehrere seiner Ahnen war auch er ein Mann des Volks. Dem Adel ließ er nicht nur die angestammten Rechte, sondern er suchte auch in diesem Theile des Ganzen, die alte, kraftvolle Verfassung neu zu beleben; die Geistlichkeit erhöhte er besonders, das Bedürfniß seiner Zeit wohl fühlend. — Eine wahrhaft lebendige Kraft beruht nicht auf der Vertilgung alles freien Lebens rund um sich her; vielmehr wird ein Herrscher von starkem Geiste und von großer Seele um so mächtiger sein, je mehr Leben und freie Kraft auch in allen übrigen Theilen des ganzen Staatskörpers ist.

Die wesentliche Bestimmung des geistlichen Standes, Gott den Menschen zu verkündigen, und sie zu ihm zu leiten, ist zu allen Zeiten unwandelbar dieselbe; die äußern Verhältnisse aber des geistlichen Standes, können nicht anders als von den Umständen abhängig sein. Dieß hat man oft übersehen, bei den

Aufforderungen wieder zu den Verhältnissen der ältesten christlichen Lehrer zurück zu kehren. Wenn die Erziehung als ein vorzüglicher Gegenstand des geistlichen Berufs anerkannt wird, so kann die Milderung der Sitten in noch sehr kriegerischen Zeitaltern durch den Anbau des Landes wie des Geistes, es kann die Erziehung der Nationen der geistlichen Bestimmung nicht als fremdartig angesehen werden. Dazu war Macht, Einfluß und Besitzthum erforderlich. Geldreichthum war damahls verhältnißmäßig ungleich seltner, daher war es meistens Landeigenthum, woran der geistliche Stand reich ward, und was ihn um so mehr mit dem Staate verflocht, da die deutsche Staatseinrichtung vorzüglich auf das Landeigenthum sich gründete. Mehrere Ursachen trugen bei, das Landeigenthum der Geistlichen auch im Kleinen zu vermehren, noch außer den größeren Schenkungen der Könige und Fürsten. Es war dieß dem Bedürfnisse der Zeit angemessen, und unter allen Schriftstellern ist nur eine Stimme darüber, wie sehr der Anbau des Landes dadurch gewonnen habe, wie viele rauhere oder noch wüste Gegenden durch den Fleiß der Klöster urbar gemacht und in fruchtbare Gefilde verwandelt worden. Wie sehr auch einzelne Geistliche den durch so viele Schenkungen angehäuften Reichthum mißbraucht haben mögen; im Ganzen gebührt der Geistlichkeit vom neunten bis zum dreizehnten Jahrhunderte jenes Lob. Insonderheit hat die Gesellschaft der Benedictiner sich den doppelten Ruhm in ganz Europa erworben, die besten Schriften und Kenntnisse des Alterthums zur Bildung des Geistes erhalten und das Land selbst vielfach angebaut und verschönert zu haben.

Wir dürfen uns die Eigenschaft eines Beschützers der Kirche, die man im ganzen Mittelalter als das Wesentliche des Kaiserthums betrachtete, mit Hinsicht auf jenen auch jetzt wie damahls so erwünschten freien Verein aller gesitteten Staaten und Völker, nur in unsre Sprache übersetzen, um zu sehen, wie moralisch und politisch groß und wichtig diese Idee des Kaiserthums im Sinne des Mittelalters gewesen sei, so wie Karl der Große und die bessern deutschen Kaiser, von Otto dem Großen bis auf Rudolph

von Habsburg, dieselbe im Geiste gefaßt und bei ihrem Handeln zum Grunde gelegt haben. Wenn es in der Folge der Zeiten nicht immer gelungen ist, ein friedliches Verhältniß zwischen der Kirche und dem Staate zu erhalten, wenn die deutschen Kaiser und der römische Stuhl sich in ihrem Streite oft wechselsweise geschadet und ihre Macht gegenseitig zerstört haben, so dürfen wir doch desfalls die große Idee selbst, nach der man strebte, und die außerordentlichen Geisteskräfte, die sich in diesem Streben entwickelten, nicht verkennen. Auch darf nicht vergessen werden, daß in den neuern Zeiten, wo man den freien Verein und ein allgemeines rechtliches Verhältniß aller gesitteten Staaten und Völker, nun auf einem ganz andern Wege durch politische Kunst zu erreichen strebte, es dieser oft eben so schwer oder unmöglich geblieben ist, ihr Ziel ganz zu erreichen, als es damahls durch das Kaiserthum und durch die Macht der Kirche vollkommen gelang.

Nachdem die Bischöfe auf den Staat so vielen Einfluß erhalten hatten, Stände des Reichs geworden waren, mußte natürlich auch der erste Bischof der Christenheit in ein anderes Verhältniß zu den Staaten treten; ein Verhältniß, das zwar keinesweges mit seiner kirchlichen und geistlichen Bestimmung nothwendig verbunden ist, aber auch nicht in Widerspruch mit derselben steht. Von Alters her und schon in den ersten Jahrhunderten war der Bischof von Rom als der erste und vornehmste Bischof der Christenheit anerkannt; d. h. aus dieser Zeit finden sich bestimmte Zeugnisse des Vorrangs, die auch von protestantischen Gelehrten anerkannt werden. Die Meinungsverschiedenheit zwischen ihnen und den Katholischen besteht nur darin, daß die Protestanten, wenn sie auch nicht alle annehmen, dieser Vorrang sei erst zu der Zeit entstanden, da sich jene unläugbaren Zeugnisse finden, denselben doch überhaupt für zufällig entstanden, für der Religion unwesentlich, oder gar nachtheilig halten; die Katholischen hingegen denselben Vorrang nach der ausdrücklichen Absicht des Stifters und Heilandes angeordnet, diese Einheit schon in dem Wesen des Christenthums gegründet finden. Ueber die Ausdehnung der

Rechte, welche dem ersten Bischofe als solchem zukommen, sind allerdings auch bei katholischen Gelehrten verschiedene Meinungen gewesen. Es mag schwer, ja unmöglich sein, für alle Fälle die Gränzen dieses Einflusses wie weit er gehen soll, im voraus ganz genau zu bestimmen; um so mehr, da ein und derselbe Fall unter verschiedenen Umständen und in verschiedenen Zeiten eine ganz andere Gestalt annehmen, ein ganz andrer werden kann. Diejenigen, welche wirklich, und von Herzen die Einheit wollen, werden darüber schwerlich jemahls in einen wesentlichen Streit gerathen; sie werden nie in Zweifel darüber sein, wo der Mittelpunkt dieser Einheit sich befindet. Diejenigen aber, welche Zwietracht oder gewaltsame Eingriffe beabsichtigen, werden jederzeit leicht irgend einen scheinbaren Rechtsgrund, unter der unzähligen Menge der sich darbiethenden frühern Fälle und Bestimmungen irgend eine für sie zeugende Thatsache finden, die aber unter andern Umständen etwas ganz anders war, um ihrer Absicht zur Beschönigung und zum Deckmantel zu dienen. Solche Störungen hat die Kirche und das Christenthum fast zu allen Zeiten mehr oder minder erfahren, aber keine derselben, so oft es auch den Anschein dazu hatte, ist eine Zerstörung geworden.

Die großen Schenkungen, durch welche Karl den römischen Stuhl bereicherte, und dadurch den Grund zu dem nachherigen Kirchenstaate legte, dürfen am wenigsten befremden, indem sich viele Gründe dafür angeben lassen. Schon in sehr frühen Zeiten, noch unter heidnischen Kaisern besaß der römische Bischof großen Reichthum, auch in Ländereien. Es war dieser Reichthum nicht zum persönlichen Aufwande bestimmt, sondern außer den übrigen kirchlichen Bedürfnissen vorzüglich um eine große Anzahl von Geistlichen zu erziehen, zu unterhalten, und reisen zu lassen, wenn sie versandt wurden, entweder um das Christenthum zu verbreiten, oder auch die Gemeinschaft der Kirche lebhaft zu unterhalten. In spätern Zeiten besaß der römische Bischof besonders ansehnliche Ländereien in Neapel und Sicilien. Als er nun diese durch die Saracenen und die Griechen verlor, was war natürlicher als daß die fränkischen Eroberer ihm durch andre

Districte einen Ersatz dafür gaben? Es war ohnehin eine allgemeine Gewohnheit, besonders an den entfernteren Theilen des Reichs durch freiwillige Vergabungen sich diese besser zu sichern. Es kam noch der besondere Umstand hinzu, daß der römische Bischof, mit welchem die Longobarden in alter Feindschaft standen, das neu eroberte Italien durch seine Macht desto sicherer bei den Franken zu erhalten, viel beitragen konnte. Dieß sind die politischen Gründe, die sich für jene Schenkung anführen lassen; später mag auch noch eine andre Betrachtung hinzu gekommen sein. Erst nachdem der römische Stuhl von dem Drucke der Longobarden und der Griechen durch Karl befreit war, konnte er seine alten Ansprüche wieder geltend machen, und sich mit neuer Würde erheben. Sehr bereitwillig wirkte Karl dazu mit, die kirchliche und geistliche Gewalt des obersten Bischofs in volle Wirksamkeit zu setzen, indem ihm dieß das zweckmäßigste und das gerechteste Mittel schien, die Kirche zu reformiren, und die alten strengen Gesetze, so weit es die Umstände erlaubten, wieder in Anwendung zu bringen. Eine Reformation, die um so dringender Bedürfniß wurde, je mehr bei steigendem Reichthume und Staatseinflusse der Bischöfe der Fall vorkommen mochte, daß mehrere unter ihnen von ihrem geistlichen Berufe abwichen. — Auch andre Kaiser, wie Heinrich **III.** haben in der gleichen Absicht selbst am meisten dazu beigetragen, die Macht des römischen Bischofs als eines Oberhaupts der Kirche in Anwendung zu bringen. Es waren in der frühern Zeit oft gerade die mächtigsten Kaiser, welche der geistlichen Gewalt viel einräumten; damit nicht bloß der Staat sondern auch die Kirche in gleichmäßiger Verfassung, und strenger Ordnung regiert werde, schien es ihnen nothwendig, neben dem aristokratischen Bestandtheile der kirchlichen Gesellschaft, der bischöflichen Macht, auch die monarchische Gewalt des allgemeinen Oberhauptes aufrecht zu erhalten und in Wirksamkeit zu setzen. So wie das Verhältniß der Kirche zum Staate sich mehr entwickelte, so bildeten sich auch die verschiedenen Gewalten im Innern der Kirche mehr aus.

Wichtig war besonders das Verhältniß, wodurch der römische Bischof so oft als Schiedsrichter in den größten europäischen Angelegenheiten auftrat, vorzüglich seit der Zeit Karls des Großen. Da es schon in den ältesten Zeiten eine Gewohnheit der Christen war, in Streitsachen, die sie unter sich hatten, ihren Bischof als freiwillig gewählten Schiedsrichter entscheiden zu lassen, so darf es uns nicht befremden, daß jetzt, da die Bischöfe überhaupt ein Stand und eine Staatsgewalt geworden waren, die Mächtigen, die Fürsten und Könige der Christenheit so oft den ersten aller Bischöfe zum Schiedsrichter aufriefen. Denn durch die Fürsten selbst ist das Oberhaupt der Kirche zuerst aufgerufen worden, einzelne wichtige Staatsfälle zu entscheiden, und überhaupt in die europäischen Angelegenheiten Einfluß zu haben. Man darf auch keine besonderen Gründe dazu aufsuchen, in dieser oder jener eigenthümlichen Lage der Dinge; es lag ein allgemeiner Grund schon darin, daß das abendländische Europa in mehrere Mächte getrennt war; durch die Theilung des Reichs unter den Karolingern ward der Einfluß des Papstes besonders begünstigt. Was man auch über den Mißbrauch urtheilen mag, den einzelne Päpste von diesem Einfluß auf die europäische Angelegenheiten gemacht haben, der übrigens von dem Wesentlichen der geistlichen Obergewalt ganz geschieden ist, so wird man doch, wenn man nur in das Bedürfniß, in die Lage und den Geist jener Zeiten recht eingehen will, nicht läugnen können, daß er viel Wohlthätiges hatte, daß nicht selten die unterdrückte gerechte Sache dadurch geschützt ward, daß es oft nur die entschiedene Stimme des Volks, die sichtbar herrschende Meinung aller Bessern war, die durch die Dazwischenkunft der geistlichen Macht zur Sprache kam, ein Gewicht, und oft die Oberhand erhielt. Es schien erwünscht und wohlthätig, daß selbst gegen den mächtigsten Herrscher noch eine Stimme für das Recht laut werden durfte, die er scheuen mußte, die er durch bloße Gewalt niederzuschlagen nicht vermochte. Auch die päpstliche Macht, wie die kaiserliche, war eine Volksmacht; der Papst war der Sprecher und Schiedsrichter der europäischen Republik, die schon als Bedürfniß gefühlt wurde, wenn auch noch nicht als bestimmtes

Ideal deutlich aufgestellt war. Zu der eigenthümlichen Gestaltung der europäischen Bildung hat dieß viel beigetragen, indem gerade durch diesen Einfluß des ersten Bischofs die europäischen Nationen vielfach in Verbindung gesetzt, und doch in Unabhängigkeit erhalten wurden. Hier zeigt sich in der That zuerst das Ideal, welches dem europäischen Staaten- und Völker-Systeme zum Grunde liegt; das Ideal eines rechtlichen Bandes, eines freien Vereins, welches alle Nationen und Staaten der gebildeten und gesitteten Welt umschlänge, ohne daß die Einheit, die freie und eigenthümliche National-Entwicklung jeder einzelnen Nation aufgeopfert würde. Gern wollen wir gestehen, daß jenes Ideal in der damahligen Zeit eben so wenig ganz zur Vollendung gediehen, als dieß in neuerer Zeit gelungen ist; es ist vielmehr das Verhältniß zwischen dem Kaiserthume und der Kirche im Mittelalter nie ganz in Harmonie, und was die Größten und Besten von beiden Seiten beabsichtigen mochten, nie ganz zur Ausführung gekommen. — Noch weniger kann es die Absicht sein, alle einzelne Handlungen der Kaiser und Päpste vertheidigen zu wollen; aber selbst diejenigen darunter, welche die tadelnswerthesten sind, kann man erst dann richtig beurtheilen, wenn man die Idee, welche dem politischen Streben der damahligen Zeit zum Grunde lag, aufgefaßt, und sich in sie versetzt hat. Diesen Geist der frühern Zeit richtig zu zeichnen, und lebhaft vor Augen zu stellen, ist mein Ziel; und wenn es weder möglich, noch auch rathsam sein möchte, bei einer Darstellung dieser Art die eigne Ueberzeugung zu verläugnen, so hoffe ich doch die strengste Gerechtigkeit gegen die Andersdenkenden nie zu verletzen. Diese Gerechtigkeit kann nichts besser lehren, als die Geschichte; sie betrachtet die großen Verschiedenheiten, welche das menschliche Geschlecht theilen, nicht wie eine Streitsache, sondern als Weltbegebenheiten, als Entwicklungen und Ereignisse des Menschengeistes, wo das Urtheil auf das Große gerichtet, dann ungleich milder ausfällt.

Nicht leicht ist ein Staat, von einer ziemlich beschränkten Macht und in bedrängter Lage, in so kurzer Zeit zu einer so alles

überwiegenden Stärke gelangt, wie Deutschland in dem Zeitraum von Konrad dem Ersten bis auf Heinrich den Vierten, vom Anfang des zehnten bis zur Mitte des eilften Jahrhunderts. Aber in der Reihe dieser Kaiser kann man auch mehrere nennen, wie Heinrich den Ersten, Otto den Großen, Konrad den Salier, Heinrich den Dritten, welche neben den größten Eroberern des Alterthums hätten glänzen können, wenn ihr Streben bloß auf erweiterte Macht gegangen wäre, und sie nicht vielmehr eine größere Ehre darin gesetzt hätten, als Gesetzgeber nach Recht und Herkommen zu herrschen und Ordnung in der Christenheit, so wie die alte Freiheit im deutschen Vaterlande zu erhalten, weshalb sie sich mit einer mäßigen Erweiterung und Befestigung des Reichs begnügten. Konrad war der erste von fünf versammelten deutschen Nationen gewählte König, der aber nicht stark genug durch eigne Stammgüter war, um der deutschen Königswürde ihr volles Ansehen zu verschaffen. Großmüthig empfahl er auf seinem Sterbebette den Fürsten, mit Vorbeigehung seines eignen Hauses, den mächtigsten der deutschen Fürsten, den sächsischen Heinrich zu wählen. Man hat die alte Verfassung von Deutschland als Wahlreich getadelt, mit Anführung aller der nachtheiligen Folgen, welche Wahlreiche zu haben pflegen. Es ist jede Einrichtung gut oder verwerflich, je nachdem die Zeiten und die Menschen beschaffen sind; ein Volk, wo solche Gesinnungen herrschen, wie der fränkische Konrad durch jene großmüthige Handlung kund gegeben hat, darf ein Wahlreich sein. — Die ganze Reihe der auf einander folgenden kraftvollen und großen Könige und Kaiser ist die beste Rechtfertigung für die auf die alte germanische Verfassung gegründete Form der Wahl. Auch geschah es gerade wo das Wahlreich in ein Erbreich überzugehen begann, indem man durch das Ansehen eines großen Kaisers bewogen, von dem Hause nicht abgehen wollte, der Sohn noch bei Lebzeiten des Vaters zum Nachfolger gewählt ward, wenn nun Minderjährigkeit und Vormundschaft eintrat, daß alsdann das Reich in einem schwankenden und schwächern Zustand erscheint. Es bedurfte bei dem Anfange des zehnten Jahrhunderts eines mächtigen, kraftvollen und tapfern

Heerführers zum König der Deutschen; denn fast von allen Seiten war Deutschland mit Feinden umgeben. In Westen Streit mit Frankreich um Lothringen, Lothars Reich, jetzt das nördliche Mittelland, worunter auch die Niederlande begriffen waren; nach Norden und Osten die gesammte Gränze von heidnischen und feindlichen Völkern umgeben, den Dänen und den verschiedenen slawischen Stämmen. Am meisten verbreiteten die Ungarn Schrecken über ganz Europa. Ihre Heereszüge in das nördliche Italien und in Deutschland bis an den Rhein waren um so verwüstender, da ihre Absicht nicht darauf ging zu erobern und sich in den eroberten Ländern nieder zu lassen, sondern sie nur Beute machten, und dann heim kehrten. In kurzer Zeit, schon unter den beiden Regierungen Heinrich des Ersten und Otto des Großen, wurde nicht nur Lothringen behauptet, die Dänen besiegt, gegen die slawischen Völker in Nord-Osten die Gränze fortgehend erweitert, den Einfällen der Ungarn durch die Schlachten bei Merseburg und am Lech ein Ende gemacht, sondern auch Italien, und die Kaiserwürde mit dem Reiche vereinigt. Schon jetzt war Deutschland ohne Vergleich der mächtigste Staat in Europa, noch ehe Konrad der Zweite durch Vertrag mit dem letzten erblosen König auch das burgundische Königreich, das ganze südliche Mittelland mit Einschluß von Savoyen, Dauphiné und der Provence, dem deutschen Reiche einverleibte, dessen weite Gränzen von dem mittelländischen bis zum nordischen und baltischen Meere noch bei weitem nicht den ganzen Umfang der Macht und des Einflusses der Kaiser erschöpfte. Mit der Annahme des Christenthums wurde dieser Einfluß auf Dänemark, Böhmen, Pohlen und Ungarn sichtbar. So unrichtig es sein würde, den bald größern bald geringern Einfluß der deutschen Könige auf diese Länder nach den Grundsätzen eines viel neueren Staatsrechts gesetzlich genau bestimmen zu wollen, so ist derselbe sehr wesentlich, um uns eine angemessene Vorstellung von dem Ansehen zu bilden, in welchem das deutsche Reich und die Kaiser standen. Am merkwürdigsten und am vielfachsten waren die Verhältnisse mit Ungarn; mit der Einführung des Christenthums wurden hier zugleich auch die größten Fortschritte in der gesamm-

ten Cultur sichtbar, indem Ungarn an dem Könige Stephan, der als ein weiser Herrscher und Gesetzgeber seinem Volke das ward, was Alfred für das seinige gewesen war, einen von den seltenen Männern erhielt, die weit über ihr Zeitalter hervorragen, und auf Jahrhunderte hinaus für die Bildung wirken, und ihren Gang leiten. In diese Epoche fällt auch die neue Begründung des deutschen Oesterreich. In den Jahrhunderten der Völkerwanderung, von christlich gothischen Völkern, den Herulern, Rugiern und Longobarden bewohnt, war das östliche Donauland nachher von nicht deutschen, heidnischen Völkern in Besitz genommen worden, ohne daß jedoch der deutsche Stamm ausgerottet ward. Die Franken suchten auch in dieser Richtung ihr Reich immer weiter auszudehnen; durch Karls des Großen bis an die Raab sich erstreckende Eroberungen ward Oesterreich völlig wieder befreit. Unter den schwachen letzten Karolingern ging diese östliche Mark wieder verloren, besonders seitdem nichts dem ersten Einbruche der Ungarn zu widerstehen vermochte. Durch die Ottonen aber erhob sich unter dem Geschlechte der Babenberger die erneuerte Markgrafschaft wieder, die sich bald vor andern deutschen Ländern durch einen blühenden Wohlstand, Handel und Cultur vorzüglich auszeichnete.

Nachdem Deutschland ein selbstständiges Wahlkönigreich geworden war, so gab von den vier deutschen Haupt-Nationen, den Franken, Sachsen, Schwaben und Baiern eine jede mit Ausschluß der Baiern dem Reiche eine Dynastie. Obwohl es ein Wahlreich war, so gab dennoch die Geburt aus dem einmahl herrschenden Hause einen fast rechtlich begründeten Anspruch auf die Nachfolge; nur daß nicht gerade die Erstgeburt entschied, sondern freie Wahl Statt fand unter mehreren Gliedern eines herrschenden Hauses, und daß selbst die Nachfolge des Erstgebornen, wenn man bei ihm blieb, einer feierlichen Bestätigung durch Wahl bedurfte, und nach Erlöschung der Dynastie das vollkommenste Wahlrecht in seiner ganzen Fülle und Kraft wieder eintrat. Von den drei Dynastien deutscher Könige und Kaiser, der sächsischen, fränkischen und schwäbischen hat eine jede etwas mehr als hundert

Jahre gedauert. Alle drei sind sich auch darin ähnlich, daß unter den ersten Königen und Kaisern einer jeden Dynastie besonders große Kriegshelden und kraftvolle Herrscher sich zeigen; in den spätern Gliedern hingegen mehr Neigung zur Bildung und weniger Kraft, oder doch eine nicht streng geordnete und weise angewandte, sondern mehr unregelmäßige und ins Wilde wirkende Kraft. So waren Heinrich der Erste und Otto der Große die Helden der sächsischen Kaiserreihe; die beiden letzten Ottonen zeichnen sich bei ihrer Familienverbindung mit dem griechischen Kaiserhause durch ihre Vorliebe für die südliche Pracht und Bildung aus. Sie ahmten sogar das Ceremoniel des byzantinischen Hofes nach, und es konnte der Gedanke möglich scheinen, Rom wieder zum Sitz des Reichs zu machen. Die ersten Kaiser der fränkischen Dynastie, Konrad der Salier und Heinrich der Dritte waren vielleicht die mächtigsten und glücklichsten Kaiser, die Deutschland je gehabt hat. Die Schwäche und der verwilderte Charakter ihrer Nachfolger trug viel dazu bei, das Reich durch den großen Kampf mit der Kirche zu zerrütten; wenn die Veranlassung desselben gleich außerdem schon vorhanden und der Kampf selbst unvermeidlich war. Unter den Herrschern der schwäbischen Dynastie zeigt Friedrich der Erste als strenger Gebiether und wenn auch nicht immer glücklicher, doch gewaltiger Held und Kriegsheerführer, wie groß und mächtig auch damahls noch ein Kaiser war und sein konnte. Friedrich der Zweite, an Bildung und kühner Geisteskraft den frühern Kaisern, ja allen Herrschern des Mittelalters vielleicht überlegen, hat durch den wilden Gebrauch, den er von seinen großen Gaben machte, das deutsche Reich und das Kaiserthum, so wie es im Mittelalter unter den drei Dynastien bestand, zerstört; bis es durch Rudolph von Habsburg und später durch Maximilian, aber schon unter dem ersten in sehr veränderter Gestalt wieder hergestellt ward. In allen drei Dynastien zeigt sich also ein ähnlicher von Kraft zur Schwäche, von Strenge und gebietherischer Ordnung zur Zügellosigkeit und Auflösung fortschreitender oder sinkender Gang.

Alle drei Dynastien suchten gleich sehr ihren höchsten Ruhm darin, die Kaiserwürde zu besitzen, und sie auf den Gipfel des

Glanzes zu erheben. Nur erst Friedrich der Zweite scheint, was bis dahin für die höchste aller irdischen Würden gehalten ward, minder geachtet zu haben. Im übrigen ist bei den drei Dynastien das Regierungssystem besonders auch in der Richtung ihrer Eroberungen sehr verschieden gewesen. Die sächsischen Kaiser richteten ihre Kraft gegen die feindlichen Nationen im Norden und Osten und legten dadurch den Grund zu der Stärke und Größe des Reichs; in Italien suchten sie mehr den Ruhm als den alleinherrschenden Besitz; im innern Deutschland herrschten sie großmüthig und milde. Die fränkischen Kaiser haben sichtbar nach der unumschränkten Herrschaft gestrebt. Nicht als ob sie die Freiheit des Volks hätten unterdrücken, dem niedern Adel seine Rechte hätten entreißen oder das Aufkommen der Städte weniger begünstigen wollen; aber gewiß hatten sie die deutliche Absicht, das Reich zu einem vollkommenen Erbreich zu machen, die besondern Nationalrechte aufzuheben, die königliche Gewalt auf alle Weise zu vermehren und vielleicht auch die entferntere, die großen Herzogthümer der Krone einzuverleiben. In diesem ihrem herrschsüchtigen Regierungssystem lag, sobald es unweise angewandt ward, schon ein Grund zu jenem Kampf mit der Kirche, in welchen sie zuerst geriethen. Es betraf ja dieser Kampf die gegenseitigen Ansprüche der Kaiser und des römischen Stuhls auf die geistlichen Fürsten; auf deren Abhängigkeit von dem weltlichen Oberherrn sie nicht minder streng und eifersüchtig, als auf der Ausübung aller übrigen ihrer königlichen Rechte bestanden. Auch scheint, daß sie außerdem noch besondern Einfluß auf die Kirche selbst haben wollten. Kein Kaiser, weder vor noch nach ihm, hat denselben in dem Maße gehabt, wie Heinrich der Dritte, und obwohl er einen guten Gebrauch davon gemacht hat, so lag doch auch hierin schon der Grund und Anreiz zu einer natürlichen Gegenwirkung. Die schwäbischen Kaiser endlich haben nicht nur die frühern Erwerbungen und Ansprüche im Norden, Westen und Osten, sondern endlich selbst Deutschland und ihren kaiserlichen Beruf vernachlässigt, um nur unumschränkte Beherrscher und Monarchen des schönen Italiens zu werden. Unter ihnen nahm der Streit zwischen dem Kaiserthum

und der Kirche einen ganz andern Charakter an, indem jetzt noch das weltliche Interesse der Unabhängigkeit oder der Unterwerfung Italiens hinzu kam. Was die Eroberungen betrifft, so waren die der sächsischen Kaiser die wesentlichsten, für die Erhaltung des Reichs nothwendig, für den Zuwachs wahrer Macht am vortheilhaftesten gewesen. Man hat gezweifelt, ob durch die Einverleibung des burgundischen Königreichs mit dem deutschen Reiche, dasselbe einen bedeutenden Zuwachs an wahrer Macht erhalten habe; da die Herrschaft über Burgund ohnehin nicht von so langer Dauer war, daß beide Reiche eins werden konnten, und man leicht wahrnehmen mag, daß selbst Lothringen nur loser mit dem Reiche zusammen hing. Wenigstens aber wurde die westliche Gränze durch diese Erwerbung gesichert, da sonst Frankreich auch damahls leicht der gefährlichste Nebenbuhler und Nachbar für Deutschland hätte werden können.

Ebenfalls sind die neuern Schriftsteller fast einstimmig der Meinung, daß die Verbindung mit Italien und selbst die Kaiserwürde dem deutschen Staate schädlich gewesen sei. Wohl mag es zugegeben werden, daß die deutschen Könige in den folgenden Zeiten mächtiger würden geworden sein, wenn der Staat sich mehr nach andern Seiten hin erweitert, oder wenn die Könige ihre Kräfte nur angewandt hätten, sich völlig unumschränkt zu machen. Für die Cultur ist aber diese Verbindung gewiß vortheilhaft gewesen. Auch hätte Italien mögen behauptet werden, wenn die frühern Kaiser länger besonders im nördlichen Italien residirt, wenn sie dieses mit Deutschland mehr verschmolzen hätten. Unter den schwäbischen Kaisern war es nicht mehr an der Zeit und durch die Erwerbung von Sicilien verlor nicht nur das schwäbische Haus, sondern die kaiserliche Macht selbst ihre ganze Liebe in Italien, weil man nun allgemeine Unterwerfung fürchtete.

Ungeachtet aller dieser Einschränkungen war unter starken Kaisern die Macht des Reichs sehr groß, welches ganz Deutschland nebst der Schweiz und Holland, das nördliche Italien und den östlichen Theil von Frankreich umfassend, einen oft sehr

fühlbaren Einfluß über Dänemark, Pohlen und Ungarn ausübte, und eine gar nicht zu berechnende Kraft und Größe in der Meinung und dem Glauben aller europäischen Nationen besaß.

* * *

Noch vor dem Gemählde des gesammten Europa zur Zeit der Kreuzzüge erfordert der innre Zustand und die innre Verfassung von Deutschland eine besondre Betrachtung. Um so mehr, da in den historischen Darstellungen jener Zeit der deutsche König meistens über den römischen Kaiser vergessen, oder doch nicht genug beobachtet wird. Und doch verdient diese merkwürdige Verfassung gewiß eine aufmerksame Erforschung, so viel Tadel sie auch bei neuern Schriftstellern gefunden hat, denen jede Mannichfaltigkeit freier Kräfte, wie sie sich in ständischen Einrichtungen und Verhältnissen zeigt, gleich zu verwickelt ist und als ein Zustand bloßer Verworrenheit erscheint; die nur Eines im Staate wünschen und bei der Geschichte der Staaten im Auge haben: die fortschreitende Erweiterung und Befestigung der unumschränkten Gewalt und Alleinherrschaft.

Von den fünf Nationen, welche zur Wahl des ersten deutschen Königs zusammentraten, den Franken, Sachsen, Schwaben, Baiern und Thüringern hatten die Franken nebst dem größten Theile von Hessen, und den Gauen am Main vorzüglich die mittlern Rheingegenden inne. Diese fränkischen Rheinländer waren als vorzüglicher Wohnort Karls des Großen, und von ihm besonders begünstigt, an Cultur allen andern deutschen Ländern zuvor geeilt. Bald wetteiferte jedoch Sachsen, damahls das ganze nördliche Deutschland, auch in dieser Hinsicht mit Franken. Dieses geschah durch den Einfluß der Kaiser aus sächsischem Stamme, durch das Ansehen, welches die Nation und das Land dadurch erhielt, durch die Wirkung, welche ihr gewöhnlicher Aufenthalt im Lande verbreitete. Der Herzog von Sachsen war mächtiger als der von Franken, theils wegen der Ausdehnung

des Landes, theils weil hier die Macht des Herzogthums nicht durch so große Bisthümer geschmälert war als in den Rheinländern. Schwaben, mit Einschluß des Elsaß und der Schweiz, enthielt noch am meisten Spuren von der ältesten germanischen Verfassung, schon dadurch der aufmerksamsten Betrachtung werth. Länger wie in einem andern deutschen Lande erhielt sich hier auf dem schwäbischen Boden wenigstens theilweise und als einzelnes Ueberbleibsel des Alterthums, vollkommener aber in den Schweizergebirgen der alte germanische Stand der Freien in seiner ursprünglichen Gleichheit, der sonst fast überall von dem immer mehr herrschend werdenden Lehenswesen verdrängt war. In dem rheinischen Franken war natürlich die neue Verfassung wie sie sich in dem großen karolingischen Reich und Hauptlande neu entwickelt und gestaltet hatte, herrschend geworden. In Sachsen war bei der Eroberung, durch welche es dem Reiche einverleibt ward, unstreitig vieles von der alten Einrichtung untergegangen; außerdem war aber in den sächsischen Landen die Einverleibung so mancher slawischen Orte und Völkerschaften der alten germanischen Freiheit und Verfassung ohne Zweifel nachtheilig.

Man hat den Deutschen der damahligen Zeit einen Vorwurf aus der Unterdrückung und harten Behandlung der Slawen gemacht; in Rücksicht auf den Krieg selbst, der hartnäckig und mit Erbitterung geführt ward, mag der Vorwurf gegründet sein. Für die Wirkung auf die Folgezeit darf man nur den blühenden Wohlstand so mancher ursprünglich slawischen Länder im nördlichen Deutschland, die durch deutsche Eroberer oder Colonisten, ganz oder halb deutsch geworden sind, mit andern Ländern vergleichen, welche die alte slawische Einrichtung durchaus beibehalten haben. Bei den slawischen Völkern war ursprünglich die Trennung der Adelichen und der Nichtadelichen weit strenger, das Verhältniß der ersten zu den letzten ungleich drückender. Daß wie in Deutschland, ein Stand der Freien bei den Slawen ursprünglich Statt gefunden habe, findet sich keine Spur. Von der innern Stärke, dem Wohlstande, und der damahligen Bevölkerung Deutschlands, muß die weite Ausbreitung deutscher

Ansiedelungen in Ländern, die zuvor slawisch waren, wie Brandenburg, Meißen, Schlesien, einen großen Begriff geben. Bloße Eroberung ohne nachfolgende zahlreiche Ansiedelung hätte das nie bewirken können. Dazu rechne man noch die großen Heere, welche nach Italien und in den Kreuzzügen von Deutschland ausgingen. Auf die deutsche Verfassung hatte aber die Einverleibung der slawischen Länder und Völker unstreitig eine nachtheilige Wirkung. Von zwei Seiten drang jetzt ein Einfluß in Deutschland ein, welcher der alten Freiheit entgegen war. Von der einen Seite der neue fränkische Lehensgeist, vor welchem der Stand der Freien immer mehr verschwand; von der andern, ein nach slawischer Sitte härterer Druck der nicht edlen, nicht freien Leute.

An die Stelle des alten Standes der Freien trat dagegen mit der steigenden Anzahl und Bevölkerung der Städte der neue Bürgerstand, der immer mehr Einfluß und Rechte erhielt, so daß er bald als drittes Glied das Ganze der Staatsverfassung vollenden konnte. Die Kaiser vorzüglich begünstigten und beförderten auf alle Weise das Emporkommen dieses dritten Standes. Dieses erheischte nicht nur ihr Vortheil, um sich ein Gegengewicht gegen übermächtige Fürsten zu verschaffen, sondern der ganze Geist ihrer Würde brachte es schon mit sich. Es war die Macht des deutschen Königs und Kaisers eine Volksmacht, die ganz auf der Kraft der öffentlichen Meinung, und auf dem Glauben an die Hoheit der Kaiserwürde, auf der Verehrung ihrer Heiligkeit beruhte. Daher war ein Kaiser von starkem Geiste, auch ohne eigne große Stammgüter fast allgewaltig. Konnte doch Otto der Große sogar sein Herzogthum weggeben, als er Kaiser ward, unbeschadet der Stärke seiner Herrschaft; und in etwas späteren Zeiten war die große Macht Friedrichs des Ersten wenigstens in gar keinem Verhältnisse mit dem Umfange seiner Stammgüter. Ganz kraftlos aber war die deutsche Königs- und Kaiserwürde, wenn der Regent sie nicht durch sich selbst zu heben wußte. Es war in der damahligen deutschen Verfassung immer noch viel von der alten germanischen Freiheit, obwohl in einer durchaus andern und neuen Gestalt. Die genannten fünf Nationen waren eben so viele Her-

zogthümer; Sachsen und Franken schon bei der Entstehung des deutschen Königthums, Schwaben und Baiern wurden es bald nachher; Thüringen, nur noch ein Ueberbleibsel von dem ehemahligen nicht unbeträchtlichen gothischen Königreiche dieses Nahmens, welches die Franken zerstört hatten, war verhältnißmäßig nicht so stark. Lothringen, welches später hinzukam, als sechstes Herzogthum und Nation, zeigt sich wegen der wechselnden Verhältnisse mit Frankreich, und wegen der Entfernung, nicht immer von so einwirkendem Einflusse, als die übrigen Hauptglieder und Nationen des deutschen Königthums, als welche sich die Franken, Sachsen, Schwaben und Baiern bewährten. Es fand allerdings einige Eifersucht, besonders zwischen den Franken und Sachsen, und überhaupt zwischen den verschiedenen deutschen Nationen Statt, deren Verschiedenheit selbst jetzt nach so langem und mannichfaltigem Vereine noch nicht ganz verschmolzen ist. Wo wäre aber wohl eine Freiheit ohne Eifersucht möglich? Bei manchen Fehden dieser Zeit ist es sichtbar, daß sie, wie oft die Kriege im Mittelalter, nur wie ein ritterlicher Zweikampf, nicht mit der Erbitterung der Bürger oder National-Kriege geführt wurden. Eine solche Erbitterung zeigt sich seltner in der frühern Zeit, aber von der Regierung des unglücklichen Heinrich des Vierten an, nahm sie in dem Kampfe der Guelfen und Ghibellinen immer mehr überhand.

Die Herzoge wurden nicht mehr vom Volke, wie in den ältesten Zeiten gewählt, sondern vom Könige als obersten Lehnsherrn eingesetzt, oder bestätigt. Indessen war das Herzogthum doch eine eigentliche Nationalwürde, auf den Schutz und Schirm der Rechte und der Freiheit der besondern Nation gerichtet, so wie der König auf die Sorge für das ganze Reich. So leicht es den mächtigen deutschen Königen ward, Herzoge ab- und einzusetzen, so häufig sie diese Würde an ihre nächsten Verwandten vergaben, so sehen wir doch, daß selbst die mächtigsten, auch wohl nach unbeschränkter Herrschaft strebenden Kaiser, ein heimgefallenes Herzogthum förmlich der Krone einzuverleiben Anstand nahmen, woraus sich schließen läßt, daß die Unabhängigkeit der Her-

zogthümer für verfassungsmäßig gehalten ward. Die Wahlverfassung hatte unter mehreren andern auch den Vortheil, daß keine Theilung des Reichs, die sonst unvermeidlich gewesen sein möchte, Statt finden konnte. Das Wesentlichste der damahligen Verfassung in Beziehung auf die ältere, läßt sich in den Worten zusammenfassen: Der Adel war ungleich mächtiger und herrschender geworden, aber der Herzog und der König schützte jeder sein Volk, der letzte nebst den Bischöfen begünstigte auch besonders die Städte, in denen ein neuer dritter Stand, und bald auch eine neue Cultur empor blühte. Es waren wohl alle Elemente zur glücklichen Verfassung des Königreichs gegeben, wenn diese Elemente aber nicht ganz in Harmonie kamen, die Anlage zu einer guten Verfassung nicht ganz zur Reife gedieh, so lag die Ursache davon in den gewaltsamen Bewegungen, welche ganz Europa bald darauf erschütterten, und die Nationen unaufhaltsam mit sich fortrissen. Einen neuen Beweis von der überaus großen innern Stärke des damahligen Deutschlands, geben die Städte und ihr blühender Wohlstand ab. Zwar ist in Deutschland keine einzelne Stadt zu der Größe gelangt, wie einige italienische, was auch in der Nähe der königlichen Macht nicht wohl möglich war; aber an der überaus großen Menge von Städten, welche doch auch sehr bevölkert, blühend und reich waren, hatte Deutschland selbst vor Italien den Vorzug. Die Macht der Herzoge war allerdings ein Hinderniß für die Könige, daß sie nicht unumschränkt werden konnten; es ist daher glaublich, daß sie besonders die Bischöfe noch ungleich mächtiger machten; sie zu wahren geistlichen Fürsten erhoben, um an ihnen ein Gegengewicht gegen die weltlichen Fürsten zu haben. Schon bei der Wahl Konrads des Zweiten werden außer den Haupt-Nationen auch die angesehensten Bischöfe genannt, vor den übrigen die drei rheinischen Erzbischöfe, welche die Wahl mit bestimmt haben.

Aber grade von dieser Seite drohte jetzt Deutschland der größte Sturm; es war eben die Staatsgewalt der zu Fürsten gewordenen Bischöfe, und ihr zwiefaches schwer zu vereinigendes Verhältniß zur Kirche und zum Staat, was den großen andert-

halb hundertjährigen Kampf zwischen dem Kaiserthrone und dem römischen Stuhle veranlaßt, Italien und Deutschland in den unzähligen Fehden der Guelfen und Ghibellinen verwirrte und endlich damit endigte, daß die Kaiserwürde ihre Kraft und das alte Ansehen verlor, bis Rudolphs thätige Gerechtigkeit es ihr wiedergab, das Oberhaupt der Kirche aber äußerlich von einer fremden Macht abhängig wurde. Der Kampf war gleich zu Anfang desto heftiger, da er in die Zeit Heinrichs des Vierten fiel, eines Kaisers von eben so gewaltsamem und leidenschaftlichem als schwachem Charakter, dessen lange Regierung in Rücksicht auf die Planlosigkeit und die Verwirrung als eine fortgesetzte Minderjährigkeit, oft als ein Zwischenreich erscheint. Auf der andern Seite stand dagegen ein Mann, Gregor der Siebente, von dem selbst seine Feinde eingestehen, daß er an Kraft und Stärke des Charakters in der ganzen Geschichte wenige seines Gleichen habe. Der Streit betraf zunächst die zwiefache Abhängigkeit der Bischöfe vom Staate und von der Kirche, und war im gewissen Sinne unauflöslich, weil weder der König seine Lehensrechte auf die geistlichen Fürsten als solche, noch auch die Kirche den Wunsch aufgeben konnte und wollte, daß die Bischöfe zunächst und zuerst ihr angehören sollten. Das war es eigentlich, warum gestritten ward, nicht bloß diese oder jene äußere Förmlichkeit. Als es daher endlich zum Frieden kam, so war auch dieser so beschaffen, wie es bei unauflöslichen Streitigkeiten meistens zu sein pflegt, wo keiner der Streitenden seine Absicht ganz erreicht, und ein unentschiedener Mittelzustand mit Förmlichkeit festgesetzt und als Entscheidung angenommen wird. So nothwendig und wohlthätig die ständische Gewalt der hohen Geistlichkeit, ihr Antheil an den gesetzgebenden oder berathschlagenden Reichsversammlungen für den Staat sein mochte, so wenig dieses Verhältniß mit dem geistlichen Berufe in Widerspruch stand, so war es doch ganz anders mit dem Lehensverhältnisse, wenigstens so wie dieses damahls aufgefaßt wurde. Schon in frühern Zeiten waren Bischöfe, weil sie Güter überkommen hatten und besaßen, auf welchen der Kriegsdienst, als Lehenspflicht haftete, selbst in den Krieg ge-

zogen, das Schwert anstatt des Hirtenstabes ergreifend. Dagegen hatten schon fränkische und karolingische Könige Gesetze gegeben. Jetzt nachdem theils frommer Eifer, theil auch Staatsgründe, einen so großen Theil des Landeigenthums in die Hände der Geistlichkeit gebracht hatten, suchten sich Mächtige und Fürsten, die durch ihre Lage Einfluß auf die Besetzung einer geistlichen Würde haben konnten, besonders aber die Könige selbst dadurch schadlos zu halten, daß sie die geistlichen Stellen und Würden heimlich oder auch öffentlich verkauften. Dieß war nicht nur unanständig, ausdrücklichen vom Staate anerkannten Kirchengesetzen zuwider, sondern es läßt sich auch denken, daß es alle rechtliche und sittliche Ordnung zu verletzen und aufzulösen, vielfach beigetragen habe. Diesem Unwesen wollte Gregor der Siebente zunächst ein Ende machen. Schon durch die deutschen Päpste, welche unmittelbar seine Vorgänger waren, aber mit Gregors Einfluß, unter dem mächtigen Kaiser Heinrich dem Dritten und von diesem begünstigt, hatte die Reform besonders gegen jenes unwürdige Verkaufen der Bischofswürde angefangen. Gregor wollte das Uebel an der Wurzel heben, und es läßt sich wohl nicht läugnen, daß er die Absicht hatte, die Kirche von der weltlichen Gewalt, die besonders in der Zeit zunächst vor ihm einen gewiß sehr nachtheiligen Einfluß auf die kirchliche Ordnung gehabt hatte, ganz frei und unabhängig zu machen. Wenn Gregor der Siebente sich in die deutschen Händel einmischte, so wurde er von den Fürsten und den Nationen selbst dazu berufen und aufgefordert, wie man schon Jahrhunderte früher, unter den Karolingern in ähnlichen Fällen den obersten Bischof als einen natürlichen Schiedsrichter betrachtet hatte. Wenn man dieß nach den Sitten, nach den herrschenden Begriffen, nach dem Staatsrechte jenes Jahrhunderts, und nicht des unsrigen, beurtheilen will, so fällt das anfangs Befremdende ganz weg. Dieser außerordentliche Mann hat das Schicksal wie alle große Reformatoren gehabt, entweder leidenschaftlich gelobt, oder leidenschaftlich getadelt zu werden; daß er ein Mann von heroischer Kraft des Willens, und von dem umfassendsten Verstande war, geben jetzt auch diejenigen zu, welche seine Grundsätze

durchaus verwerfen; wie auch daß er ein wahrer Reformator der Kirche, wenigstens in Rücksicht der Sitten, und für die Verfassung nach den damahls noch nicht bezweifelten Gesetzen und Grundsätzen derselben war, und daß seine eignen Sitten streng und unbescholten gewesen sind. Nur eines ungemessenen Ehrgeizes wird er beschuldigt; wenn er davon nicht ganz frei gewesen, so war es nicht eine kleinliche Herrschbegier, sondern jener edle Ehrgeiz, ohne den kein ausgezeichneter von einem großen Gedanken erfüllter Mann gefunden wird, so bald er sich in der Lage findet, den allgewaltigen großen Gedanken, von dem er im Innersten seines Geistes durchdrungen ist, ausführen und wirklich machen, und mit Aufopferung alles Aeußern durch seinen Geist auf Mitwelt und Nachwelt mächtig wirken zu können. Sich selbst betrachtete Gregor ohne Zweifel als einen für die Unabhängigkeit und Reinigung der Kirche berufenen Kämpfer; er sah voraus, daß nur allgemeiner Haß und Verfolgung, nicht bloß der Fürsten, sondern selbst eines großen Theils der Geistlichkeit, sein Lohn sein konnte, worüber man seine ausdrücklichen Aeußerungen in seinen freundschaftlichen Briefen besitzt; auch haben mehrere Geschichtschreiber bemerkt, daß er schwerlich einem gewaltsamen Ende entgangen sein würde, wenn er nicht noch zur rechten Zeit eines natürlichen Todes gestorben wäre.

Wie wenig überhaupt bei diesem unglücklichen Streit zwischen dem Oberhaupte der Kirche und den Kaisern, eine bloß eigennützige Staatskunst zum Grunde liegt, davon ist das Anerbiethen eines spätern Papstes ein auffallendes Beispiel. Er both nähmlich dem Kaiser an, wenn er auf der Lehenspflichtigkeit der Bischöfe und Geistlichen unerbittlich verharre, so solle er lieber alle ihre Güter zurück-, und wieder an sich nehmen. Wenn die Kaiser dieses Anerbiethen hätten annehmen wollen oder können, so würde ihre Macht dadurch leicht verdoppelt, ja dreifach vermehrt worden sein, und das leichteste Mittel, den Frieden wieder herzustellen, möchte es wohl gewesen sein! Daß es mit diesem Anerbiethen durchaus nicht Ernst gewesen sein sollte, davon kann ich mich nicht überzeugen, weil es doch unter gewissen Bedingungen wohl aus-

führbar war, und beide, der Papst sowohl als der Kaiser, wenn sie auf diese Weise einverstanden gewesen wären, gleich sehr dabei würden gewonnen haben. Unauflöslich war im Ganzen der Streit über den Vorrang der beiden Gewalten, indem beide Theile Recht hatten. Es waren mehrmahls Päpste durch den Einfluß der Kaiser gemacht worden, aber auch mehrmahls hatten die Päpste entschieden und bestimmt, wem die Kaiserwürde zufallen sollte; doch beides war nie von dem Gegentheile als ein Recht anerkannt. Das Recht einer förmlichen Anerkennung und darin enthaltenen Bestätigung sowohl der Kaiser durch die Päpste, als der Päpste durch die Kaiser war durch so viele Vorgänger bestätigt, daß es keinem Zweifel unterworfen sein konnte. So lange noch Eintracht zwischen beiden großen Gewalten war, und ein weiser Gebrauch sie lenkte, war dieß ohne nachtheilige Folgen geblieben. Wenn je einmahl ein Kaiser einem Papste, oder ein Papst einem Kaiser die Anerkennung verweigerte, geschah es in solchen Fällen, wo die Natur der Sache selbst, die offenbare Ungültigkeit einer Wahl, wo die Nation und die Kirche schon längst vorher entschieden hatten. Jetzt aber, nachdem der unglückliche Kampf einmahl begonnen hatte, wer sollte ihn lösen und entscheiden? wer sollte Richter sein zwischen dem heiligen Vater, dem Oberhaupte der Kirche, dem Sprecher und Schiedsrichter der europäischen Republik, und dem Kaiser, der als der erste aller Könige, der anerkannte Lehensherr vieler derselben, als Schirmherr der ganzen Christenheit, und allgemeiner Beschützer der Gerechtigkeit und der Freiheit die höchste irdische Gewalt darstellte? Es konnte der Kampf kaum einen andern Ausgang nehmen, als den er wirklich nahm; beide Gewalten mußten in engere Schranken zurücktreten. Der Papst blieb fast nur geistliches Oberhaupt der Kirche, der Kaiser bloß der erste und größte König; beide verloren durch den Streit den größten Theil jenes Einflusses auf die europäische Republik, der so wohlthätig für das Ganze und für die Bildung gewesen war, und in der Folge es noch viel mehr hätte werden können. Nachdem nun weder Rom noch das Kaiserthum ein Mittelpunkt für ganz Europa geworden war, wie sie es ihrer

Bestimmung nach hätten werden sollen, es auch nicht einmahl in dem Maße so blieben, wie sie es einen Zeitraum über gewesen waren, so entstand und entwickelte sich etwas drittes, das jetzt als ein neues sehr wohlthätiges gemeinsames Band, die verschiedenen christlichen Nationen von Europa, da kein vollkommen geordneter Staatenverein unter ihnen zu Stande gekommen war, wenigstens durch gemeinschaftliche Grundsätze und Sitten der Ehre, der Liebe und des gebildeten Lebens vereinigte. —

Das Ritterthum war nebst dem Papstthume und der Kaiserwürde die dritte, nicht bloß nationale, sondern allgemeine europäische Gewalt des Mittelalters. Die Anlage dazu lag schon in der ältesten germanischen Verfassung; die Entwicklung ward durch die Kreuzzüge besonders befördert. Will man sich von der eigenthümlichen Lebensweise des Mittelalters einen anschaulichen Begriff machen, so muß man sich vor allem in den Geist des Ritterthums versetzen. Aber auch in der Geschichte der Verfassung macht es Epoche, als eine neue, sehr merkwürdige Form des Adels; denn wie der Adel die erste Grundkraft des Staats ist, so tritt auch mit jeder neuen Form desselben eine andre Art der Verfassung oder eine neue Epoche in der Entwicklung derselben ein. Nachdem der alte deutsche Kriegs- und Volksadel, in einen Lehens- und Dienstadel übergegangen war, so gab diese neue Form des Adels, das Ritterthum, dem letztern eine viel höhere, schönere, heiligere Richtung und Bedeutung, die immer eine der schönsten Erscheinungen der Weltgeschichte bleiben wird.

Auf die Entwicklung des Ritterthums und auf die Geschichte der Kreuzzüge, hat der Geist der Normannen einen großen Einfluß gehabt. Ihre Geschichte verbindet die zwei großen Weltbegebenheiten des Mittelalters, die Völkerwanderung und die Kreuzzüge. An den Küsten von Frankreich, bei der Besitzergreifung jener schönsten und fruchtbarsten Provinz des ganzen Landes, die noch ihren Nahmen trägt, dann in England, Italien, Sicilien, und zuletzt in Asien waren sie die letzten mit gewaffneter Hand in südlichen Gegenden sich niederlassenden nordischen Ansiedler. Ihre Eroberung Englands war mit einer Einwanderung des erobernden Volks

verbunden, und ist eben dadurch der Grund einer allgemeinen Veränderung in Sprache, Sitten und Verfassung, Ursache der langen Verbindung und des langen Kampfs zwischen England und Frankreich im Mittelalter geworden. Es hatten die ersten normännischen Eroberer mit dem Christenthum, auch bald die neurömische, oder nun schon französische Sprache angenommen, ihre Sitten aber und ihr Geist blieben während des ganzen Mittelalters hindurch durchaus eigenthümlich, so daß man in dieser Zeit Normänner und Franzosen, wenn auch ihre Sprache dieselbe war, keinesweges als Eine, sondern als zwei sehr verschiedene Nationen zu betrachten hat. Die Normannen zeichnen sich vorzüglich durch den romantischen Schwung ihres Geistes aus, der sich selbst im Charakter ihrer Eroberungen zeigt. Den Hang zur Poesie und die romantische Richtung ihres Geistes mochten sie zum Theil selbst aus ihren alten nordischen Wohnsitzen mitgebracht haben. Sie haben ihn nicht erst in Frankreich angenommen; durch sie vielmehr ist der Rittergeist, wie überhaupt in Europa, so besonders in Frankreich herrschend geworden. Von dem Geiste kühner Seefahrer als die sie zuerst auftraten, war ihnen noch der Hang zu Abentheuern geblieben, und befeuerte sie zu sehr entlegenen Unternehmungen und Eroberungen, die einer planmäßigen Berechnung im voraus vielleicht unausführbar geschienen hätten. So gelang es ihnen sich in dem schönsten und südlichsten Theile Italiens, in Neapel und Sicilien fest zu setzen, wo sie anfangs von den Kaisern als kriegerische Grundbesitzer gegen die Griechen und Saracenen begünstigt, nachher die Lehensträger des Papstes wurden. Ihnen war diese Abhängigkeit nicht so lästig, als die Oberherrlichkeit der mächtigen Kaiser. Dem römischen Stuhle verschaffte es den Vortheil einer großen, ihm ergebenen Kriegsmacht in Italien gegen den überwiegenden Einfluß der Kaiser bis durch Heirath das normannische Reich in Neapel und Sicilien an das schwäbische Kaiserhaus fiel, und mit der drohenden, dem Anscheine nach nahen Gefahr einer gänzlichen Unterwerfung Italiens auch den Kampf der Guelfen und Ghibellinen um desto erbitterter entflammte.

Durch ihren kühnen Charakter und ihren Hang zu Abentheuern, waren die Normänner zu der Theilnahme an den Kreuzzügen ganz besonders geschickt und berufen. So verbindet die Geschichte der Normänner die Völkerwanderung und die Kreuzzüge, macht den Uebergang und ein Mittelglied zwischen beiden. Der Ausgang der Kreuzzüge würde glücklicher gewesen sein, wenn sie mehr vom Charakter einer Völkerwanderung gehabt hätten, wenn der ersten Eroberung eine dauerhafte und zweckmäßig gegründete Ansiedelung gefolgt wäre. Um das ganze Unternehmen richtig zu beurtheilen, darf man nicht vergessen, daß zu jener Zeit, da der Fanatismus der Mohamedaner noch nicht wie jetzt durch langen Verkehr mit den Europäern gemildert war, ein allgemeiner, immer fortdauernder Kriegszustand zwischen den christlichen und mohamedanischen Völkern und Staaten, Statt fand, und Statt finden mußte. Wenn es gelungen wäre, einige europäische Colonien im westlichen Asien nicht bloß zu gründen, sondern auch zu behaupten, so wäre dieß die beste Vormauer gegen Osten gewesen, und es würde alsdann den Türken nie möglich geworden sein, ein Reich in Europa zu gründen, und so viele blühende christliche Länder, besonders Ungarn und Oesterreich zu erobern oder zu verwüsten, und selbst Italien und Deutschland zu schrecken. Nur hätte man, um das westliche Asien wieder, wie es schon im Alterthume durch die Griechen geschehen war, europäisch zu bilden, sich auch noch andrer Küstenländer versichern, nicht allein wie es anfangs geschah, auf Jerusalem allein seine Richtung nehmen müssen. Vor allen Dingen hätte auch gleich anfangs das griechische Kaiserthum, dessen zweideutige Politik an dem meisten Unglück Schuld war, mit in das europäische Völker- und Staaten-System hinein gezogen werden müssen. Als späterhin ein lateinisches Kaiserthum zu Konstantinopel eingerichtet wurde, war es schon nicht mehr an der Zeit.

Daß es bei der angewachsenen Bevölkerung ein Bedürfniß für Europa war, sich eines Theils derselben zu entledigen, ist in der Geschichte dieser ganzen Zeit sichtbar. Außer den schon angeführten Ursachen, war der Mangel an Einheit Schuld daran, daß so unermeßlich große Kräfte übel angewendet, meistentheils

verschwendet wurden, und sich selbst aufrieben. Wenn aber in Asien nicht wie später in Amerika bleibende europäische Colonien aufgeblüht sind, so ist doch der Einfluß der Kreuzzüge, der wohlthätige und der nachtheilige, auf die Cultur, auf die Sittlichkeit und Verfassung von Europa nicht geringer gewesen, als der, welchen Indien und Amerika in der neuern Zeit gehabt haben, und noch so mächtig fühlen lassen.

Achte Vorlesung.

So wie man in der Beschreibung der Wallfahrten nach dem gelobten Lande bemerkt hat, daß anfangs vorzüglich eine schwärmerische Andacht die frommen Pilger zum heiligen Grabe führte, viele dann nachfolgten aus Begier, seltsame Abentheuer zu bestehen, und um der überstandenen nach glücklicher Heimkehr sich rühmen zu können; wie endlich noch andre schlauer, mit den zurückgebrachten Schätzen des Morgenlandes einen Handel zu treiben anfingen, manche einzelne dadurch gereizt, schon in dieser Absicht hinzogen, so war es auch im Ganzen mit den großen bewaffneten Pilgerfahrten, den Kreuzzügen, mit den verschiedenen Epochen derselben, und den darin hervorglänzenden Charakteren beschaffen. Der erste Heerzug unter dem frommen Gottfried von Bouillon, war ganz das Werk der Begeisterung und der Andacht; daher war auch hier die Kraft am unwiderstehlichsten, und mit einem glücklichen Erfolge gekrönt. In den nachfolgenden Zeiten, besonders in dem Heldenkampfe des löwenherzigen Richard mit dem ritterlichen Saladin, war der ursprüngliche Zweck schon mehr aus dem Auge verloren, und der romantische Geist kriegerischer Ruhmbegier und Abentheuer die beseelende Triebfeder aller Thaten; als man endlich planmäßiger verfuhr, das griechische Kaiserthum lateinisch machte, und einsah, daß Aegypten erst gewonnen wer-

den müsse, um Palästina sicher zu behaupten, als die Flamme der frommen Begeisterung in Ludwig dem Heiligen noch einmahl empor loderte, da war die erste wahre Kraft doch schon erloschen, die allein so große, ganz neue und nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge unwahrscheinliche, und an das Unmögliche gränzende Unternehmungen auszuführen vermag; und am Ende waren es die italienischen Seemächte, besonders Venedigs großer Handelsstaat, welche von den mühsam errungenen Erwerbungen am längsten einiges erhielten, und allein den bedeutendsten Vortheil zogen. So ist oft der Gang der menschlichen Begebenheiten! Ein großer Gedanke, ein mächtiges Gefühl ergreift den Geist und hebt wie den einzelnen Menschen, so auch ganze Zeitalter plötzlich hinweg über alle Schranken der Gewohnheit, ja über die größten, unübersteiglich scheinenden Hindernisse; wenn aber dann die schnell befriedigte Sehnsucht in dem Besitz des errungenen Gegenstandes erkaltet, wenn über den Bestrebungen ihn zu erreichen, der Zweck selbst vergessen worden ist, so gefällt sich der aufgeregte Muth noch in dem Gefühl seiner eignen Thätigkeit, spielend mit der Gefahr, und herrliche Kräfte verschwendend, bis endlich sie sich selbst verzehrt haben, und dann die kluge Benutzung des äußern Erfolgs, für den nächsten Gewinn und Vortheil, allmählig an die Stelle tritt, und allein übrig bleibt; für einen Vortheil der den kurzen Blick des Berechners täuschend, so oft wieder Nachtheil wird. —

Unter der großen Menge außerordentlicher Charaktere und Helden, welche die Geschichte dieser Zeit darbietet, ist vielleicht keiner so geeignet, die ganze Macht des damahls herrschenden Rittergeistes zu schildern, und wie man über dem Ritter selbst den König vergaß, als der Charakter König Richards Löwenherz; seine an das Wunderbare gränzende Heldenthaten, seine gefahrvolle Heimkehr, Gefangenschaft, und sein Unglück, die aber doch seinen Löwenmuth nicht zu beugen vermochten, wenn gleich für sein Königreich, und eine planmäßige Verwaltung desselben, bei einem so ritterlich durchstürmten Leben nicht zum besten gesorgt war. Charaktere wie dieser, oder auch des Gottfried, und anderer

von Andacht beseelten ritterlichen Kreuzhelden, sind mehr geeignet, von der Fantasie eines Tasso ergriffen, der Mitwelt und Nachwelt in bezaubernden Gemählden hingestellt, als von dem Forscherblick eines Tacitus enthüllt und erklärt zu werden. Es unterscheidet dieß überhaupt die Charaktere und Helden des Mittelalters von denen des Alterthums, daß mehr die Fantasie, oder irgend eine große Idee, das Ganze ihres Lebens und ihrer Thaten leitet und beherrscht, als ein Plan des Verstandes. Nur der Charakter Alexanders des Großen macht hier von den andern großen Griechen und Römern eine Ausnahme, und ist wie meistens auch der Charakter der orientalischen Helden, denen des Mittelalters darin ähnlicher, daß mehr die Fantasie und Begeisterung vorherrschend bei ihnen ist, als ein berechnender Verstand. Daher bei allen Kämpfen, Gefahren, Verwirrungen dieser Zeit, die Fülle von Leben, die sich über alles ergießt, und aus allem athmet; dieser Hauch und Zauber der Fantasie, der selbst die Leiden noch verschönt. Wie nach der alten nordischen Sage die seligen Helden in Walhalla sich während des Tages an Kämpfen ergetzen, wenn die Sonne sich aber nun zum Abend neigt, werden die geschlagenen Wunden durch Zauberkraft geheilt, die Helden versöhnen sich, und setzen sich freundlich vereint nieder zum festlichen Mahle; so hatten auch die ritterlichen Kämpfe jener romantischen Zeit oft keinen politisch bedeutenden äußern Erfolg, und es hatte ein Heldenleben hingebracht unter allen Abentheuern Europa's und des Morgenlandes, oft keinen andern Beschluß, als das Gefühl der Ruhe, wie am Abende des heißen Tages, das Gefühl rührender Erinnerung, und der Versöhnung in stiller heiliger Einsamkeit. Aber im innern Gefühl war ein solches Heldenleben gewiß reicher, als die Wirksamkeit jener Verstandesmänner der Staatengeschichte, die oft bloß durch die Stelle, wo sie stehen, obwohl im Innern arm, in das große Räderwerk der Weltbegebenheiten mächtig eingreifen, und es weiter zu treiben mehr mitwirken, als sie selbst empfinden und wissen.

Der Rittergeist indessen ist nur eine Epoche, eine Seite des Mittelalters, und wenn im Ganzen in den Charakteren und Sit-

ten, die größere Herrschaft der Fantasie, die Allgewalt einiger großen Ideen sehr auffallend ist, so würde man mit Unrecht dieser Zeit ihre großen Gesetzgeber absprechen. Alfred von England, der große Volksbildner Stephan in Ungarn, und der heilige Ludwig von Frankreich könnten dieß allein schon widerlegen. Von den deutschen Königen und Kaisern würde man viele nennen müssen, wenn man alle auszeichnen wollte, die nicht bloß tapfre Krieger, sondern denkende, das Ganze überschauende Feldherrn, nicht bloß gewaltig wollende Alleinherrscher, sondern die innern Staatskräfte wohl kennende und abwägende Weltlenker waren. Die deutschen Charaktere zeichnen sich besonders durch die strengere und ernstere Heldenkraft aus; von dieser Kraft und Hoheit der Charaktere im Mittelalter könnte der Kampf Kaiser Friedrichs des Ersten mit Heinrich dem Löwen ein herrliches Beispiel und Bild geben; wie dieser mächtige, wohl die Gerechtigkeit ehrende, aber im Recht bis zur Grausamkeit strenge Kaiser gegen seinen Freund zürnend, daß er ihn in den schweren italienischen Kämpfen verlassen hatte, nicht ruhte, bis er mit der Gewalt des Sturms den großen Helden, den mächtigsten nach ihm, ganz zu Boden geworfen, seine Macht zertrümmert und zersplittert hatte; und da er ihn nun zu seinen Füßen sah, sich dennoch der tiefsten Rührung um den alten Freund und Waffenbruder nicht erwehren konnte. Heldengefühle wie diese, waren es eben, welche in damahliger Zeit mehr herrschten, als die Berechnung des kalten Verstandes, besonders bei den Deutschen. Die italienischen Charaktere des Mittelalters haben dagegen in ihrem frühen republikanischen Anstrich, in ihrer Neigung zu einer oft grausamen Politik, mehr Aehnlichkeit mit den Helden des Alterthums. Der eigentliche Rittergeist war bei keiner Nation des damahligen Europa so ausschließend herrschend wie bei den Normännern; derselbe Geist und dieselben Sitten waren in dieser normännischen Periode auch England und Frankreich gemeinschaftlich, während diese beiden Reiche durch die Normandie so vielfach verbunden und mit einander verbunden waren.

Der Mangel an Einheit, wegen dessen die Kreuzzüge vorzüglich mißlangen, betrifft nicht bloß die unübereinstimmenden Plane

der einzelnen Heerführer und Unternehmungen, sondern auch die große Verschiedenheit in Geistes- und Sinnesart, in der äußern Lage und dem besondern Vortheil der einzelnen europäischen Nationen war ein Hinderniß der Eintracht. Die Spanier waren zu beschäftigt durch den Kampf gegen die Araber in der eignen Heimath, als daß sie einen sehr großen Antheil an den Kreuzzügen hätten nehmen können; dasselbe gilt wegen der Entfernung von den Nationen des äußersten Nordens. Das nördliche Italien und Deutschland, das kaiserliche Reich, war ganz von dem großen Zwiespalt der Kirche und des Kaiserthums erfüllt und hingerissen, durch den Kampf der Guelfen und Ghibellinen in allen größern und kleinern Theilen und Staaten, so durchaus beschäftigt, daß sie zwar mit großer Macht, wenn es einmahl dazu kam, aber nur nach langem Zögern, und fast ungern an den Kreuzzügen Antheil nehmen konnten, wenigstens nie so bereitwillig dem allgemeinen Strom und Umschwung des Zeitalters folgten, wie die normännische Nation in England, dem normandischen Theile Frankreichs und in Neapel, und nebst diesen, die von einem ähnlichen Geiste beseelten Franzosen. Alle diese verwandten Nationen waren durch zahlreiche Bevölkerung und Kriegsmuth mächtig, durch keinen andern großen Gegenstand schon beschäftigt, und eben darum am empfänglichsten, sich für diesen zu begeistern. Vielleicht wären schon sie stark genug gewesen, die ganze Unternehmung allein auszuführen, die dann um so leichter hätte volles Gelingen, und dauernden Bestand haben können.

Die großen deutschen Kreuzzüge unter Kaiser Konrad dem Dritten und Friedrich dem Ersten waren durch die Wirkung des Klima's und durch die griechische Arglist am unglücklichsten. Friedrich der Zweite begnügte sich und war froh, nur einen sehr vortheilhaften Frieden zu Stande gebracht zu haben, und eilte heim in sein Sicilien. Einen festen Plan für das Ganze und ein wahres Interesse an dem fortdauernden Gelingen hatten wohl nur das Oberhaupt der Kirche und die italienischen Seemächte. Beide natürlich in sehr verschiedener Beziehung; daher es nicht zu verwundern ist, daß es ihnen nicht möglich war, die ungeordnete, aus

so verschiedenen Nationen zusammengesetzte Kriegsmacht der verbündeten Christen immer zweckmäßig und mit Einheit anzuwenden, sondern eher Erstaunen erregen muß, daß die ganze europäische Herrschaft in Asien nur noch so lang Bestand hatte.

Unter den Wirkungen der Kreuzzüge ist die höhere Belebung und Erweckung des Rittergeistes die vornehmste; zwar waren schon früher die Grundsätze der Ehre, der Waffenübung und die ganze adeliche Sittenlehre in eine bestimmte Form gebracht, in Stufen und Grade abgetheilt, und an gewisse Aeußerlichkeiten gebunden, und damit schon das eigentliche Ritterwesen begründet worden. Den höchsten Aufschwung aber erhielt dieses, als der Ritter in den geistlichen Kriegsorden, durch ein hohes Gelübde auf die große Sache der ganzen Christenheit hingewiesen, sich nun frei von der Lehensabhängigkeit, ja über alle National-Schranken erhoben fühlte, als ein unmittelbarer Kämpfer und Dienstmann Gottes und der gesammten Christenheit. Die drei großen geistlichen Ritterorden, welche Europa dem Morgenlande und den Kreuzzügen verdankt, sind die Quelle und das Vorbild aller übrigen gewesen; die Johanniter, welche bis auf die neuesten Zeiten den ursprünglichen Geist des Ritterthums in ihrem standhaften Kampfe gegen die Mohamedaner fortgesetzt haben; der deutsche Orden, welcher in Preußen den Grund legte zu der mächtigsten und blühendsten deutschen Colonie am östlichen Meere, und der Orden der Tempelherren, der nach einem kurzen Genusse großer Macht durch die Habsucht des französischen Königs auf eine so grausame Weise vernichtet ward. In Rücksicht des Ideen-Einflusses, den das Morgenland etwa auf Europa gehabt haben kann, war dieser unstreitig der merkwürdigste von den dreien. In Frankreich, wo auch der erste blutige Religionskrieg in Europa gegen die irrgläubigen Albigenser geführt worden war, in eben jenen Gegenden, wo unter Ludwig dem Vierzehnten die wegen der Religion verfolgten, in Verzweiflung gerathenen Camisarden, nach einem hartnäckigen Kriege ausgerottet wurden; in Frankreich erging auch die grausame Verfolgung über den Orden der Tempelherren, dessen Katastrophe in der Hinrichtung des letzten, wegen seiner Tugend ver-

ehrten Großmeisters Molay, weder der König noch der Papst, der ihm nachgegeben hatte, lange überlebten. Welches die Ideen waren, die in dem Orden herrschten, der nicht öffentlich bekannte Theil seines Zweckes, das konnte bei einem solchen, schon in der Form so ungerechten Verfahren nicht an das Licht kommen; höchstens nur das, daß der Orden Geheimnisse hatte, nicht aber mit Bestimmtheit, welche es gewesen. Vernichtet ward der Orden nur in Frankreich, in andern Ländern ward zwar das vom Papste gegebene Urtheil der Aufhebung erfüllt, aber es geschah mit Schonung; in einigen Ländern wurden die Tempelherren mit andern neu entstandenen geistlichen Ritterorden verschmolzen, ihre Güter diesen gegeben. Der Geist des Ordens ward nicht vertilgt, er lebte und wirkte im Stillen fort, und einen so kurzen Zeitraum er in der äußeren Geschichte einnimmt, so gehört er dennoch in die Reihe der merkwürdigsten Welterscheinungen.

Nebst dem Einfluß, welchen die weitere Ausbildung des Ritterthums auf die Verfassung Europa's hatte, ist die Wirkung der Kreuzzüge auf den Handel, seine Ausbreitung und Richtung, eine der auffallendsten und sichtbarsten. So wie dieß beitrug, die Macht der Städte und des Bürgerstandes zu erhöhen und zu vermehren, so hat es auch mitgewirkt, die Künste zu entwickeln und zu einer neuen Blüthe zu beleben; doch beschränkt sich diese Einwirkung größtentheils auf den mächtigen Anstoß, welchen die große Begebenheit dem Geiste der Europäer gab, und auf den vermehrten, den bildenden Künsten so günstigen Reichthum der Städte. Die Voraussetzung, daß die europäischen Nationen in ihren ersten Dichtungen und Kunstversuchen aus morgenländischen Quellen geschöpft, nach morgenländischen Vorbildern gearbeitet haben, verschwindet entweder ganz bei näherer Untersuchung, oder es bleibt doch nur ein sehr geringer Einfluß als Wahrheit zurück. Am ersten zeigt es sich in der Poesie, wie sehr die Fantasie der abendländischen Nationen, durch so viele neue im Lichte der Begeisterung gesehene Gegenstände und erlebte Abentheuer ergriffen und erregt worden war. Dieses ist die eigentliche Zeit der Ritter-Poesie, welche bei den Normännern und bei den Deutschen im

zwölften und dreizehnten Jahrhunderte blühte, und die später in der schönen Form und anmuthigen Erzählungsweise eines Ariost und Tasso, das Eigenthum des ganzen gebildeten Europa geworden ist. Die Deutschen hatten schon im karolingischen Zeitalter Heldengedichte und Minnelieder; das den Rittergedichten eigenthümliche Wunderbare kann um so weniger aus dem Oriente allein entlehnt sein, da es sich schon in der ältern nordischen Sage findet. Nur bekam die Fantasie durch die Kreuzzüge einen ganz neuen Schwung; ältere Heldengesänge wurden mehr vergessen, oder dem neuen Geschmacke verähnlicht. Die Ritter-Poesie war das treue Abbild des ritterlichen Lebens, und dessen stete Gefährtin, eben darum auch für uns der anschaulichste Spiegel der damahligen Sitten, die beste Erklärung zur Geschichte jener Zeit. Der emporstrebende Geist eines durch Handel und Kunstfleiß groß und mächtig gewordenen Bürgerstandes zeigte sich dagegen in den stolzen Gebäuden, in deren Errichtung reiche Städte damahls wetteiferten, und die durch ihre Kühnheit noch jetzt Bewunderung und Erstaunen erregen.

Diese Kunst entwickelte sich nach der Poesie zunächst, und blühte in diesem Zeitalter. In der ältern karolingischen Zeit, und unter den sächsischen Kaisern hatte die Verbindung mit der griechischen Hauptstadt, welche besonders unter den letzteren Statt fand, auch die Bekanntschaft mit der neugriechischen Baukunst, und die Nachbildung derselben veranlaßt, von welcher neugriechischen Art Deutschland wie Italien, einige merkwürdige Denkmahle besitzt. Jetzt aber kam in Deutschland, besonders in den Niederlanden und in England, mit dem neuen Schwunge des Geistes auch ein ganz neuer Geschmack in der Baukunst auf, den man gewöhnlich den gothischen nennt, welcher außer den genannten Ländern auch in Italien an dem bewunderten, von deutschen Meistern erbauten Dom zu Mailand ein großes Denkmahl aufzuweisen hat. Was diese gothische Baukunst auszeichnet bei der Riesengröße des Totaleindrucks, ist eine Fülle der Künstlichkeit im Einzelnen; und eben durch diesen Charakter, ist sie nicht bloß eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Kunstgeschichte, sondern zugleich ein le-

bendiges Denkmahl des Mittelalters, und ein Spiegel der damahligen Sinnesart. Ganz aus dem deutschen Geiste ist diese eigenthümliche gothische oder vielmehr altdeutsche Art und Baukunst hervorgegangen. Die Voraussetzung, daß dieselbe arabischen Ursprungs sei, ist um so ungegründeter, da einige Gebäude in Portugall und Sicilien, die wirklich in einem halb maurischen Geschmacke gebildet sind, einen von jenem gothischen wesentlich verschiedenen Styl und Charakter zeigen. Der in Kirchen sich darstellenden Baukunst schloß sich die zunächst zur Ausschmückung der Kirchen bestimmte Mahlerkunst an; der Anblick prächtiger bilderreicher griechischer Kirchen mag sie von neuem belebt haben, weßhalb auch die ältesten italienischen und niederländisch-deutschen Gemählde den neugriechischen ganz ähnlich erscheinen, bis sich bald in beiden Ländern ein eigner Charakter in der Mahlerei entwickelte, und die herrlichsten ewig bewunderten Meisterwerke hervorbrachte.

Was die Europäer den Arabern an wirklich neuem Zuwachse von Kenntnissen und Wissenschaften verdanken, beschränkt sich vorzüglich auf einige chemische, medicinische und astronomische Kenntnisse, und auf die Bekanntschaft mit einigen Schriften des Aristoteles in einer vielverstümmelten, fast unverständlichen Uebersetzung, von denen sich schwerlich behaupten läßt, daß sie für die Geistesbildung des Abendlandes ein großer Gewinn gewesen seien. Zu dem waren jene Mahomedaner, welche Palästina damahls inne hatten, und mit denen die Christen zunächst in Verkehr kamen, ein rohes Volk. Die blühenden Zeiten des Chalifats waren längst vorüber. Gebildeter als jene Völker waren die Araber in Spanien, aber zu groß der National- und Religionshaß zwischen ihnen und den Christen, als daß sie sehr viel Einfluß auf die Cultur der Spanier hätten haben können.

Diese ganze Epoche, in welcher Christen und Mahomedaner in die vielseitigste Berührung kamen, wo der Orient und Occident nach einer langen Trennung zum ersten Mahle wieder auf einander einwirkten, lenkt die Betrachtung natürlich auf den Mann, dessen Geist seit zwölf Jahrhunderten der Geist von halb

Asien geworden, und dessen unsichtbarer Beherrscher gewesen ist. Mahomed selbst erregt bei allen Unbefangenen diejenige Bewundrung, die Heldenkraft und Begeisterung, in steter Einheit auf ein Ziel gerichtet, einfach auch im Innern, allem Anscheine nach ohne wesentliche Täuschungs= und Verstellungskünste, auf feste Ueberzeugung und unerschütterlichen Glauben an sich selbst gegründet, immer erregen müssen. Das Volk, das sein Werkzeug, und durch ihn das mächtigste Volk der Erde wurde, war schon vor Mahomed in alter angestammter Freiheit, den Ruhm der Waffen und die Liebe einer begeisterten Dichtkunst verbindend, mit den ältesten Sagen der heiligen Urwelt nicht ganz unbekannt, und auch dadurch zu allem Hohen gestimmt, ein edles und erhabenes Volk zu nennen. Nach dem neuen Aufschwunge, welchen die arabische Nation durch Mahomed nahm, erstreckte sich in kurzem ihre Herrschaft über die herrlichsten Länder, von den indischen Gewürzinseln bis nach Portugall, und von dem Kaukasus bis tief in's innre Afrika. Mahomeds Lehre, auf die höchsten und reinsten Begriffe von der Gottheit gegründet, ohne die Vernunft durch unbegreifliche Geheimnisse zu stören; vor allen Tugenden, Großmuth, Freigebigkeit und unerschütterlichen Heldenmuth lehrend, dabei doch nicht ohne lockenden Reiz für Fantasie und Sinnlichkeit; wie sollte dieser Glaube, welcher die Welt so lange beherrscht hat, nicht den Menschen von allen Seiten ergreifen und fesseln? Jener gefährliche und verderbliche Zwiespalt zwischen dem Staate und der Kirche, welcher die Christenheit theilte und zerrüttete, fand nicht Statt in Mahomeds Reich, denn beide waren in ihm ganz Eins und verschmolzen. Auch als dem Menschen angemeßner und ausführbar, ließe sich Mahomeds Lehre rühmen, denn sie ist befolgt; Mahomeds Gedanken sind wirklich ausgeführt, und sein eigenthümlicher Geist ist der von halb Asien und Afrika geworden; da hingegen im Christenthume, wo oft das Leben und die Sitten der Einzelnen wie ganzer Völker und ganzer Zeitalter mit dem Geiste und den Lehren des Stifters in auffallendem und schreiendem Widerspruche stehen, die unvollkommne Annäherung an eine für Menschen nicht erreichbare Idee, dem

Ganzen den Anschein eines nur halb gelungnen Versuchs gibt. Kaum ist es zu verwundern, wenn eine gewöhnliche Philosophie dieser Lehre nicht undeutlich den Vorzug vor der christlichen giebt. — Aber die Weltgeschichte entscheidet anders, als jene auf den Schein gerichtete Philosophie, und hat längst entschieden über das Verhältniß Mahomeds und des Christenthums zur Cultur und Bildung des menschlichen Geistes. Der Geist des Stolzes und des Hochmuths, den Mahomeds Lehre bei allen jenen lobenswerthen Eigenschaften athmet, der so auffallend absticht gegen die Liebe und Demuth des christlichen Glaubens, dieser ist es, welcher seine Weltwirkung verderblich macht, und wodurch dem Reiche Mahomeds gleich von Anbeginn der Keim des Untergangs eingepflanzt war. Durch diesen Hochmuth, der fester als der stoische, auf den Glauben an den wahren Gott gegründet, je scheinbarer und schwärmerisch zuversichtlicher, um desto verderblicher wirkt, blieb der Geist der Anhänger Mahomeds bald nach dem ersten Aufschwunge der Bildung stehen, bis er endlich auch bei edlen Nationen zu gleichgültiger Dumpfheit erstarrte.

Jene Versuchung, von welcher die Schrift redet, das verführerische Anerbieten, durch welches der Stifter des Christenthums erprüft ward: die Reiche der Welt sollten sein werden, wenn er nur dem Geiste der Blutgier, des Hochmuths und Eigendünkels fröhnen wolle; dieser Versuchung vermochte Mahomed nicht zu widerstehen. Hätte er ihr widerstanden, wären die hochgesinnten Araber Christen geworden mit eben der flammenden Begeisterung, wie sie Mahomeds Lehre ergriffen, so würden die schönsten Länder des Erdbodens, wahrscheinlich auch die glücklichsten und gebildetsten geworden, Asien und Europa statt zerstörender, die Erde und den Menschengeist spaltender Kriege oder kalter Entfremdung, in schönster Eintracht mit einander verbunden sein. Der Geist des Stolzes aber, und eben jene Einheit des Staats und der Kirche in Mahomeds Reich, legte den Grund zu einem Despotismus der alle weltliche und geistliche Gewalt in einer Hand umfassend, nicht bloß die äußere Freiheit, sondern auch den Geist in seinen Banden erdrückte.

Die Bekanntschaft mit einer dem bisherigen Glauben so ganz entgegengesetzten Denkart, hat ungleich größere und wichtigere Folgen auf die Denkart und Philosophie des Abendlandes gehabt, als einige verstümmelte Uebersetzungen Aristotelischer Schriften. Der Unglaube und die Religionsverachtung, welcher Kaiser Friedrich der Zweite beschuldigt ward, fand und findet wenigstens in andren Erscheinungen desselben Zeitalters eine Bestätigung. Mit einigen chemischen, medicinischen, und astronomischen Kenntnissen, welche die Europäer von den Arabern erhielten, verbreitete sich sehr allgemein die Neigung zum astrologischen Aberglauben, zu alchemischen und magischen Künsten. Die Geheimnisse, und verborgnen Lehren der Tempelherren könnten auch einen Beweis mehr abgeben, von ganz neuen Ansichten, von einer großen innern Gährung in dem europäischen Geiste. Am sichtbarsten und auffallendsten war die Wirkung in der Philosophie; schon im zwölften Jahrhunderte, ein Jahrhundert nach den ersten Kreuzzügen, zeigte sich in Arnold von Brescia der erste Versuch durch die Kraft der Philosophie die ganze Christenheit zu erschüttern, und die damahlige christliche Verfassung der Kirche und des Staats umzustoßen. Es mußte Arnold das Schicksal haben, welches allen Urhebern einer zu früh begonnenen und mißlingenden Revolution zu Theil wird. Doch läßt sich die Reinheit seiner Absicht nicht verkennen, und die ungleich tiefere Philosophie und Begeisterung, von welcher er ausging, stellt ihn weit über spätere Bekämpfer der Kirche, die glücklicher waren als er. Ohne so unmittelbar auf die Welt einzuwirken, traten viele andre mit neuen, zum Theile gefährlichen und der Religion verderblichen Lehren und Systemen auf. Diesem Strome setzte sich für die Erhaltung des Glaubens ein deutscher Mann von großer Kraft entgegen: Albertus Magnus, einer von den seltenen Geistern, welche wir von Zeit zu Zeit die ganze Masse aller vorhandenen, und in ihrem Jahrhunderte nur zu erreichenden Kenntnisse in sich vereinigen sehen, wie etwa Aristoteles in dem seinigen. Man würde irren, wenn man glaubte, der Philosophie gebühre keine Stelle in der Weltgeschichte.

Selbst bei den Griechen und Römern, wo die Philosophie und das Leben so ganz getrennt waren, hat sie ihren mächtigen Einfluß genug bewährt. Grade in jener Trennung und Opposition des Geistes gegen den Staat und den herrschenden Volksglauben, lag der wahre Grund des Untergangs aller alten Staaten. In der neuern Geschichte zeigt sich die Philosophie von den Zeiten des Mittelalters an, in ihrer weiten Verbreitung zur öffentlichen Meinung geworden, noch deutlicher als eine die Welt bewegende, sie wohlthätig erhaltende, oder gewaltsam erschütternde Kraft. —

Wie jede große Erschütterung, so haben auch die Kreuzzüge viele alte Bande gelöst, Freiheit, und mit ihr, wo die Anlage dazu da war, auch Anarchie befördert. Die im dreizehnten Jahrhunderte, vorzüglich in der letzten Hälfte desselben, in Italien und Deutschland herrschende Verwirrung war zunächst durch den zerstörenden Kampf der Kirche und des Kaiserthums, durch die gegenseitige Aufreibung der beiden höchsten Gewalten verursacht worden, kann also nicht den Kreuzzügen zugeschrieben werden, aber die allgemeine Bewegung und Auflösung ward durch sie noch beschleunigt und vergrößert. Schon die lange Entfernung des letzten großen, und auch durch den Geist machtvollen Kaiser Friedrich des Zweiten von Deutschland, legte für Deutschland den Grund zu jenem Zustande der Verwirrung. Nachdem das Haus der Hohenstaufen ein Jahrhundert lang das mächtigste in Europa in seinem letzten Sprößlinge auf dem Blutgerüste schrecklich geendet hatte, man bei zweifelhaften, kraftlosen, oder verworfnen Königs-Wahlen gar nicht mehr wußte, ob Deutschland und die Welt noch einen wahrhaften, rechtmäßigen Kaiser habe, da erreichte sie ihre höchste Stufe. Jetzt konnte man mit Recht sagen, was ein Dichter in rednerischer Uebertreibung sang bei dem Tode eines frühern Kaisers: daß das unglückliche Europa enthauptet weine! — Wenn man die beiden höchsten Gewalten mit den Gestirnen verglichen hatte, die den Tag und die Nacht beherrschen, so konnte man jetzt sagen, daß der Himmel verdunkelt, daß in dem Papste und Kaiser, jene Sonne und jener Mond, die alle Augen erleuchteten, und alle

Schritte lenkten, erloschen seien. Aber noch schlug ritterlicher Muth in biedern Herzen, und ein Ritter war es, auf den sich die Augen der Welt richteten, ihn zur Rettung aufzufordern. Groß durch Tapferkeit und Glück, durch jede kriegerische und adeliche Tugend, durch einen starken und umfassenden Verstand, war Rudolph von Habsburg noch größer durch Gerechtigkeit.

Unermüdet das danieder getretne Gesetz wieder empor zu heben, war er selbst Richter, und des Rechts Beschützer und Pfleger; der erste wieder, der minder durch die Gewalt seines siegreichen Schwertes, als durch die milde Kraft der Gerechtigkeit, zugleich Deutschland wieder herstellte, und ein großes Reich begründete, dessen Schicksale wir von jetzt an, eine der wichtigsten Stellen in der Weltgeschichte einnehmen sehen.

Neunte und zehnte Vorlesung.

Das Glück, der Ruhm, und die Würde eines Zeitalters, beruhen nicht allein auf der Menge der Hülfsmittel und Werkzeuge, welche zur Bildung dienen, oder das Leben verschönern, sondern vor allem auf dem Gebrauche, welchen der Geist von jenen Hülfsmitteln macht, auf den Sinn, den er hinein legt, das Ziel, worauf er jene Kräfte hinlenkt, die herrlich und groß sind, nur wenn sie groß gebraucht werden. Wollte man bloß auf diesen Reichthum von Hülfsmitteln sehen, so würde unser Zeitalter, durch das Erbe aller vorigen Jahrhunderte bereichert, vor allen vergangenen als das erste, ja als das einzige erscheinen. Man dürfte dann nur das Buch der Geschichte zuschließen, im voraus überzeugt, daß sich doch nirgend etwas finden werde, was mit dieser hohen Stufe der Bildung irgend verglichen werden könne. Wenn aber ein solches Verfahren unser Zeitalter grade um sein schönstes und sicherstes Vorrecht bringen würde, um das Vorrecht mit allen Hülfsmitteln, die wir besitzen, versehen, besser als es die frühern Zeiten vermochten, den Geist und die Schicksale der vergangnen Jahrhunderte zu erkennen; wenn wir den Homer und Sophokles als große Dichter verehren, obgleich sie nicht wußten, daß die Erde rund, noch wie weit Sonne und Mond von der Erde entfernt seien; wenn wir die Seelenstärke und Staatskunst eines Solon, eines Leonidas und der Scipionen bewundern, ob-

gleich sie und ihre Zeit mit manchen Erfindungen und Künsten unbekannt waren, die für uns Gewöhnlichkeiten und Bedürfnisse geworden sind, weil sie Dinge nicht wußten, die jetzt jeder Schüler herzusagen gelehrt genug ist; wenn wir endlich, so sehr auch einzelne Thatsachen oder Einrichtungen und Gebräuche des Alterthums, der Vernunft und dem sittlichen Gefühle widersprechen, darum nicht gleich das Ganze, und die hohe geistige Kraft und Größe desselben ungeprüft verwerfen; warum urtheilen wir nicht mit derselben Billigkeit über das Mittelalter? Auch die Bildung des Alterthums war keine gränzenlos allgemeine, auf die Kenntniß aller Zeiten und aller Erdtheile gegründete, aus allen Himmelsstrichen gesammelte, künstliche und gelehrte, sondern eine durchaus lebendige, natürliche, aus dem Geiste des Volks und der Zeit selbst hervorgegangne Bildung grade wie die des Mittelalters, welches in mancher Rücksicht das Alterthum übertreffend, in andern mit ihm wetteifernd, oder ihm wenig nachstehend, im Geiste des Ganzen nicht minder eigenthümlich war, als jenes. Besonders ist zu bemerken, wie sehr man bei den Vorwürfen, die dem Mittelalter überhaupt gemacht werden, ganz verschiedene Zeiten durch einander wirft, da doch das Mittelalter ein Zeitraum, der, wie verschieden man ihn auch bestimme, fast ein Jahrtausend, oder noch drüber, umfaßt, aus mehreren sehr deutlich abgesonderten Epochen besteht. In der ersten Periode des Mittelalters unter Karl dem Großen, seinen Nachfolgern, und den ersten deutschen Kaisern bis auf Gregor den Siebenten, und die großen Erschütterungen der Kreuzzüge, waren die Gesetze und die Sitten mild, der Charakter der Zeit groß und einfach, ernst aber sanft; eben diesen Charakter tragen die Schriften, die Kunstwerke und überhaupt alle Denkmahle dieser Zeit. Eine Zeit, die doch gewiß nicht ganz so unwissend und ungebildet war, als man sie oft schildert, wenn gleich im Mittelalter wie im Alterthume, die Zeiten, wo Nationen und Staaten gegründet wurden, die Zeiten der Gesetzgebung, denen der Kunst und der allgemeinen Verfeinerung vorangingen, welche nur zu oft auch die Auflösung der Sitten und des Staats mit sich führt. Die zweite Periode des

Mittelalters unter den Kreuzzügen, ist wunderbar kühn, schwärmerisch begeistert und alles unternehmend, im Leben wie im Gebiete der Fantasie. Die dritte Periode, von Rudolph dem Ersten bis auf Maximilian, ist in Rücksicht der Sitten und Verfassung verwildert zu nennen. Der Unwissenheit, und des Mangels an Cultur ist aber wohl schwerlich ein Zeitalter zu beschuldigen, in welchem nicht bloß das Mittelmeer wie einst in der schönsten Zeit der Griechen, sondern auch das baltische, den Alten ein fast unbekannter, schauerlicher Norden, beide mit reichbeladenen Schiffen, die Küsten mit blühenden, mächtigen Handelsstädten bedeckt waren; ein Zeitalter in welchem die Baukunst einen ganz neuen Schwung nahm, die Mahlerei eine hohe, noch nie gesehene Vollkommenheit und Ausbildung erreichte; wo die Philosophie, fast zu verbreitet, eine Angelegenheit des Lebens und des Staats wurde; alle historische und literarische Kenntnisse, die sich dem Zeitalter nur irgends darbothen, mit leidenschaftlicher Begier und Sehnsucht ergriffen, Naturkunde und Mathematik mit rastloser Mühe durchforscht und angebaut wurden, bis die beiden großen Entdeckungen, durch welche der Geist des Menschen erst mündig geworden ist, die Entdeckung des andern Welttheils und des Sternenlaufs, der Erde und des Himmels in ihrer wahren Größe den forschenden Fleiß der Jahrhunderte krönten. Nicht also der Unwissenheit ist diese Zeit des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts zu zeihen, sondern vielmehr aller der sittlichen Ausschweifungen und Gebrechen, die im Gefolge des Handels und der höheren Geistesbildung so oft zu erscheinen pflegen. Wenn indessen die Verwilderung in den Sitten, die Härte und Grausamkeit in manchen Gesetzen und Einrichtungen dieser Zeit nicht geläugnet werden kann, so ist eben so unläugbar, daß diese Auflösung in den sittlichen Verhältnissen, nicht bloß Schwäche und Erschlaffung, daß in der Verwilderung noch eine große sittliche Kraft vorhanden war.

Am meisten bewährte sich diese sittliche Kraft in dem noch wirksamen Rittergeiste, der in dem Adel und Fürstenstande herrschend geworden war, der aber bei den verschiedenen Nationen Eu-

ropa's auch eine merklich verschiedene Gestalt annahm. In Spanien behielt er am meisten die ursprünglich religiöse Richtung. Der Hang zu kühnen kriegerischen Abentheuern blieb herrschend in allen jenen durch ihre Sitten und Verhältnisse damahls noch verbundnen Ländern, in der Normandie und England, in Frankreich und Burgund. In Deutschland nahm der Rittergeist, da die alten Bande mit der Kirche sich trennten, mehr eine patriotische Richtung, durch Muth und Tapferkeit das Recht und das Vaterland wieder herzustellen. Nicht nur in mancherlei zugleich ritterlichen und vaterländischen Verbündungen und Eidgenossenschaften zeigte sich dieß, sondern auch in der Geschichte der deutschen Könige und Kaiser damahliger Zeit. Rudolph von Habsburg war wegen seiner Rittertugend zur Königswürde erhoben; durch die allgemeine Stimme zum Retter der bedrängten Zeit berufen; eine Wahl des ganzen Volks, wenn auch nicht der Form, doch dem Wesen nach, wie jene, durch welche einst der erste Konrad, König der Deutschen und Stifter des Reichs ward. Aber auch in den nachfolgenden Wahlen zeigte sich dieselbe allgemeine Verehrung ritterlicher Tugend. Auch von seinem unglücklichen aber edlen Nachfolger, Adolph von Nassau, konnte man, da er im Kampfe gegen Albrecht blieb, sagen: es sei der edelste der deutschen Helden gefallen. Heinrich von Luxemburg galt in Deutschland wie in Italien an allen ritterlichen Tugenden, für die Blume des Adels; ihm gelang es wie Rudolphen durch die reiche Erwerbung Böhmens, die Größe seines Hauses zu gründen; und auch an Geisteskraft als Gesetzgeber und Wiederhersteller hoffte man ihn Rudolphen ähnlich zu sehen, als ein frühzeitiger Tod ihn dieser Hoffnung entriß. Einfach ist das Leben des großen Rudolphs; vor seiner Erhebung gab er viele schöne und rührende Beweise, daß er durch Kriegsmuth, Biedersinn, und wahre Frömmigkeit derselben würdig war, als eben so viele Vorbedeutungen seiner künftigen Größe. Nachdem das Reich unter seiner Obhut war, hatte er nur das eine Geschäft, des Rechts zu pflegen und das Reich wieder herzustellen; wie so manche der alten Kaiser, herrschte er ohne übermächtige Stammgüter dennoch groß, mit starker Hand

nur durch sich, durch das was er war, und wie er geehrt ward. In das hellste Licht tritt Rudolphs Charakter in seinem großen Kampfe mit dem mächtigen Ottokar; ein Schauspiel, wie die Geschichte nur wenige darbietet. Auf der einen Seite Tapferkeit, mit Milde und Weisheit gepaart, auf der andern Seite Heldenmuth, aber ein stürmischer, herrschsüchtiger, leidenschaftlich grausamer, von Stolz verblendeter. Glück und Sieg entschieden dießmahl für die Tugend. Das schöne Oesterreich, welches in den Unruhen des Zwischenreichs nach dem Aussterben der Babenberger als erledigtes Reichslehen, mehr als jedes andre deutsche Land, im Streit mehrerer gleich ungültiger Ansprüche, zerrüttet worden war, entrissen seine Siege dem im Lande verhaßten Ottokar, und auf diese Erwerbung gründete Rudolph mit Zustimmung aller deutschen Reichsstände die künftige Macht seines Hauses, welches jetzt von der einen Seite Oesterreich beherrschend, von der andern die alten in Schwaben, Elsaß und in der Schweiz weit verbreiteten Stammgüter erhaltend und erweiternd, die schönsten Länder des südlichen Deutschlands umfaßte.

Nicht bloß die innere Ordnung und Ruhe, sondern auch die äußere Würde und Größe des Reichs trachtete Rudolph zu erhalten. Mit Sorgfalt behauptete er die alten Rechte auf Burgund; er hatte dieß Königreich seinem Hartmann bestimmt, bis der Rhein ihm den Liebling raubte. Es waltete ein sonderbar unglückliches Gestirn über die Söhne und Enkel des großen, im eignen Leben so glücklichen Kaisers. Nach altem deutschen Herkommen hätte eine so glorreiche Regierung wie die seinige, seinem Hause einen fast sichern Anspruch auf die Nachfolge geben müssen. Aber die Zeiten waren nicht mehr die alten; wenn sich auch der Sinn der Nation darin noch kraftvoll bewährte, daß man nicht wagen durfte, einen andern als durch hohe Tugend geadelten Helden zur Wahl zu bringen, so lag doch schon darin, daß man die Wahl eines Mächtigen vermied, das deutliche Bekenntniß von der Denkart der deutschen Fürsten, lieber unter einem schwachen Kaiser ihre eigne Macht von dem Ganzen sich absondernd zu vermehren, als die schwere Pflicht der kaiser-

lichen Würde selbst auf sich nehmen zu wollen. Noch ein andrer schädlicher Einfluß zeigte sich bei den Kaiserwahlen; Jahrhunderte lang hatte man blutige Fehden darüber geführt, ob der geistlichen Macht das Recht bestätigender Anerkennung einer Wahl gebühre, welche doch nicht bloß den Deutschen einen König, sondern der ganzen Christenheit ein Oberhaupt geben sollte; jetzt rühmte sich ein Erzbischof von Mainz, deutsche Könige ab- und einsetzen zu können nach Belieben! Dazu kam, daß die Könige von Frankreich fortdauernd nach der Krone strebten, ihren Einfluß auf die in Frankreich residirenden Päpste benutzten, um Partheiungen in Deutschland zu erregen. Jene Gesinnung der Fürsten und diese Partheiungen waren Ursache, daß des großen Rudolphs Wünsche, die Kaiserwürde, welche er so glorreich verwaltet hatte, seinem Hause zu erhalten, erst in späterer Zeit in Erfüllung gingen. Die Versagung der gehofften Krone mochte Albrechts Gemüth erbittert und härter gemacht haben; da er sie endlich erreicht hatte, mußte er sie erst durch Krieg und den Tod des Gegners auf seinem Haupte befestigen, um Krone und Leben bald unter der mördrischen Lanze eines von Zorn und Haß verblendeten Jünglings, seines eignen Neffen, zu verlieren. Kaiser Albrecht war nicht so milde und großmüthig wie Rudolph, doch wird man es ihm nicht absprechen können, daß er bei seiner Härte und Strenge, die Gerechtigkeit wie sein Vater ehrte. Wenn man was in der Schweiz geschah, grade ausschließend ihm Schuld giebt, wenn man, damit das Gemählde der Befreiung desto lebhafter wirke, sich ihn desfalls als den grausamsten Unterdrücker ausmahlt, so urtheilt man wie oft geschieht, mehr nach den zufälligen Folgen als nach der reinen Thatsache und dem Geiste der Handelnden im Zusammenhange ihrer Zeitverhältnisse. Nicht Albrechten oder irgend einen einzelnen Fürsten und Herrn, sondern den ganzen Adel dahmaliger Zeit trifft der Vorwurf, daß er seine Herrschaft jetzt drückender und härter machte, als sie ursprünglich sein sollte und in früherer Zeit gewesen war. Wenn aber das kriegerische Gebirgsvolk auch in seinem ersten Freiheitskampfe nur diesem Uebermaaße Schranken setzen wollte, so wird man schwerlich behaupten können,

daß in ihren fernern Unternehmungen Mäßigung immer beobachtet, oder die gerechte Sache stets auf ihrer Seite gewesen sei. Für Deutschland war Albrechts Tod unstreitig ein großer Verlust; auch ein strenger Kaiser wäre besser gewesen als die nachfolgenden Partheiungen. Die herrlichen Hoffnungen, welche der ritterliche Heinrich von Luxemburg erregt hatte, wurden durch einen frühzeitigen Tod dahin gerissen. Die streitigen Ansprüche auf Böhmen unterhielten eine unglückliche Uneinigkeit zwischen dem luxemburgischen und dem österreichischen Hause, erzeugten jene zwiefache Königswahl, da nebst Friedrich dem Schönen, dem dritten Kaiser aus Habsburgs Stamme, durch den Einfluß des böhmisch-luxemburg'schen Hauses, auch Ludwig der Baier zur Krone berufen ward. Die Geschichte seiner langen Regierung ist nur ausgezeichnet durch den Kampf mit Friedrich dem Schönen, durch den erneuerten heftigen Streit mit der Kirche, und die nicht immer gerechte Vermehrung seiner Stammländer mit Brandenburg, Tirol und Holland. Er war nicht von jenem ritterlichen Geiste beseelt, welchen wir in den andern Kaisern jener Zeit bemerken, durch den unter allen mächtigen Fürstenhäusern damahliger Zeit keines so sehr sich auszeichnete als das österreichische. Wem ist es unbekannt, wie Kaiser Friedrich der Schöne nach langen Kriegen durch eine verlorne Hauptschlacht in die Gefangenschaft des Gegners gerathen, von ihm mit großer Härte behandelt, zu dem nachtheiligsten Frieden gezwungen ward, um frei zu werden; wie er dann von dem Ungestüm und dem Unwillen seines treuen aber ruhmbegierigen Bruders Leopold an der Erfüllung des Vertrages verhindert, ganz anders wie in spätern Zeiten König Franz der Erste, der Ehre und seinem Worte treu, sich selbst seinem Feinde wieder zum Gefängniß stellte? — Thaten wie diese sind auch in den Geschlechtsbüchern der Könige helle Ehrenzeichen des wahren Ruhms. Selbst Ludwig des Baiern Herz ward davon erschüttert, obwohl nicht auf lange.

Des edlen Friedrichs Aufopferung brachte Deutschland noch keine Ruhe. Baiern und Böhmen unter den ersten Luxemburgern dachten nur auf sich; daher wurden sie unter sich uneins. Beide

ſtrebten ſie nach dem Reiche, aber auf die Würde des Reichs wollten ſie nur den Glanz und die Größe des eignen Hauſes gründen. Daher iſt ihre Regierungsweiſe ſich ungeachtet der Uneinigkeit ähnlich, ihre abgeſonderte Herrſchaft aber von kurzer Dauer geweſen. Rudolphs Stamm ſuchte den Ruhm mehr im Großen, und darum iſt Oeſterreich nach vielem und langem Unglücke deſto glorreicher wieder emporgeſtiegen.

Es waren jetzt nicht mehr die großen Partheien der Kirche und des Kaiſers, der Guelfen und der Ghibellinen, welche Deutſchland theilten, nicht die alten deutſchen Völkerſtämme der Schwaben, Franken, Sachſen und Baiern, welche den König wählten. Aus der allgemeinen Auflöſung treten nur die Fürſtenhäuſer von Böhmen, Baiern und Oeſterreich als eben ſo viele Partheien heraus. Der Zwieſpalt der böhmiſchen und der bairiſchen Parthei ward abſichtlich von Frankreich unterhalten. Wenn Karls des Vierten lange Regierung dem deutſchen Reiche eine Art von Ruhe und Frieden wieder gab, ſo war dieß alles nicht ſo, wie es hätte ſein ſollen, und verdient nicht das Lob, welches man oft an Karls Werk, weil es dem Wunſche der Mächtigen entgegen kam, verſchwendet hat. Die Verfaſſung, welche er Deutſchland gab, war keine Wiederherſtellung der alten Nationalfreiheit und Königswürde. Dazu hätten vor allem die ehemahligen Nationalherzogthümer in Schwaben und Franken wieder aufgerichtet werden müſſen, wie es die öſterreichiſchen Kaiſer mehreremahl wollten; deren Grundſätze für die Verfaſſung des Reichs von denen der bairiſchen und böhmiſchen ſehr verſchieden waren. Ungeachtet der heiligen Zahl Sieben, welche für die Zahl der Churfürſten feſtgeſetzt ward, war das Ganze der goldnen Bulle ſehr willkührlich nach damahligen Nebenrückſichten zuſammengeſetzt; ein Werk ohne wahre innere Einheit, durch welches, wie in ſpätern Zeiten durch den weſtphäliſchen Frieden, die großen Staatsübel nicht von Grund aus geheilt, ſondern nur in ein leidliches Verhältniß geſetzt und eben dadurch dauernd gemacht wurden. Indem der Kaiſer einige Mächtige ſo ſehr erhöhte und faſt unabhängig machte, gab er ſein ſchönſtes Vorrecht auf, der Schirmherr der allgemeinen Frei-

heit zu sein, und legte selbst den ersten Grund zu der innern Absonderung und Theilung von Deutschland, welche dann von Stufe zu Stufe den weitern Verfall der Kaiserwürde herbeiführte.

Böhmen jedoch erhob sich unter Karl dem Vierten zu einem Wohlstande und einer Bildung in Künsten, Wissenschaften und in der Bearbeitung der eignen Landessprache, daß es allen andern slawischen Nationen darin weit zuvoreilte. Daß er selbst in seiner Verfassung des deutschen Reichs auf die zahlreichen slawischen Bewohner desselben Rücksicht genommen, für ihre Rechte, Herkommen und Sprache durch eigne Anordnungen Sorge getragen, war der Gerechtigkeit gemäß; ein einzelner lobenswerther Zug an einem im Ganzen so unvollkommnen Werke. Obwohl von deutschen Ahnen stammend, war Karl der Vierte, in Böhmen geboren und erzogen, auch ganz ein Böhme geworden. In Beziehung auf Deutschland nannte ihn Maximilian wohl mit Recht einen Stiefvater des Reichs. Auch Burgund gab er zuerst bis auf den leeren Nahmen auf; und nebst Ludwig dem Baiern war er es vorzüglich, der die Kaiserwürde in Italien um ihr altes Ansehen brachte. Karl der Vierte besaß nicht jene ritterlichen Tugenden, welche seinen Ahnherrn Heinrich zur Zierde und zur Freude der deutschen Nation gemacht, dem Könige Johann hohen Ruhm in allen Landen Europa's erworben hatten. Durch Eigenschaften andrer Art, durch ausdauernde Thätigkeit, Kenntniß und Klugheit ward seine Herrschaft für Böhmen wahrhaft wohlthätig und glänzend, für Deutschland wenigstens scheinbar, bis die üblen Folgen in der spätern Geschichte sich zeigen. Tiefer aber als unter seinem Sohne, dem abgesetzten Wenzel, schien die Kaiserwürde nicht sinken zu können.

So sollte also das große Werk der Wiederherstellung Deutschlands, welches Rudolphs Kraft begonnen hatte, sich nicht unmittelbar nach ihm vollenden, es sollte noch ein Mahl eine Art von Zwischenreich und eine lange Zeit der Verwirrung eintreten, und erst dann von seinen späten Enkeln, Maximilian und Karl das Reich und das Kaiserthum wieder zu ihrer alten Würde erhoben werden! —

Welche großen Kräfte selbst damahls noch in dem deutschen Staatskörper vorhanden waren, ungeachtet dieser schon merklichen Auflösung des Ganzen, das beweisen mehrere herrliche Erscheinungen merkwürdiger und mächtiger einzelner Staatsvereine die sich eben in dieser Zeit der Auflösung im Umkreise des deutschen Reichs bildeten. Die Schweiz, die Hanse, und die Herrschaft des deutschen Ordens am baltischen Meere, sind diese merkwürdigen großen Erscheinungen. In den ersten schweizerischen Kämpfen hat sich dieselbe Kraft wirksam bewiesen, die in vorigen Zeiten in den nordischen Wäldern der römischen Uebermacht Widerstand leistete; der alte Stand der Freien, jene kriegerische Grundkraft des Volks, hatte sich auf diesen Gebirgen reiner als in den niedern Gegenden erhalten. Glücklich, wenn die edlen Schweizer, unter milder Schirmherrschaft, in selbem freien Zustande und mit dem Reiche verbunden geblieben wären! Daß der feste Muth und Handschlag weniger Männer, einen Bund auf Jahrhunderte, ein Volk und einen Staat zu gründen vermochte, wird immer bewundernde Theilnahme erregen. Bald aber nahm ihre Kriegslust eine ganz andere Gestalt an, als da sie zuerst nur einigen besondern Bedrückungen Schranken setzen wollten. Sie wurden die Angreifer und Eroberer; es bildete sich zwischen dem kriegerischen Gebirgsvolk, und dem Adel und Ritterstande, eine Art von Bürgerkrieg, der sich oft in andere Gegenden zu verbreiten, und ganz Deutschland zu umfassen drohte. Mehr noch als die herrlichen Kräfte, die als ein Opfer dieses Kampfes fielen, war die Trennung selbst zu beklagen. Der Verlust der Schweiz traf nicht Habsburg allein; es war der erste große Stoß, welchen nicht bloß das Reich, sondern Deutschland erhielt. Auch die Schweiz genoß bei innern Bürgerkriegen damahls nicht des ruhigen Glücks, welches ihr andre Verhältnisse in spätern Jahrhunderten gesichert haben. Ihre Macht und ihr Kriegsruhm stieg in kurzem außerordentlich; der Einfluß aber, welchen sie als bezahlte Streiter der kriegführenden Mächte, auf die europäischen Angelegenheiten im fünfzehnten Jahrhunderte hatten, war weder für das Wohl des Ganzen vortheilhaft, noch des Schweizervolks würdig.

Die Gründung eines neuen mächtigen deutschen Staates an der Ostsee, Preußen unter dem deutschen Orden, ist wie die frühern deutschen Colonien, durch welche das ursprünglich ganz slawische Schlesien eine blühende deutsche Provinz wurde, andre, durch welche in Ungarn und Siebenbürgen, Bergbau und städtische Bildung befördert ward, ein Beweis von der innern Stärke, der Bevölkerung, und der Cultur des damahligen Deutschlands.

Einen noch größern giebt die Hanse, jener deutsche Städtebund, der Epoche gemacht hat in der Geschichte des Welthandels, dessen Macht und Einfluß sich bald, das baltische Meer beherrschend, auf die nordischen Königreiche erstreckte, dessen hohe Cultur und städtische Verfassung den griechischen und italienischen Handelsstädten an die Seite gestellt werden kann. Wenn gleich in Deutschland keine einzelne Stadt so große Macht wie Venedig erreichte, wenn Venedig die Schlüssel des orientalischen Handels meist für ganz Europa in Händen hielt, so war Deutschland hingegen in Fabriken und mechanischer Kunst Italien überlegen. Merkwürdig war die ganze Form dieses deutschen Städtevereins; es erwachte hier wie in der schweizerischen Eidgenossenschaft, der alte, in der frühesten germanischen Verfassung und Sitte schon sichtbare Bundessinn, die Neigung zu freien Bündnissen aller Art, zum Schutz und Schirm der allgemeinen Kraft und Sicherheit.

So hatten also Volk, Ritter und Städte, jeder Stand einen eignen, neuen mächtigen Staat in Deutschland gegründet, nachdem das Ganze sich schon allmählig zu trennen begann; unter welchen Staaten besonders die Schweiz und die Hanse, in dem Gemählde deutschen Geistes, deutscher Kraft, und deutscher Bildung, eine bedeutendere Stelle einnehmen. Ungleich größer noch durch seine Folgen für die Weltgeschichte ward der neue deutsche Staatenverein, der durch die ritterlichen Tugenden und unerschütterlichen Grundsätze des edelsten Fürstenhauses errungen ward; der österreichische Völkerbund. Ein Gebäude zu dem schon Rudolf den Grund entworfen, welches auch bei allem Unglück, das einzelne Fürsten dieses Hauses, in der Zwischenzeit von Rudolph bis auf Maximilian oft hart be-

drängte, nie aus den Augen verloren ward, und zu dessen weitern Ausführung viele österreichische Fürsten, die auch nicht zur Kaiserwürde gelangten, durch Rittersinn und Tapferkeit, wie durch weise Gesetze, wesentlich beigetragen haben. Um aber dieses Gemählde in seiner Größe entwerfen zu können, ist es nöthig, erst noch einen Blick auf das übrige Europa zu richten, da aus der Auflösung der alten Verhältnisse, jetzt so wohl die Nationen mit mehr entwickeltem Charakter, als auch die Staaten mit neu befestigter Macht hervortraten, und das große Zeitalter Maximilians, und Karls des Fünften vorbereiteten. —

In Italien hatten nur zwei Staaten eine selbstständige, und sich gleich bleibende Politik: Rom und Venedig. Beider Unabhängigkeit war sicher gegründet. Venedig in der Mitte zwischen dem griechischen Kaiserthume und dem Abendlande gelegen, war die größte Seemacht des Mittelmeers geworden. Von Neapel konnte nur die Frage sein, wer es beherrsche; und während der Handel auf dem Mittelmeere blühte, war, nachdem das Blut der Hohenstaufen einen Rächer in dem Könige von Arragonien gefunden hatte, die Verbindung Siciliens mit dem südlichen Spanien die natürlichste. Die größte Gährung, aber auch die Entwicklung der herrlichsten Geisteskräfte, fand in den nördlichen, ursprünglich zum deutschen Reiche gehörigen Ländern Statt, in Mailand und Florenz. Groß war die Macht der Visconti, größer der Einfluß der Medicäer auf den Geist Italiens, und der ganzen gesitteten Welt. Poesie und Baukunst, Mahlerei und alte Literatur nahmen einen herrlichen Aufschwung, und nachdem der römische Stuhl durch die französische Abhängigkeit, durch die streitigen Papstwahlen von seinem europäischen Einflusse und Ansehen viel verloren hatte, behauptete Italien, doch auf eine neue Weise seinen alten Vorrang, indem die italienische Cultur in ihrer Verbreitung bei andern Nationen, ein allgemeines Band für ganz Europa wurde. Ein Band das von ganz freier Art, und sehr wohlthätig war, noch wohlthätiger hätte werden können, wenn nicht die Kirchentrennung es aufgelöst hätte. An der italienischen Bildung nahm besonders was alte Literatur betrifft,

Deutschland den unmittelbarsten Antheil; Deutschland, welches vor der Entdeckung der beiden Indien den europäischen Handel mit Italien theilte, in allen Künsten mit ihm wetteiferte. Ueberhaupt war die Verbindung der beiden Nationen durch den Handel und die alte Gewohnheit sehr groß, besonders in dem nördlichen Theile Italiens, in Venedig und Mailand, wo selbst die Sitten näher und der Geschmack dem deutschen weniger unähnlich war. Lange wirkte noch die alte Verehrung der Kaiserwürde, die gewohnte Vorstellung von der deutschen Macht. Dante und Petrarca, setzten noch ihre begeisterte Hoffnung auf die deutschen Kaiser, als die Herrschaft in der Heimath selbst schon immer beschränkter ward; und noch Machiavell sucht es seinen Landsleuten erst zu erweisen, daß Deutschlands Macht ungeachtet alles Anscheins von Größe, in der That nicht so beschaffen sei als man denke, und ihrem Untergange mit starken Schritten entgegen eile.

So wohlthätig als der Einfluß italienischer Bildung für das übrige Europa, so schädlich ward die italienische Politik, welche zuerst in Frankreich, nach und nach an den meisten übrigen europäischen Höfen Raum gewann, und nachgeahmt ward, und welche bei herrschendem Zwiespalte und Eigennutze alle Mächte in einen anerkannten oder heimlichen Krieg Aller gegen Alle versetzte. Der Mittelpunkt dieser italienischen Politik und aller ihrer vielverschlungenen Verhältnisse, war Florenz und Mailand, wo die Anarchie einen steten Wechsel erzeugte, in deren Strudel auch Venedig und Rom, und bald Neapel, Spanien und Frankreich hinein gezogen ward. Selbst in Italien war es in einem kleinern Spielraume, an der Geschichte der Visconti, der Medici, der Sforza, und so mancher andrer kleiner Herrn und Tyrannen sichtbar, wie bürgerliche Zwietracht, plötzliche Auflösung der alten Sitten und Verhältnisse, unvermeidlich und unaufhaltsam zur unumschränkten Alleinherrschaft führe. In einem größern Maßstabe zeigt sich das schnelle Wachsthum der königlichen Macht in diesem Zeitraume, in Frankreich, England, ja auch in Spanien. Frankreich stand im Mittelalter an Cultur und innerm Wohl-

stande, hinter Italien und Deutschland weit zurück; für die Entwicklung des Rittergeistes der hier besonders herrschend blieb, ist die Geschichte der Normannen, dann der Engländer, während sie einen Theil von Frankreich beherrschten, die Geschichte von Burgund glänzender und reicher als die Geschichte des eigentlichen Frankreichs selbst. Am auffallendsten ist die frühe Begründung der königlichen Macht, wozu freilich ein Grund schon in der Lage des Landes und der Hauptstadt sich finden läßt, wie in der alten Verfassung der fränkischen Könige, demnächst aber in dem unausgesetzten und ungetheilten Bestreben der Herrscher. In dem großen Kampfe zwischen England und Frankreich, entwickelten sich von beiden Seiten viele kriegerische Tugenden und merkwürdige Charaktere, unter denen für den Rittergeist und die Sitten der damahligen Zeit, keiner so merkwürdig ist, wie der der Jungfrau von Orleans. Diese zweite Stifterin und Retterin des französischen Throns, hat das Schicksal gehabt, welches bei jener Nation großen Charakteren oft zu Theil geworden ist, erst leidenschaftlich vergöttert, und dann wieder eben so tief erniedrigt zu werden. Nachdem der Neid und Verrath der eignen Waffengenossen die Heldin dem Flammentode Preis gegeben hatte, ward sie vergessen, und es verstrich ein Zeitraum, ehe der, welcher doch nur durch sie König war, sich der Pflicht erinnerte, den Adel ihres Ruhms wieder herzustellen. Auch in neuern Zeiten diente der schönste Nahme und Charakter, welchen die französische Geschichte aus der romantischen Mittelzeit aufzuweisen hat, nur zum Gegenstande des Mißbrauchs. Ein vortrefflicher deutscher Dichter hat die Heldin Frankreichs zuerst wieder verherrlicht; dennoch steht die Wahrheit der Geschichte noch weit über dieser poetischen Darstellung. Johanna führte das Schwert wie die Fahne, als Siegeszeichen dem Heere voran, aber weit entfernt von unweiblicher Grausamkeit oder Blutvergießen, ist zwar sie selbst mehrmahls verwundet worden, hat aber nie getödtet, oder Blut vergossen, noch ist andre irdische Neigung in ihr Herz gekommen, als die für das Vaterland, für den Abkömmling des heiligen Ludwig, und für Frankreichs Lilien, deren Glanz zu retten sie

sich oft in das Schlachtgewühl gestürzt hat, und endlich in den Flammen gestorben ist.

Nachdem der große Kampf mit England durch jene Heldin und Englands innere Zwietracht, für Frankreich glücklich geendet war, sehen wir die Allgewalt in dem mißtrauischen und grausamen Ludwig den Eilften schon vollkommen befestigt; wie jederzeit nach großen Erschütterungen des Staats, die Herrschaft mit verdoppelter Macht wiederkehrt.

* * *

Schwer ist es, das, worin der eigenthümliche Charakter der Nationen besteht, richtig aufzufassen und die einzelnen Züge, die ihn auszeichnen, zu bestimmen und anzugeben. Erscheint ja selbst im Einzelnen der Mensch dem beobachtenden Geiste oft wie ein schwer zu lösendes Räthsel, und wie wunderbar mannichfaltig entwickelt sich nicht erst die menschliche Natur in dem weiten Spielraume der Weltgeschichte. Grade dieß aber ist das Anziehendste und Lehrreichste in der Geschichte, indem wir jeden merkwürdigen bedeutenden Nationalcharakter als eine eigenthümliche und neue Entwicklung des Menschengeistes, und als eine Bereicherung unsers eignen Wesens betrachten. Wenn gleich nun der ganze Charakter einer Nation nach allen seinen Eigenthümlichkeiten höchstens nur in einer ausführlichen Darstellung angedeutet und entfaltet, auch da oft mehr gefühlt als begriffen, und nie in wenigen bestimmenden allgemeinen Worten zusammengefaßt werden kann, so läßt sich doch wenigstens im Allgemeinen angeben, worauf man dabei den Blick zu lenken habe; in welchen Bedingungen die ersten Grundzüge desselben zu suchen, durch welche Erschütterungen die völlige Entwicklung desselben veranlaßt sei. In dieser Beziehung und in diesem Sinne kann man sagen, daß der Charakter aller der großen Nationen des westlichen Europa, die im fünfzehnten Jahrhunderte zu einem Systeme gebildeter Staaten wurden, der Italiener, Franzosen, der Engländer und der Spanier, aus zwei Haupt-

elementen sich erkläre, aus der besondern Form, welche die Völkerwanderung bei einer jeden dieser Nationen angenommen, und aus dem Einflusse, welchen die Kreuzzüge und das Ritterwesen auf jeden Staat insbesondere gehabt haben; so wie man für die spätern Zeiten im Allgemeinen festsetzen kann, daß sich der Charakter eines jeden europäischen Staates und jeder Nation wie ihre Cultur bestimme nach dem Einflusse, welchen der indische Welthandel auf eine jede hatte, und nach der eigenthümlichen Form, welche die Reformation bei ihr annahm.

Die Völkerwanderung also und die Kreuzzüge nach der Gestalt, welche sie bei jeder Nation annehmen, nach der Einwirkung, die sie auf jedes Land hatten, bestimmen den verschiedenen Charakter der europäischen Völker. Gothen und Araber mußten verschmelzen, damit der Geist des Spaniers gerade so würde. Der stete, Jahrhundert lange Kampf gegen die Mahomedaner, hier in der Heimath selbst, nicht bloß in entfernten Landen nur Abentheuer und Ruhm suchend, sondern für das Vaterland, für den eignen Heerd gefochten, gab dem spanischen Geiste den ernsten Schwung, der eine bleibende Eigenschaft der Nation wurde. Aus angelsächsischen und normännischen Elementen ist die englische Verfassung hervorgegangen; in dem Rittergeiste der Kreuzzüge hat sich der damahlige hundertjährige Kampf zwischen England und Frankreich entflammt, in welchem beide Nationen und Staaten erst ihre ganze Kraft entwickelten; durch den levantischen und byzantinischen Handel hat die italienische Cultur ihren eigenthümlichen Charakter erhalten, was auch ohne türkische Eroberung von Konstantinopel, und ohne griechische Flüchtlinge eben so, wenn gleich etwas später und langsamer geschehen sein würde.

Nachdem die europäischen Nationen nicht mehr vereint einen gemeinschaftlichen Feind im fernen Morgenlande bekriegten, wandten sie ihre Kraft desto mehr gegen einander, wie England und Frankreich, oder es gründete und vollendete sich der Staat ganz in sich selbst, wie es in Spanien geschah. Das innere Bedürfniß der Staaten selbst, und der Zustand des Adels, führte fast bei allen westlichen Nationen gleichmäßig diese veränderte Verfassung herbei.

Das Ritterthum und die damit verbundene strenge Ordnung adelicher Sitten wurden nie allgemein. Auch das Band, was die Kirche sonst für alle Nationen Europa's und für alle Stände jeder Nation gewesen, war um vieles schlaffer und schwächer geworden. Je mannichfaltiger und verwickelter jetzt die Lehensverhältnisse sich verschlungen hatten, je weniger wurde die Lehensverbindung selbst heilig gehalten. Es mußte unter dem fast unabhängig gewordenen, die Hoheitsrechte der höchsten Staatsgewalt ausübenden, und dadurch diese zersplitternden Adel, in ihm selbst und in seinem Verhältnisse zu den andern Ständen ein Zustand der Verwirrung und der Gesetzlosigkeit eintreten. Aber eben dieser Zustand und die Noth führte zurück auf das Gesetz, und auf den geheiligten Stellvertreter desselben. Dieß war gut und nothwendig; glücklich war die Veränderung da zu nennen, wo die Grundsätze der ständischen Verfassung gereinigt wurden; sie ganz aufopfern oder vernichten, hieß nur ein Uebel mit dem andern vertauschen. In allen Ländern sehen wir daher in diesem Zeitraume die königliche Gewalt schnell zu einer solchen Höhe und Stärke anwachsen, von der sogar in der Folge in einigen Staaten durch die natürlich entstehende Gegenwirkung vieles ist nachgelassen worden. In Frankreich war der Anwachs der königlichen Macht schon seit lange vorbereitet; indem man selbst in der alten französischen Geschichte nur selten auf einen Charakter trifft, der wie Ludwig der Neunte nicht bloß Frankreich und die eigne Gewalt, sondern ganz Europa und das allgemeine Wohl im Auge hatte. Solche wohlthätige und wahrhaft große Charaktere sollte man in der Geschichte vorzüglich aufsuchen, und bei ihnen verweilen, statt daß die neuern Darsteller fast nur diejenigen Könige herausheben, welche, wie Philipp August, Philipp der Schöne und andre ähnliche, ihre Gewalt von allen Seiten zu vermehren mit Glück bedacht waren. Das ist es, was die Kenntniß der frühern Geschichte noch so sehr verdunkelt, daß die Geschichtschreiber nur zweierlei vor Augen haben, entweder die unumschränkte Alleinherrschaft, oder die allgemeine Gleichheit, die so schnell wieder zu jener führt. Die Geschichte würde schon darum eine Lehrerin des

Lebens und eine Schule der Weisheit zu nennen sein, wenn sie uns auch nur das Eine lehrte, jener herrschenden Denkart des Zeitalters und ihrem trügerischen Scheine zu widerstehen, und die Vorzüge der ständischen Verfassung aus Gründen zu erkennen; der ständischen Verfassung, wo ein starker, aber durch Gesetze geordneter Adel, die Gewalt der Könige nicht schwächt, die Freiheit des Volks nicht unterdrückt, sondern beide verbindet und gegenseitig belebt. — In Frankreich ward die königliche Gewalt selbst unter Ludwig dem Neunten vermehrt, unter Ludwig dem Eilften erscheint sie fast vollkommen. Nur die während des Kampfs mit England entstandene, schnell durch Glück und Verdienst der Herrscher angewachsne, neue burgundische Macht, hielt das französische Uebergewicht eine Zeit lang noch auf. Burgund, und besonders die Niederlande waren damahls durch betriebsamen Handel und Kunstfleiß vielleicht das reichste Land von Europa; alle Künste, die im Gefolge des Handels und des Reichthums bei einem lebhaften Volke sich zu zeigen pflegen, standen in der höchsten Blüthe, und schienen den Beherrscher eines solchen Landes zu so hochfliegenden Ansprüchen und Planen zu berechtigen, wie die Karls des Kühnen waren; bis eben diese großen Plane, zu heftig und unbesonnen verfolgt, an Ludwigs verborgnen Künsten und an der Schweizer Tapferkeit scheiterten. Was in Frankreich seit lange zur Vermehrung der königlichen Gewalt geschah, das entwickelte sich schnell und mit einem Mahle in England. Nach den glorreichen Eroberungen Eduards des Dritten, dem Siege des schwarzen Prinzen, dem Glücke Heinrichs des Fünften, welchen uns ein Dichter seiner Nation als die Blume und den Liebling derselben schildert, mit dessen zu frühzeitigem Tode die schönste Hoffnung jenes Heldenzeitalters zu Grabe ging, richtete sich Englands kriegerische Kraft gegen sich selbst in der blutigen Fehde der Yorks und der Lancaster, an Erbitterung und grausamen Thaten die alten Trauerspiele der Guelfen und Ghibellinen erneuernd. In den französischen Kriegen hatten sich die Engländer, dreifach stärkere Heere besiegend, mehrmahls als die erste der damahligen Nationen, nicht bloß an Tapferkeit, sondern auch in der Kriegskunst bewährt. Desto wilder

und zerstörender bei solcher Kraft war der innere Krieg, der wie jederzeit nach allgemeiner Ermattung von bürgerlichen Erschütterungen, im Frieden, der endlich erfolgte, zur vergrößerten Alleinherrschaft führte. Diese sehen wir Heinrich den Achten in einem Maaße wie kaum einen französischen König, und der alten Formen ungeachtet, im Grunde mit uneingeschränkter Willkühr üben. Nur allmählig und erst spät konnte es in Spanien zu einer Einheit des Ganzen kommen, da es ursprünglich nicht ein Reich, sondern aus zwiefachen Bestandtheilen zusammengesetzt war. Die von den Arabern nicht unterjochten Spanier in den nordischen Gebirgen, deren Anführer sich noch vom alten Königsstamme der Gothen herleiteten, und bald Leon und Castilien gründeten, von der einen, von der andern Seite Navarra, gestiftet von den Grafen in der fränkischen Mark, die sich unabhängig gemacht hatten; dieses waren die beiden Grundlagen der christlichen Macht in Spanien. Wenn gleich beide schon einmahl vereinigt, und einige der frühern spanischen Könige zu großer Macht gelangt waren, so ward diese doch durch die üblichen Theilungen immer wieder zerstückt. Portugal, von Castilien gestiftet, blieb getrennt; Aragonien, von Navarra gegründet, bildete ein eignes Reich. Castilien und Aragonien, das nördliche und südliche Spanien, waren an Sprache, Sitten, Verfassung und Bildung damahls noch mehr als jetzt verschieden. Das südliche Spanien kam durch den mittelländischen Handel früher in blühenden Wohlstand. Hier in Barcellona und Valencia, unter dem schönsten Himmelsstriche Europa's, war eben so wie im südlichen Frankreich jene liebliche von den ältern Italienern oft erwähnte provenzalische Dichtkunst, welche man die fröhliche Wissenschaft nannte, einheimisch. Das kriegerisch ernste Castilien erhielt später das Uebergewicht. In die Weltgeschichte greift Spanien erst ein, als es unter Ferdinand und Isabella vereint, Granada besiegt, und eine der großen Hauptmächte Europa's geworden war. In Ferdinands des Katholischen und Isabella's gemeinschaftlicher Herrschaft und Geschichte sind beide sorgfältig zu trennen. Ferdinand kann schwerlich von dem Vorwurfe befreit werden, die Vermehrung der Gewalt auch

durch ungerechte Mittel gesucht zu haben. Ganz anders die tugendhafte Isabella, deren Verstand nicht minder groß war als ihre reine Seele. Mit frommer Begeisterung entflammte sie ihre Ritter zum Kampfe, da es galt, den letzten spanischen Boden vom fremden Joche zu befreien; mit unermüdeter Thätigkeit sorgte sie im Frieden für das Beste des Landes. Ihr zur Seite stand der große Ximenes, zugleich ein Geistlicher im strengsten, vollsten Sinne des Worts, ein Gelehrter, ein tief durchschauender Staatsmann, und selbst ein Held an Muth und Kriegseinsicht, wenn es für das Vaterland galt gegen den alten Feind Spaniens und des christlichen Glaubens. Beide, Ximenes und Isabella, waren einander werth. Es ist diese Zeit reich an ungestümen, leidenschaftlichen herrschsüchtigen Charakteren, wie Karl der Kühne, Karl der Achte von Frankreich, an gehässigen, arglistigen, wie Ludwig der Eilfte, der gewaltthätige Heinrich von England. Nicht selten aber wird auch das Auge erfreut durch den Anblick hoher Tugenden; überall zeigte sich damahls jene Menge von großen Charakteren und ausgezeichneten Geistern, jene allgemeine Regsamkeit, jene Fülle von Leben in unerwarteter und schneller Entwicklung, welche einer wahrhaft großen Zeit vorangehen, einer solchen, die es nicht bloß durch äußere Erschütterung und zufällige Erwerbungen ist, sondern durch den Geist und durch die innere Kraft. Wenn Ferdinand der Katholische auch eben so sehr nach unumschränkter Herrschaft strebte, wie Heinrich in England, Ludwig in Frankreich, so konnte doch dieses Streben in dem freiern Spanien für jetzt noch weniger ausgeführt werden. Zu groß und fest geordnet war die Macht der Stände und der Reichsversammlungen. Außer dem Adel waren hier auch die Städte besonders mächtig, so daß es hier sogar während der innern Unruhen zu einem allgemeinen Ausbruch, zu einer Art von Bürgerkrieg wie in Deutschland zwischen dem Adel und den Städten kam. Der Rittergeist hatte in Spanien am meisten die Denkart der gesammten Nation durchdrungen, daher die hohe sittliche Kraft und Würde desselben, während dieses Zeitalters.

Keine andere Nation eilte der Entwicklung der neuen Zeit in Beziehung auf das eine große Ereigniß derselben, den neuen

indischen Welthandel, so schnell entgegen und allen andern Nationen darin zuvor, als die portugiesische. Hier war die Entdeckung Ostindiens durch plannäßig erweiterte Seereisen und vervollkommnete Schifffahrt, seit beinahe hundert Jahren vorbereitet, bis endlich der schönste Erfolg die kühnen Bemühungen krönte. Begreiflich ist es daher, weil alle Kräfte der Nation schon lange diese Richtung genommen hatten, daß in so kurzer Zeit alle die fruchtbarsten Küsten von Indien und Afrika, wie einst von arabischen, so jetzt von portugiesischen Schiffen, Handelsniederlagen, Pflanzstädten und festen Besitzungen angefüllt wurden. Wunder der Kühnheit und Tapferkeit, die an das ganz Unglaubliche gränzen, wurden von den Portugiesen in der kurzen Heldenzeit ihrer blühenden Macht verrichtet. Ihnen und dem glücklichen Gama fiel der schönste Antheil zu von der neuen Welt; denn sie erhielten den lebendigen Handel, Spanien zuerst nur todtes Gold. Statt des herrlichen, in den Erzählungen der Alten gepriesenen Indiens, das seine Seele suchte, fand der mit jeder Gefahr, mit endlosem Unglück, und dann noch mit Undank bis an seinen Tod ringende unglückliche Columbus, nur ein ungeheures, in Gestaltung der Pflanzen und Thiere, der alten Welt durchaus unähnliches, wildes, und von Wilden bewohntes Land, das erst späterhin, als auf Eroberung volkreiche Colonien folgten, eine Pflanzschule europäischer Menschheit, und europäischer Freiheit werden sollte. Damahls als plötzlich alle Reichthümer Indiens, in Portugals Hauptstadt zusammenflossen, seine Schiffe in allen Meeren herrschten, mochte das erstaunte Europa den portugiesischen Emanuel wohl den Großen nennen. Aber eben weil die portugiesische Nation ihre Kraft ganz in die neue Welt ergoß, hatte sie keinen, oder nur sehr geringen unmittelbaren Einfluß auf das europäische Staatensystem, und in der kurzen Dauer ihrer blühenden Macht, ist diese damahls an Muth und Geist so kühne Nation mit jener Pflanze zu vergleichen, welche nur wenige Stunden blüht, in dieser kurzen Blüthe aber an Glanz und Pracht alle anderen Gewächse überstrahlt.

Italien, noch mehr aber Deutschland verloren zunächst am meisten durch den neuen Welthandel. Beiden ward der größte

Theil ihres bisherigen Handels entrissen. Für Deutschland kam noch hinzu, daß der bisher sehr beträchtliche Reichthum der vaterländischen Berge im Werthe sank, ja fast unbedeutend ward, gegen den neuen Maßstaab der Schätze Peru's gehalten.

Je mehr das neue Zeitalter Maximilians und Karls, in seinem Reichthum an großen Erscheinungen eine kurze Weltgeschichte umfaßt, je nothwendiger ist es, die ganze damahlige Welt im Auge zu halten, um richtig zu beurtheilen, was der eine wie der andre Gutes und Großes gewollt und gethan haben.

Der Charakter der westlichen europäischen Nationen ward wie gesagt, bestimmt durch die besondre Form, welche die Völkerwanderung in dem Vaterlande einer jeden annahm, und durch die Art und nach dem Maaß der Einwirkung der Kreuzzüge, so wie des neuen indischen Welthandels. Dieses sind die fruchtbarsten Vergleichungspunkte für den verschiedenen Nationalgeist und für den Culturzustand der Italiener, Spanier, Franzosen und Engländer. Es läßt sich aber alles dieses nicht anwenden auf die nordischen und östlichen Völker, weil jene großen Weltbegebenheiten entweder bei ihnen nicht Statt fanden und keinen, oder doch keinen mittelbaren und nur entfernten Einfluß auf sie hatten. Der Nationalgeist und Culturzustand der nordischen und östlichen Völker läßt sich vielleicht am klarsten und fruchtbarsten bestimmen aus dem ursprünglichen Stamm-Charakter einer jeden, und aus dem Verhältnisse mit den asiatischen Staaten auf der einen, und aus dem was sie von der Cultur des westlichen und des südlichen Europa angenommen haben, auf der andern Seite. Nur einige Worte mögen daran erinnern, in welchem Verhältniß die wichtigsten dieser Nationen damahls zu dem europäischen Staatensysteme und zu der großen neuen Zeit, die sich entwickelte, im Allgemeinen standen.

Dänemark hatte zu der Zeit der Hohenstaufen, da die deutsche Kraft ganz auf Italien gerichtet und im innern Kampfe begriffen war, sich im nördlichen Deutschland und an der deutschen Küste des baltischen Meeres stark erweitert. Dieser Einfluß verschwand wieder, und die mächtigen deutschen Hansestädte, Meister in der Schiffbaukunst und Beherrscher der Ostsee, machten die

drei nordischen Reiche vielmehr von sich abhängig. Vereint wie sie im fünfzehnten Jahrhunderte waren, hätten sie ein mächtiges Reich bilden können. Aber es war eine Verbindung ohne vollkommene Einheit; schon waren die Gährungen vorhanden, welche bald nachher Schwedens Trennung herbeiführten, und es unter Wasa's Nachkommen zu einer so großen Macht erheben, ihm so entscheidenden Einfluß auf die europäischen Angelegenheiten verschaffen sollten. Damahls hatten die drei vereinten nordischen Reiche, mit sich allein beschäftigt, noch keinen oder nur geringen Einfluß auf das europäische Staatensystem. Ganz außer dem Umkreise desselben lag Rußland; nur seine großen mächtigen Handelsstädte standen in Verbindung mit der deutschen Hanse. Schon in frühern Zeiten sehr mächtig, hatte es mit der christlichen Religion auch manche Cultur von Constantinopel her angenommen. Es war aber in dieser byzantinischen Cultur nie die rege und lebendige Kraft wie in der abendländischen, aus der Mischung der Römer und Deutschen entstandenen Bildung. Alles ward wieder zerstört unter dem Druck der Mongolen, die unter Dschingischan und seinen Nachfolgern das gesammte nördliche Asien beherrschten, auf der einen Seite in Schlesien große Schlachten lieferten, auf der andern mit Japan Krieg führten, Pohlen und Ungarn verwüsteten, und das übrige Europa mit Besorgniß und Schrecken erfüllten. Erst jetzt gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ward Wasiliewitsch, den man den Großen nennt, Wiederhersteller des russischen Reichs, von welchem man damahls nur, wie von einer fremden Welt, durch wunderbar abentheuerliche Erzählungen wußte. Pohlen war jetzt durch Rußlands Fall und den Verein mit Lithauen ein mächtiges Reich geworden, aber noch ganz kriegerisch, nur mit seinem Innern beschäftigt und ohne Einfluß auf das europäische Staatensystem. Selbst seine Kriege und Verhältnisse mit den deutschen Rittern in Preußen waren ohne bedeutende Wirkung für das Ganze des deutschen Reichs. Pohlen gehörte zwar schon durch die römisch-katholische Religion seit der Annahme des Christenthums dem europäischen Staatensysteme an; aber die alte Verbindung Pohlens mit Deutschland hatte sich allmählig aufgelöst; es konnten die

deutschen Colonien hier auf die städtische Cultur und auf das Ganze nicht den Einfluß gewinnen wie in Ungarn, da sie in die eine Provinz Schlesiens zusammengedrängt waren, um so mehr, da auch diese bald von Pohlen getrennt und mit Böhmen vereint wurde. So begründeten sich in diesem an neuen Kräften so fruchtbaren Zeitalter die Reiche, entwickelten sich die Nationen, bereiteten sich wichtige Begebenheiten vor, standen große Männer auf, selbst in den von dem westlichen und mittleren Europa am weitesten entlegenen und abgesonderten Ländern. Ein sehr wichtiges und thätiges Glied in dem damahligen Staatensysteme war Ungarn; so wie keine der christlichen europäischen Nationen den asiatischen Stamm-Charakter noch so sichtbar an sich trug und so treu behauptete, so hatte auch keine so viel von der abendländischen europäischen Cultur angenommen. Zuerst mit dem Christenthume zugleich, aus Deutschland seit Stephan, dem Großen und forthin durch jene vielfältigen deutschen Colonien, welche von den Königen aus Arpads Stamm so sehr begünstigt wurden, und nicht nur die Bevölkerung und Macht, sondern auch die Cultur des Landes vermehrten. Unter den Königen aus dem Hause Anjou bildete sich die Verbindung mit Italien, und ein Einfluß der italienischen Geistesbildung auf Ungarn, welcher unter Mathias Corvinus so ausschließend herrschte, daß man nur die Vernachlässigung des Einheimischen daran zu tadeln fand. Auch bei ihm war das Streben nach der Vermehrung der königlichen Gewalt sichtbar, wie es sich damahls fast in allen Ländern offenbarte. Die ungestüme Heldenkraft, durch welche sein großer Vater Hunyad ein Bollwerk gegen die türkische Uebermacht gewesen war, ward unter Mathias zum Theil auch gegen Oesterreich und die andern benachbarten christlichen Staaten verwendet, statt einzig gegen den gemeinschaftlichen Feind gerichtet zu sein. Die türkischen Eroberungen durch welche Asien jetzt den Abendländern die Kreuzzüge vergeltend, ein mahomedanisches Reich in dem schönsten Lande Europa's stifteten, haben den entscheidendsten Einfluß auf Europa gehabt; denn nichts ist so geeignet, wo große Kräfte vorhanden sind, sie mit einemmahle

schnell zu entwickeln, als eine gemeinschaftliche große Gefahr. Gefahr für die Staaten nicht nur und für den Glauben, sondern auch für die Völker und für die Geistesbildung war es, was Europa von den Türken drohte. Zwar waren sie keineswegs ein ganz unwissendes und rohes Volk zu nennen; was die gebildetsten mahomedanischen Nationen, die Araber und Perser, in Wissenschaften, Literatur und Dichtkunst hervorgebracht haben, war bei ihnen bekannt, vielfach angewandt, nachgebildet, angeeignet und einheimisch geworden, etwa wie bei den kriegerischen Römern griechische Wissenschaft und Literatur. Als große Seemacht und als ein Handelsstaat konnte das türkische Reich um so weniger der Cultur entbehren, oder ihr ganz entfremdet werden. Aber des in diesem Glauben gegründeten Hochmuths nicht zu erwähnen, der alle Mahomedaner so ungleich weniger empfänglich und fähig für fernere Fortschritte der Ausbildung macht, waren die damahligen Türken, wenn auch nicht an sich, doch in ihrem Verhältnisse als Eroberer zu Europa, Barbaren zu nennen. Ihre ganze länderverwüstende Weise, den Krieg zu führen und Eroberungen zu nutzen, das Wegführen vieler Hunderttausende in die Sklaverei, das drückende Tribut-System, machten auch ohne die Einwirkungen des Fanatismus ihre Herrschaft mit Recht furchtbar, und verbreiteten allgemeinen Schrecken in allen christlichen Ländern. Es war die Gefahr um so dringender, da es ihnen in der damahligen Blüthe ihrer Macht nicht an großen Regenten und Helden fehlte, deren mancher wohl im Ernste den Gedanken hegen mochte, nebst Ungarn auch Pohlen und Deutschland in ein türkisches Paschalik zu verwandeln, und wenn die westlichen Länder von der Landseite gesichert waren, so litten sie doch unsäglich an ihren blühenden Küsten, so lange die Türken im Mittelmeere mächtig und fast herrschend, die afrikanischen Raubstaaten unter ihrem Einflusse blieben. Diese gemeinschaftliche große Gefahr weckte das schlummernde Europa, und allgemein war die Begeisterung damahliger Zeit gegen die Feinde des christlichen Glaubens und christlicher Sitte in Spanien, in Italien und Deutschland, ja auch in Frankreich, bis König Franz das erste Beispiel einer entgegengesetzten Gesinnung gab.

Es werden überhaupt die Zeitalter allgemeiner Erschütterung, welche Epoche machen in der Weltgeschichte, meistens auf eine doppelte Weise herbeigeführt. Einmahl sind die ersten Gründe und Anlagen zu jeder großen Begebenheit gewöhnlich, obschon der Menge unsichtbar, schon lange vorhanden, und im Stillen wirksam, bis dann ein äußrer Anstoß den plötzlichen Ausbruch beschleunigt, als ob die Menschheit zu dem Kampfe ihrer Ausbildung einer steten Veränderung bedürfte, sich abwechselnd in längeren Perioden ruhiger Entwicklung und in kürzeren Epochen allgemeiner Umwälzung zu ihrem verborgenen Ziele fortbewegen sollte. So war es mit der Völkerwanderung, mit den Kreuzzügen, und so auch jetzt mit dem Zeitalter Karls des Fünften. Der Stoff zu den großen Bewegungen lag in der allmähligen Kraftentwicklung der abendländischen Nationen und Staaten im fünfzehnten Jahrhunderte, welche in Spanien, England, Frankreich, Italien, ungefähr zu gleicher Zeit zur Reife gedieh, als auch Deutschland sich mit neuer Größe erhob, und von der einen Seite die Entdeckung zweier unbekannten Welten Europa neues Leben, und einen unerwarteten Umschwung gab, von der andern Seite die reißenden Fortschritte der türkischen Eroberer Europa in Schrecken setzten und zum Kampfe der Selbsterhaltung aufriefen. Diese zwiefache Erschütterung brachte jene plötzliche Entwicklung erstaunenswürdiger Kräfte hervor, welche, ob sie gleich mehr in Zwietracht als in Eintracht wirkten, doch wenige ihres gleichen in der Weltgeschichte haben. Das Zeitalter Karls des Fünften ist es aber am schicklichsten zu nennen, nicht als ob Er dieses Zeitalter hervorgerufen oder erschaffen hätte, was noch nie ein einzelner, noch so großer Mann oder mächtiger Herrscher allein vermocht hat; auch hat er vielmehr während seines ganzen Lebens einen fortdauernden Kampf wider dieses sein Zeitalter geführt, sich dem reißenden Strome entgegen gestellt; aber mit Recht kann dieß Zeitalter nach ihm benannt werden, denn seine Kraft und sein Geist haben am meisten das Ganze der damahligen Erschütterung umfaßt, und die Einheit Europa's zu erhalten gestrebt.

Nach diesem Ueberblicke auf die damahls bekannte Welt, auf alle Staaten und Nationen, die mittelbar oder unmittelbar, mithandelnd oder gegenwirkend Antheil nehmen sollten an dem großen Kampfe, auf alle Elemente, welche für die Entwicklung der neuen Zeit schon bereit lagen und ihren Charakter zu bestimmen mitgewirkt haben, kehren wir zurück auf Deutschland und Italien, welche beide noch der Mittelpunkt wie der europäischen Cultur so auch der europäischen Politik waren. Nachdem Deutschland unter dem böhmischen Karl gleichsam verfassungsmäßig in einen schwachen und ungeordneten Zustand gesetzt worden war, die Kaiserwürde unter Wenceslaus Ansehen und Achtung vollends verloren zu haben schien, erhob sich dieselbe von neuem unter dem letzten böhmischen Kaiser Siegmund. Zuerst durch die Macht, die er auch als König von Ungarn, wenn gleich nicht in ruhiger Herrschaft, dennoch besaß. Vorzüglich aber durch die beiden europäischen Concilien zu Kostnitz und Basel, deren Siegmund nach dem alten Begriffe eines Kaisers als eines Schirmherrn der Kirche und der ganzen christlichen europäischen Republik, sich mit so vielem Eifer annahm. Er ward zwar zu diesem Eifer durch eine besondere ihm näher liegende Ursache veranlaßt: er bedurfte des allgemeinen Kirchenvereins, und der dadurch bestimmten öffentlichen Meinung, um desto eher mit Gewalt oder durch Vergleich über die Hussiten Herr zu werden. Nicht aus einer das Ganze des Glaubens umfassenden Philosophie wie bei Arnold von Brescia, sondern von Bestreitung einiger einzelnen Geheimnisse und Gebräuche des Christenthums nahmen diese blutigen Neuerungen ihren Anfang. Als die Lehre, welche von einem Deutschen veranlaßt, in England entwickelt, nach Prag verpflanzt worden war, bei dem unruhigen und aufgelösten Zustande des Reichs hier den Stoff und Zunder fand, eine große Volksgährung zu erregen, so sah man jetzt in dem blutigen Hussiten-Kriege zum ersten Mahle, welche schreckliche Folgen es haben muß, wenn die Angelegenheiten der Kirche und des Christenthums von den geistlichen und weltlichen Oberhäuptern verabsäumt, deren erste Pflicht dafür Sorge zu tragen gewesen wäre, nun einem leidenschaftlichen

empörten Volke anheim fallen und auf dem Wege eines zerstörenden Bürgerkrieges entschieden werden sollen.

Die Abhängigkeit der Päpste zu Avignon hatte zwiefache Wahlen, und je nachdem einige Nationen den einen oder den andern der beiden Päpste für den rechtmäßigen und gültig erwählten erkannten, eine allgemeine Spaltung, das Schisma der abendländischen Kirche herbei geführt; welche Spaltung auf die Denkart, die Sitten und den Staat, überhaupt aber auf den allgemeinen Zustand so viele nachtheilige Folgen hatte, daß sie mit Recht von den Zeitgenossen als das größte Unglück betrachtet wurde. So wenig nun jene Concilien alle Hoffnungen, die man sich von ihnen gemacht hatte, erfüllten, so vielen Tadel ihr Verfahren und ihre Beschlüsse in mancher Hinsicht erfuhren, so haben sie dennoch außerordentlich viel beigetragen, den Zusammenhang der europäischen Nationen als Glieder eines christlichen Staatensystems von neuem zu beleben und haben dadurch die neuere Epoche mit vorbereitet. Ihr nächster Zweck einer gültigen Wahlbestimmung und gesicherten Unabhängigkeit des Kirchenoberhaupts ward zwar erreicht, aber auch von einer andern Seite theuer erkauft. Wenn man zuerst um den schwankenden Zwiespalt desto besser zu schlichten, verdienstvolle aber auch durch eine hohe Geburt ausgezeichnete Männer zu Oberhäuptern der Kirche wählte, so war dieß an sich so wenig unbedingt zu tadeln, als daß die ihrem Rom wiedergegebenen Päpste auf die Wiederherstellung und Erhaltung des Kirchenstaats, des Unterpfandes ihrer Unabhängigkeit, mit Eifer bedacht waren. Auch hat das fünfzehnte Jahrhundert mehrere durch Charakter und Gelehrsamkeit große und ausgezeichnete Päpste aufzuweisen. Aber nur all zu leicht gehen die Menschen von einem Aeußersten zum andern über. Was anfangs bloß gerechte Sorge für die Fortdauer der so lang gekränkten Unabhängigkeit war, schien bald der Hauptzweck zu werden. Das Streben der großen Fürstenhäuser nach der obersten geistlichen Würde, die Rücksicht auf die hohe Geburt und weltliche Macht gewannen zu vielen Einfluß, überhaupt trat der italienische Nationalfürst oft an die Stelle des geistlichen Oberhaupts. Der kriegerische Julius

der Zweite, der sich auf einem weltlichen Thron großen Ruhm erworben haben würde, hat dem römischen Stuhle in der öffentlichen Meinung nicht minder geschadet, als der üble sittliche Ruf Alexanders des Sechsten. Selbst Leo der Zehnte, der Sohn des großen Lorenzo, der Gönner des Raphael, besaß wohl Eigenschaften, die ihn würdig machten, dem Zeitalter der neubelebten Wissenschaften seinen Nahmen zu leihen, weniger aber die, welche seinem Berufe zunächst nothwendig waren, und die ihn in den Stand gesetzt hätten, Europa's Einheit zu erhalten. Ein strenger Ximenes, der die Verhältnisse des Staats und des Lebens, wie alle die ernsten Kenntnisse seines Zeitalters mit gleich starkem Geiste umfaßte, wäre damahls besser auf dem römischen Throne gewesen als alle Medicäer.

Wenn die königliche Macht, welche Siegmund mit der kaiserlichen verband, wenn die erneuerte Vorstellung von einem Zusammenhange der ganzen abendländischen Christenheit, die Ehre des Vorrangs und der Einfluß, welche dem Kaiser dabei gestattet wurden, vieles beitrugen, die gesunkene deutsche Kaiserwürde wieder zu heben, so hatte die Verbindung des luxemburgischen und des österreichischen Hauses, welche ebenfalls unter Siegmund zu Stande kam, für ganz Deutschland noch glücklichere Folgen. Der Keim der Partheiungen ward hinweggeräumt durch diese Vereinigung derjenigen beiden deutschen Fürstenhäuser, welche damahls die mächtigsten waren, nachdem Baiern, welches unter Kaiser Ludwig so groß geworden war, die meisten der neuen Erwerbungen wieder verloren hatte. Zwar vernichtete ein frühzeitiger Tod die großen Erwartungen, welche Kaiser Albrecht der Zweite für Deutschland und für die Macht seines Hauses erregt hatte. Auch die so lang gewünschte Vereinigung mit Ungarn, ward Oesterreich nach dem Absterben des jungen Ladislaus wieder entrissen, bis sie später durch Maximilian von neuem zu Stande kam. Indessen blieb doch die Kaiserwürde ununterbrochen bei dem Fürstenhause, welches seit Rudolph so viele Ansprüche darauf hatte, und durch seine ritterlichen Tugenden, wie durch seine Staatsgrundsätze unter allen am meisten geeignet war, derselben ihren alten Glanz wieder-

zugeben. Sorgfältigst war Friedrich der Vierte bemüht, die kaiserlichen Vorrechte zu erhalten, obwohl er bei einer wenig beträchtlichen Hausmacht nicht im Stande war, den überlegenen ungarischen Kriegsheeren unter Mathias Corvinus mit Glück zu widerstehen. Bei aller anscheinenden Ruhe und Gleichgültigkeit seines sonderbaren Charakters, wird man ihm Kenntnisse, Geist und Klugheit nicht absprechen können; Eigenschaften, durch welche er einen nicht unbeträchtlichen Einfluß in die europäischen Angelegenheiten erhielt. Der zweite Stifter aber des österreichischen Hauses und der österreichischen Macht ward erst sein Sohn Maximilian, und wenn dieser neben dem Glücke, welches ihn bisweilen begünstigte, noch öfter des Muths bedurfte, wenn gleich auch sein thatenvolles und unruhiges Leben ein ununterbrochener schwerer Kampf war, wenn er viele von seinen großen Gedanken nicht ausführen konnte, so ist dennoch sein Geist nicht unwirksam geblieben. Mehr durch diesen als durch äußere Macht, ist er ein Wiederhersteller Deutschlands, insbesondere seiner Verfassung und Sitten, der allgemeinen Denkart und Bildung, und ein mächtiger Erreger, einer der vornehmsten Schöpfer der neuen Zeit geworden.

Eilfte Vorlesung.

Wenn die Zeit zu einer allgemeinen Erschütterung reif ist, so bedarf es nur einen Anstoß, nur einen Funken, und alles geräth in helle Flammen. So war damahls der Zustand von Europa, als die königliche Gewalt in Frankreich, in Spanien und England zugleich mit der Kraft der Nationen sich zu ungewohnter Stärke entwickelt, die Macht der Schweiz und der Geist Italiens die höchste Blüthe erreicht hatte, und Deutschland schon den jungen Helden nährte, der es von neuem zu der alten Würde des ersten Staates, der ersten Nation in Europa erheben sollte. Der burgundische Krieg, Karls des Kühnen Ehrgeiz, durch angestammten Rittersinn, den alten Nahmen von Burgund, den mächtigen Reichthum seiner Länder, durch sein stolzes Herz und Alexanders des Großen Vorbild entflammt, war dieser erste Anstoß, der ganz Europa während mehr als eines halben Jahrhunderts in kriegerische Bewegung versetzte. Die Schweizer, indem sie Burgund in drei unsterblichen Schlachten danieder schlugen, deren letzte der kühne Held nicht zu überleben vermochte, legten selbst den Grund zu der Größe Habsburgs, welches sie anderthalb Jahrhunderte lang mit einer Erbitterung, weit über die Schranken der ersten Entzweiung hinaus, befehdet hatten. Schon eh die verderbliche Ehrbegier des kühnen Helden, und der Schweizerkrieg zum Ausbruch kam,

hatte der Kaiser Friedrich der Vierte für die Größe seines Hauses und die Würde des Reichs durch die Verbindung seines Sohnes Maximilian mit der burgundischen Erbtochter am besten zu sorgen geglaubt. Ob ihn bei der Zusammenkunft mit Karl mehr der burgundische Ungestüm oder die französischen Eingebungen des neidischen Ludwig geschreckt und zur schnellen Abreise gestimmt haben mögen, ist nicht zu entscheiden. Der eine wie die andern mußten der Sinnesart des ehr- und friedliebenden Kaisers gleich fremd sein. Bei dem wilden Angriff, welchen Karl gegen das Reich unternahm, zeigte Friedrich, daß, wenn er den Frieden liebte, es nicht immer aus Schwäche und bloßem Hang zur Ruhe sei. Des Burgunders Absicht in jenen durch so viele alte Bande seit Karl dem Großen und den Karolingern verbundnen Mittelländern zwischen Frankreich und Deutschland vom niederländischen Meere bis an die Alpen, ja vielleicht bis an die südlichen provenzalischen Küsten ein Reich zu gründen, welches dann mit Recht ein burgundisches zu nennen wäre, alle Ansprüche dieses Nahmens vollführend und erweiternd, und König nicht bloß zu heißen sondern zu sein, scheiterte wie schon oft die Angriffe eines ritterlich kühnen, aber auf die neue Kriegsart nicht eingerichteten Adels, an der unbezwinglichen Tapferkeit des schweizerischen Landvolks. Was die Politik nicht zu Stande gebracht hatte, vollführte jetzt Liebe und Heldenmuth. Denn wohl kann man sagen, daß Liebe jenes Band geknüpft hat zwischen der burgundischen Maria und dem jungen Maximilian. Dieß bestätigt nicht nur die innige Eintracht, welche beide während ihres kurzen Vereins beseelte, es geht auch hervor aus Mariens offnem, den Ständen, da noch die Entscheidung zwischen andern Bewerbern und Frankreich ganz zweifelhaft war, sehr unerwartetem Geständniß, daß sie Maximilianen bereits früher in einem eigenen Schreiben, Ring und Wort gegeben, dieß also nun nicht zurücknehmen könne. Maximilian eilte, diesen sein Gefühl und seine Ruhmbegier gleich lockenden Worten mit der Kühnheit entgegen, die es erheischte, und hatte in den dortigen Verwicklungen volle Gelegenheit, die ersten schweren Ritterproben eines unerschütterlichen Heldenmuthes abzulegen. So beginnt die Ge-

schichte des großen Kaisers, ähnlicher einer Ritterdichtung als der ersten Entwicklung wichtiger, politischer Ereignisse. Für ihn war die Liebe kein müssiges Spiel der Einbildungskraft, kein leerer Traum der Jugend, sondern es war die Flamme, welche ihn zu großen Thaten entzündete. Wenn er dem erfahrnen, in aller Arglist grau gewordenen Staatskünstler Ludwig gegenüber, als Jüngling schon damahls so großen Verstand bewährte, so bewies er in der Standhaftigkeit, die ihn mitten unter dem empörten Volke nicht verließ, daß er nicht bloß den Muth der ritterlichen Tapferkeit am Tage der Schlacht besitze, sondern auch jenen Muth der seltner und schwerer ist, sich durch nichts beugen und erschüttern zu lassen, ja der Waffen beraubt und in Feindes Hand sich selber gleich zu bleiben, und nie der Ehre und der eigenen Würde zu vergessen. Es war ihm überhaupt gegeben, das zu vereinigen, was so selten vereinigt ist, heroische Kraft und sanfte Milde. Er, der oft mit der Mehrzahl kämpfend, in der Schlacht viele selbst erlegt hat, zum ritterlichen Spiel und Vergnügen gleich den fabelhaften Helden des Alterthums Löwen mit eigener Hand bezwang, der dem kühnsten Alpenjäger auf schreckenvollen Klippen voran eilte, der eine Lust fand, tollkühn mit der Gefahr zu scherzen, war gleichwohl der sanften Empfindungen so empfänglich, daß er der ersten geliebten, ihm so schnell entrissenen Gemahlin nach Jahren nie ohne Rührung und Thränen gedachte, daß er seinem Vater, welchem er doch an Kraft und Geist so sehr überlegen war, immer mit frommer Ehrfurcht und Liebe ergeben blieb, nie sich seiner Vorzüge überhob; daß er, obwohl zum Krieger und Feldherrn geboren, dennoch in seinen Grundsätzen und Gesinnungen friedliebend war, so lange nur die Ehre und seine großen Zwecke es erlaubten, die friedlichen Bemühungen stets der Entscheidung durch die Waffen vorzog, unermüdlich an Geduld und Nachgiebigkeit in Unterhandlungen und Staatsgeschäften.

Dieser tugendhafte und große Kaiser ist oft durch die herabsetzendsten Urtheile in- und ausländischer Geschichtschreiber verunglimpft worden; einzig und allein deswegen weil er viele seiner großen Absichten nicht hat ausführen können. Als ob das die

besten und würdigsten Gedanken wären, welche den Wünschen der Menge so entgegen kommen, daß jeder sie fassen, und auch ausführen kann, der nur die Gewalt hat und vom Glück begünstigt wird; als ob nicht das gerade oft am schwersten wirklich zu machen wäre, was das einzig Rechte und das wahrhaft Große ist, was die Menge und die Zeit nicht schon von selbst will und meint, sondern was ihr nöthig wäre, um sie über sich zu erheben; als ob sich nicht im edeln Kampfe gegen ein Zeitalter eine größere Seelen- und Heldenkraft zeigen könnte, als in der Benutzung seiner Schwächen! —

Und doch hat Maximilian auch ausgeführt und gewirkt auf sein Zeitalter und auf Europa, mehr als irgend einer der drei französischen Könige, die seine Zeitgenossen waren, obwohl mit ungleich größerer Macht zur Wirklichkeit gebracht haben, und mehr als alle italienischen Staatskünstler, die ihn wie jeden diesseits der Alpen Gebornen, so oft weit zu übersehen, ihn zu überlisten glaubten. Für sein inneres Wirken in Deutschland und Oesterreich läßt sich aus seinem Zeitalter höchstens nur die katholische Isabelle und Ximenes mit ihm vergleichen.

Noch in der Blüthe des Alters und wie im Fluge rettete er das burgundische Erbe, welches unter diesen Umständen zu erhalten alle Erwartung überstieg, befreite Oesterreich nach Mathias Corvinus Tode gegen Ungarn, und wenn er gleich hier seine Vortheile und Siege nicht weiter verfolgen konnte und wollte, so sicherte er doch die alte erbliche Anwartschaft Oesterreichs auf die Krone, gründete auf diese Beiden großen Besitzungen und Hoffnungen die künftige Macht seines Hauses, dessen unter seines Vaters Alleinherrschaft oft gestörte Eintracht er jetzt ihm zur Seite wirkend vollends herstellte, die getheilte Macht desselben von neuem vereinte.

Was er außerdem für Europa, für Deutschland, und überhaupt für sein Zeitalter war, und gewirkt hat, das wird, eben weil er nicht immer alles was er gewollt, ausführen konnte, am deutlichsten erhellen, wenn wir nicht sowohl seine Thaten und Geschichte wiederhohlen, sondern vor allem die Gedanken, die ihn

geleitet haben, betrachten. Die Grundsätze, nach welchen Maximilian sowohl in den europäischen als in den deutschen Angelegenheiten und Verhältnissen handelte, waren dieselben, welche auch seine Vorgänger aus dem Hause Habsburg schon befolgt und stets im Auge gehalten hatten; nur daß er diese Grundsätze theils mit mehr Kraft und Eifer ergriffen, und mit denselben manche ganz besondre nur ihm eigne Gedanken und Absichten verbunden hat. Die österreichischen Grundsätze in Beziehung auf die europäischen Verhältnisse von Kaiser Albrecht dem Zweiten bis auf Maximilian, ja bis auf Karl den Fünften, waren immer dieselben; die ganze kriegerische Kraft des vereinten Europa gegen den damahls allgemeinen Feind, die Türken, zu richten, unter den christlichen Mächten, Frieden so viel als möglich zu erhalten; alles was man wünschte, lieber auf dem Wege der friedlichen Unterhandlung zu erreichen, als durch die Gewalt der Waffen; Zwiespalt und Krieg, wenn ja einer entstanden war, wie einen häuslichen Zwist auf demselben Wege baldigst wieder auszugleichen, die regierenden Häuser von Europa immer mehr zu einer Familie zu verbinden; übrigens in allem die Würde und das Ansehen der Kirche und des Papstes möglichst zu unterstützen, und die alten Rechte und Ansprüche der Kaiserwürde aufrecht zu erhalten. Daß die Oesterreicher diese aber für Italien selbst keinesweges über die Gränzen der obersten Schutzherrlichkeit nach alter Kaisersitte zu einer unumschränkten Allgewalt ausdehnen, oder mißbrauchen wollten, das hat der Erfolg am besten gelehrt. — Dieses sind die Grundsätze, welche dem Verfahren aller österreichischen Kaiser von Albert dem Zweiten bis auf Karl den Fünften zum Grunde lagen, und die sehr verschieden sind von denen der andern europäischen Könige, bei welchen man, wo ein System und feste Grundsätze der Regierung sichtbar werden, keine andre gewahr wird als nur solche, die auf Vollendung der unumschränkten Allgewalt abzielen. Die österreichischen Regenten wurden dabei von dem viel höhern Begriff einer christlichen Republik, eines freien und friedlichen europäischen Staaten- und Völkervereins geleitet. Schon die erste Unternehmung Kaiser Albrechts des Zweiten war ein ernster Türkenkrieg, der ihm durch Krankheit den

Tod brachte. Daß nach ihm Ungarns Kraft nicht fortdauernd den Türken entgegenstemmt, sondern durch innere Uneinigkeit geschwächt, oder gar zu nichtigen und eroberungssüchtigen Absichten gegen die benachbarten christlichen Königreiche, besonders unter Mathias, übel verwandt ward, hat großes Unglück über das Land gebracht. So kurz Albrechts des Zweiten Regierung war, so hat er doch während derselben die größten Beweise seiner Vorsorge für die Eintracht der Kirche und die Würde ihres Oberhauptes gegeben. Schon von Rudolph dem Stifter an, hatten sich die österreichischen Fürsten vor allen andern deutschen durch ihre Anhänglichkeit an den Glauben und die Kirche eben so sehr, als durch ihre ritterlichen Tugenden ausgezeichnet. In Kaiser Friedrichs des Vierten Leben ist die lange Freundschaft mit dem Aeneas Silvius, nachmahligem Papste Pius dem Zweiten, eine der schönsten Seiten. Dieser Mann, einer der geistvollsten und gelehrtesten seines Jahrhunderts, hatte durch seine Bemühungen vorzüglich die durch den Zwiespalt der Concilien und durch die Wuth der Hussiten gestörte Eintracht der Kirche wieder herzustellen vermocht. Wenn alle seine Nachfolger auf dem päpstlichen Stuhle, Deutschland und dessen Verhältnisse so gut gekannt hätten wie er, so würde sie länger erhalten worden sein. Der überlegenen Macht des kriegerischen, launenvollen, habsüchtigen Mathias vermochte Friedrich nicht zu widerstehen; in seinen Verhältnissen und Unterhandlungen mit der Schweiz, mit Frankreich und Burgund war er glücklicher, und bewährte darin nebst seiner Einsicht eine Vorliebe für den Frieden, die nicht blos Neigung, sondern Grundsatz war. Auch Maximilian ward nur durch andre in den Strudel von Kriegen, von Bündnissen und Gegenbündnissen hineingezogen, der damahls halb Europa in Bewegung setzte. Karls des Kühnen herrschsüchtige Ruhmbegier hatte den Anfang gemacht; nach seinem Fall ergriff die gleiche Eroberungslust die französischen Könige, insonderheit Karl den Achten, statt daß Ludwig der Eilfte mehr nur im Innern die Gewalt fest zu gründen gestrebt hatte. Es nahm diese Eroberungslust, nachdem der Streit um das burgundische Erbe end-

lich verglichen war, die Richtung auf Italien, wo Neapel und Mailand der nächste Gegenstand, die Schweiz meistens ein allezeit bereites Werkzeug derselben war. Der Leichtsinn und die Anarchie der Florentiner, die neutrale Selbstsucht Venedigs, die arglistige Politik aller Italiener vermehrte fortdauernd den Gährungsstoff und gab der Kriegsflamme, welche Italien so lange verwüstet hat, immer neue Nahrung.

Die Italiener hatten sich selbst diese Uebel zugezogen; sie zuerst hatten die Franzosen herbeigerufen. Nachdem ihr Vaterland lange der Schauplatz des Krieges gewesen, und durch ihn zerrüttet worden war, äußerte sich nur Ein Wunsch als herrschender Gedanke bei der ganzen Nation: Befreiung Italiens vom ausländischen Joche oder von den Barbaren, wie sie alle nannten, welche diesseits der Alpen geboren worden. Dieß war aber ein bloß negatives, nicht ausführbares Streben. Ein einiger Staat konnte Italien damahls nicht werden, denn welcher von den bestehenden, ungefähr gleich mächtigen Staaten sollte den Vorzug haben, daß er der Mittelpunkt des Ganzen und alle andre in ihm verschmolzen würden? Es hätten dazu alle andre außer diesem einen, erst aufgelöst, und wenigstens in ihrer Eigenthümlichkeit vernichtet werden müssen. Eben diejenigen welche am lautesten von der Einheit und Unabhängigkeit der Nation redeten, waren es oft, welche das Vaterland verwirrten, und dadurch die Abhängigkeit desselben herbeiführten. Ueberhaupt waren die damahligen Italiener in der Politik wohl allen andern Nationen überlegen, wenn man darunter bloß die Verstellung begreift, oder die Kunst, durch alle möglichen Mittel zur Herrschaft zu gelangen und sich darin zu behaupten; aber wahrhaft große politische Ideen finden wir in diesem Zeitalter nicht mehr bei ihnen. Es war einleuchtend, daß das nördliche und mittlere Italien nur ein föderatives Staatensystem sein konnte. Wenn es nun, um das Gleichgewicht in diesen zu erhalten, noch einer andern Macht und eines andern Schutzes bedurfte, so konnten die Italiener leicht den Vergleich zwischen der französischen Schutzherrschaft machen, welche sie herbeiriefen und dem auf altes Recht und

Herkommen gegründeten obersten Einflusse der deutschen Kaiser, wenn sie nur das Schicksal der dem französischen Königreiche einverleibten kleineren Länder wie der Bretagne, der Provence, und die Unabhängigkeit der einzelnen Staaten und Nationen in Deutschland unter der kaiserlichen Oberherrlichkeit gegen einander hielten. Jene ältern italienischen Patrioten aus der Zeit des Dante, welche nichts mehr als nur einen starken, Ruhm und Gerechtigkeit liebenden deutschen Kaiser wünschten, der Italien und das Reich wiederherstellte, waren demnach auf einem richtigeren Wege, als der falsche Patriotismus der späteren Florentiner, welche immer nur die Befreiung Italiens im Munde führen. Hätte Maximilian den sonderbaren Wunsch, welchen er in späteren Jahren gefaßt hatte, Papst zu werden, befriedigen können, so läßt sich wohl annehmen, daß es ihm eben so wohl in Italien als in Deutschland gelungen sein würde, Ordnung und Einheit in den italienischen Staaten- und Völkerbund zu bringen, und vielleicht Rom zum Mittelpunkt desselben zu machen, und leicht möchte er fähiger gewesen sein, der Kirche vorzustehen, als der eben so kriegslustige als in seinen Bündnissen wankelmüthige Julius der Zweite, welcher nicht weniger dazu beigetragen hat, Italien zu verwirren, als die geistliche Würde um ihr Ansehen zu bringen.

Was in diesem Strudel der italienischen Kriege, in dieser Verwirrung schnellwechselnder Bündnisse und Gegenbündnisse, in welchen Maximilian nun einmahl hineingerissen ward, ihn am meisten unterscheidet von den Künsten der italienischen Politik sowohl, als auch von dem Leichtsinn, mit welchem die französischen Könige, wenn auch nicht alle so nach Grundsatz treulos wie Ludwig der Eilfte, dennoch ihre Versprechungen gleich schnell vergaßen, das ist die Gewissenhaftigkeit, mit welcher er von den einmahl gemachten Bündnissen nicht abgehen wollte. Dieß hat ihn oft um den besten Vortheil und Erfolg gebracht. Eine Absicht hatte er bei diesen italienischen Kriegen, die ihm eigenthümlich war, und die er nicht hat ausführen können, obwohl die ersten der damahls politisch wirksamen Mächte sich mit ihm dazu vereinten, eben weil sie den Zweck entweder gar nicht recht gefaßt, oder bald aus den

Augen verloren hatten; dieses war die Vernichtung und Theilung Venedigs. Er war persönlich in einem solchen Maaße von Venedig beleidigt, daß dieses allein ihn rechtfertigen und entschuldigen möchte. Venedigs um sich greifende Eroberungen hatten Tirol, Italien und das Reich in seinen Gränzen, alten Rechten oder Ansprüchen verletzt oder bedroht, so daß von dieser Seite äußerer Anlaß und Grund genug zum Kriege vorhanden war, und wenn einige Eroberungslust mitwirkte, so war sie nach dieser Seite hin für das Stammland des Hauses am vortheilhaftesten. Daß Maximilian aber nicht auf Beschränkung, sondern auf Vernichtung Venedigs drang, sein Haß gegen diesen Staat, der einzige gegen den er Haß gezeigt hat, mag wohl noch einen andern Grund gehabt haben als jenen bloß persönlichen. In einem verwickelten und gespannten Staatensysteme ist offenbar dargelegte kriegerische und leidenschaftliche Eroberungssucht bei weitem nicht so gefährlich und verderblich für den Geist des Ganzen, welcher allein die Freiheit bei der Einheit erhalten kann, als kalte, neutrale Selbstsucht; nicht so geeignet, dem Staatslenker, der von der Gerechtigkeit und von der Ehre erfüllt, von großen Ideen begeistert ist, zu beleidigen und zu erbittern, als eben jener abgemessene Egoismus, und so mag Maximilian in seinem höheren Sinne vielleicht nicht Unrecht gehabt haben, wenn er die Quelle alles dessen, was in Italien übel war, am meisten in Venedig fand.

So sehr man Maximilians Staatskunst, weil ihm nicht alle Absichten gelungen sind, zu tadeln gewohnt ist, hat er doch mehr erreicht, als bei ungleich größerer Macht die französischen Könige welche damahls in ihrer Eroberungslust so verfuhren, als ob sie selbst gar keinen Plan hätten oder fest halten könnten. Das Glück hat mitgewirkt, Maximilians Sohn, Philipp den Schönen, wie seinen Enkel Karl auf den spanischen Thron zu erheben. Wäre es aber nicht ungerecht, die Frucht so vieler Bestrebungen und überwundenen Hindernisse dem Glücke allein zuzuschreiben, wenn es gewiß ist, daß keiner der damahligen Selbstherrscher auch in Unterhandlungen und allen äußern Staatsgeschäften so unermüdlich thätig und nach so festen Grundsätzen thätig war als Maximilian?

Einfacher als sein Mitwirken in den italienischen Verwirrungen und allgemeinen europäischen Angelegenheiten war das, was er für Deutschland that. Auch hier hatte er in der schlechten Verfassung und in dem Faustrechte, das durch jene erhalten ward, außerordentliche Schwierigkeiten zu bekämpfen. Was er mit immer wiederhohlter unermüdlicher Bestrebung für die Erhaltung des Landfriedens gethan, wie er den Gesetzen darüber durch Errichtung des Kammergerichts, durch die Eintheilung Deutschlands in Kreise, Wirksamkeit zu verschaffen gesucht, darin besteht nicht so sehr Maximilians eigenthümliches Verdienst; denn dasselbe hatten auch schon seine Vorgänger gewollt und begonnen, nur daß er es mit mehr Kraft und Beharrlichkeit und nach den durchdachtesten Grundsätzen in der Ausführung weiter brachte. Daß die Ruhe doch nie ganz vollkommen hergestellt wurde, davon lag der Grund in der Verfassung selbst, durch welche Karl der Vierte alle großen Staatsübel nicht gehoben, sondern vielmehr sie mit dem Anscheine einer rechtlichen Ordnung förmlich festgesetzt, dauernd und gesetzlich gemacht hatte. Auch Karl der Vierte hatte Gesetze für den Landfrieden gegeben. Allein seine Absichten und Grundsätze, und die der österreichischen Kaiser waren sehr verschieden; merkwürdig ist, daß Kaiser Albrecht des Zweiten viel zweckmäßigere Vorschläge gegen den Landfrieden verworfen wurden, weil die Städte darin zu sehr begünstigt waren; ein sprechender Beweis von dem Geiste, der die Staatsgrundsätze der österreichischen Kaiser beseelte. Von Friedrich dem Vierten wird behauptet, daß er das römische Recht habe abschaffen wollen, welches die Geschäfte mehr verwickelt hat, der Freiheit ungünstig wirkte, und uns um die schöne, alte, nur in England erhaltene, ursprünglich deutsche Einrichtung der Friedensgerichte durch gleiche Richter aus dem Volke selbst vom Stande des Angeklagten gebracht hat. Gewiß ist es, daß es überhaupt Grundsatz der österreichischen Kaiser war, die vaterländischen Rechte und Herkommen aufrecht zu erhalten. Am wichtigsten für die österreichischen Grundsätze über deutsche Staatsverfassung ist der erste Entwurf einer Eintheilung des deutschen Reichs nach den vier Haupt-Nationen der Schwaben,

Baiern, Niederländer und Sachsen; man darf annehmen, daß diese Kreiseintheilung nicht bloß an die Stelle der alten untergegangenen Herzogthümer treten, sondern auch wohl den Weg bahnen sollte, dieselben wieder herzustellen. Daß dieses für Schwaben geschähe, darnach strebte Oesterreich oftmahls, und hier traf der allgemeine Vortheil des gesammten Vaterlandes, mit dem des eignen Hauses zusammen. Diese alten National-Herzogthümer und Vereine wieder empor zu bringen, das wäre der einzige Weg gewesen, die Verfassung aus dem Grunde herzustellen, so daß alsdann wieder alle gemeinschaftlichen Angelegenheiten, besonders aber die Wahl des Königs, durch den wahren Willen und die Kraft der Nation wären entschieden worden. Davon fand in Karls des Vierten Wahlverfassung grade das Gegentheil Statt, durch die mit den wahren Nationalmassen und Hauptgliedern in gar keinem Verhältnisse stehende willkührliche Vertheilung des Wahlrechts, und durch alle die Vorrechte, welche er den Wahlfürsten gab. Wo in einem Staatenvereine die Wahlfürsten fast vollkommen unabhängig und erblich sind, das Oberhaupt schon durch die Wahl gebunden wird, da läßt sich im voraus entscheiden, daß die Wahlfürsten nothwendig immer mächtiger werden müssen, da der Gelegenheiten so viele sind, die sich dafür benutzen lassen. Das Oberhaupt hingegen mußte immer ohnmächtiger, das Band der Glieder mit dem Oberhaupte in eben dem Maaße loser werden, das Ganze sich der Auflösung immer mehr nähern, welche auch viel früher erfolgt sein würde, wenn sie nicht durch einen Zusammenfluß besonderer Umstände so lange künstlich zurück gehalten worden wäre. Karls des Vierten Reichsgrundverfassung war also der Wahrheit nach schon eine Reichsgrundauflösung. Noch nachtheiliger war die sittliche Wirkung, welche dieß im Ganzen auf die Gesinnung und die Denkart der deutschen Fürsten hatte. Es mußte durch jene Verfassung ihr Sinn unvermeidlich von dem Ganzen abgewandt und abgesondert, auf stete Erweiterung der eignen Macht allein ausschließend gerichtet werden, und nur zu oft wurde das, was die größte Angelegenheit der ganzen Nation hätte sein sollen, die Wahl des

Königs auf die unwürdigste Weise zwischen einigen Fürsten und ihren Räthen verhandelt und verkauft. Von dieser Zeit an sehen wir daher auch Eigennutz und rohe Gier nach einer kleinen Landerweiterung, zugleich mit der äußersten Gleichgültigkeit und Lauigkeit für alles, was das Vaterland und sein allgemeines Wohl betraf, in den Gesinnungen und Grundsätzen der Fürsten hervortreten. In den Schilderungen, welche man von dem Faustrechte dieses Zeitalters entwirft, giebt man gewöhnlich dem Adel allein die Schuld von allen den Unordnungen, welche damahls herrschend wurden. Groß waren sie allerdings, denn fast war es zu einem allgemeinen Bürgerkriege zwischen den mächtigen übermüthigen Städten und dem eben so zügellosen Adel gekommen. Unter dem Scheine von gemäßigtern und gesetzlichern Formen aber war die Entartung der Fürsten, ihr Mangel an Vaterlandsliebe vielleicht noch größer als selbst bei dem Adel, dem man bei aller Verwilderung herrliche Kräfte und Eigenschaften auch in dieser Zeit nicht wird absprechen können, welche nur besser hätten geordnet, und streng vereint werden müssen, um Großes und Gutes für das Vaterland zu wirken. Diesen Geist wird man auch in der von dem Helden Götz von Berlichingen selbst verfaßten Lebensbeschreibung finden, worin das ganze Faustrecht und die Faustrechtsgesinnung treuherzig genug dargelegt sind und uns in dem eignen offnen Geständnisse ein seltsames Mittelding zwischen einem für Vaterland und Pflicht begeisterten Helden, und einem Räuberhauptmanne darstellen. Dieser kriegerische Faustrechts-Adel, der jetzt herrschend wurde, war eine neue und zwar sehr entartete nach dem alten National,- dem dann entstandenen Lehns- und dem Ritter-Adel, die vierte Form dieser Grundkraft des Staats. Der erste Keim des Mißbrauchs lag in dem alten Rechte der Selbsthülfe; allgemein herrschend war die Entartung und Verwirrung erst als die Lehensverhältnisse sich auflösten und ihre Kraft verloren; der Geist des Ritterthums wirkte dagegen nicht mächtig genug, weil er nie allgemein herrschend ward. Es konnte dem Uebel und der Verwirrung nur auf zwei verschiedenen Wegen abgeholfen werden; entweder durch unbedingte Alleinherrschaft, oder

dadurch, daß man den Adel auf seine wahre Bestimmung und auf die alten ursprünglichen Grundsätze der deutschen Verfassung zurückführte, dieses letzte war das bessere, aber auch das schwerere. Nur ein sehr mächtiger Kaiser hätte einen solchen Adel wieder zur Ordnung zu führen, und die herrliche Kraft auf das Wohl des Ganzen hin zu lenken vermocht. Die Fürsten selbst aber waren es, welche dieß am meisten verhinderten, durch ihr stetes Widerstreben gegen die kaiserliche Macht, und durch den immer allgemeiner werdenden Mangel an großen Zwecken und Gesinnungen, und einer wahrhaft fürstlichen und vaterländischen Denkart.

Wenn das habsburgische Haus von den übrigen deutschen Fürstenhäusern dieser Zeit in Grundsätzen und Denkart durch den mehr ritterlichen Schwung sich auffallend unterscheidet, und eine vortheilhafte Ausnahme macht, so läßt sich davon eine sehr wirksame Ursache angeben, um diese Thatsache zu erklären. Die außerordentlichen Unfälle selbst, welche dieses Fürstenhaus in der Zwischenzeit, zwischen Rudolph und Maximilian fast ununterbrochen betrafen, konnten dazu mitwirken einen hohen Sinn in ihnen zu erhalten, während die Erinnerungen an Rudolphs Ruhm, den vorigen Glanz ihres Hauses und die großen Schicksale desselben den Muth aufrecht genug erhielten, daß sie selbst in dem äußersten Unglücke nie aufhörten, nach der kaiserlichen Würde und nach der Wiedererlangung des alten Ruhms zu streben. Ein großes Streben sichert am besten vor kleinlichen Fehlern und einer kleinlichen Denkart.

Keiner war so ganz von edler Ruhmbegier für sein Haus zugleich und von der hohen Bestimmung der kaiserlichen Würde durchdrungen, wie Maximilian. Er selbst, ein Ritter und ein vaterländisch gesinnter Deutscher, hat er auch dem Adel seiner Zeit so viel ritterlichen Sinn und vaterländischen Geist eingeflößt, überhaupt Ordnung und Frieden in Deutschland so sehr hergestellt, als es unter den Umständen nur immer möglich war. Ein dem Maximilian ganz eigenthümlicher Gedanke war die Stiftung des schwäbischen Bundes. Diese nach der altdeutschen Gewohnheit und Neigung zu freien Bündnissen und nach dem Beispiele der

Schweizer und der Hanse gestiftete deutsche Eidgenossenschaft sollte eine Nationalmacht erschaffen, um die alte Verfassung mit Kraft und Würde in Wirksamkeit zu setzen. Die Verbindung der Städte, des Adels und der Fürsten in einen Bund, konnte die Trennung zwischen beiden, welche fast zu einem allgemeinen Bürgerkriege gediehen war, wieder aufheben und ausgleichen, überhaupt die vaterländische Gesinnung und deutsche Einheit in den am meisten zertheilten Gegenden des Reichs neu beleben. Dazu hat der große mächtige Bund viel gewirkt, bis später große Begebenheiten und neue Gegenstände den Geist der Zeit mit sich fortrissen und alles verändert ward. Daß Maximilian mehr noch und viel Größeres damit im Sinne gehabt, erhellt schon daraus, daß er die Schweizer mit in den schwäbischen Bund ziehen, und sie durch diesen letzten Versuch wieder fester an das Reich knüpfen wollte. Wenn ihm auch diese Absicht nicht gelungen ist, so bleibt ihm doch das Verdienst, in dieser Hinsicht gewollt zu haben, was ein deutscher Kaiser zu wollen berufen war; die unglücklichen Folgen voraus gesehen zu haben, welche die Trennung der Schweiz von Deutschland für das letzte haben mußte, und wenn irgend ein Weg möglich war, das aufgelöste Band wieder fest zu knüpfen, so hätte es auf diese Weise am ersten gelingen können.

Man kann die Denkart und die Staatsgrundsätze des österreichischen Hauses in dieser Zeit in Kurzem am treffendsten bezeichnen, wenn man sagt, daß sie am meisten die Verfassung des Mittelalters aufrecht erhielten, bis eine neue Zeit auch neue Grundsätze erheischte. Die allgemeinen europäischen Bande, welche alle abendländischen Nationen im Mittelalter zu einer christlichen Republik vereinten, oder vereinen sollten, waren die Kirche, die kaiserliche Würde und das Ritterthum. Diese drei großen sittlichen Kräfte machen den ganzen Inhalt und Umfang der Staatskunst und des Mittelalters aus. Sie blieben am längsten wirksam in dem österreichischen Kaiserhause, während in andern großen Staaten der Begriff von

einem Ganzen der gesammten Christenheit, von einem Vereine der christlichen Nationen schon längst verloren, die Rücksicht auf die allgemeine Wohlfahrt Europa's erkaltet war, und nur ein eigennütziges und abgesondertes Streben nach der Vollendung der unumschränkten Gewalt im Innern sichtbar blieb. In der Behauptung der kaiserlichen Würde haben die österreichischen Fürsten dieß bewährt durch ihre Ergebenheit gegen die Kirche, und ihre gemäßigte, auf friedliche Unterhandlungen gegründete Politik in den europäischen Angelegenheiten, und was Deutschland betrifft, durch ihre ritterlichen Tugenden und die unabläßigen Bemühungen, die wahre altdeutsche Freiheit und Verfassung wieder herzustellen.

Wenn die deutsche Verfassung damahls ganz wieder herzustellen selbst einem Maximilian, einem der kraftvollsten, thätigsten, und vielleicht dem ideenreichsten Monarchen, welchen die neue Geschichte aufzuweisen hat, nicht gelungen ist, und nicht gelingen konnte, so hat er desto mächtiger auf den deutschen Geist gewirkt, der in allen Fächern unter ihm und zum Theile durch ihn einen neuen Aufschwung nahm. Obgleich er die alte Verfassung nicht dem äußern Scheine nach in todter Form wie Karl der Vierte festsetzen, sondern in lebendiger Kraft erhalten und wiederherstellen wollte, so waren doch auch alle neue Ansichten und Kenntnisse seines daran so reichen Zeitalters ihm nicht fremd, und was er, der unermüdlich thätige Staatsmann, der mit so vielen Kriegen oder kriegerischen Spielen beschäftigte Ritter, in Wissenschaften und Künsten erlernt, gethan und gewirkt hat, wäre hinreichend gewesen, ihm auch unter den Denkern und Künstlern seiner Zeit eine ansehnliche Stelle zu verschaffen, das Leben eines thätigen Gelehrten auszufüllen. Mit den größten Gelehrten seiner Zeit war er in genauer Verbindung, während er dem Einen philosophische Fragen zur Beantwortung vorlegte, war er in Gemeinschaft mit andern selbst ein eifriger Geschichtsforscher. Er veranlaßte, ja er verfertigte selbst mehrere Werke, und zwar in deutscher Sprache, obwohl er aller übrigen im damahligen Europa üblichen Sprachen kundig, und als Geschäftsmann an die lateinische gewohnt war. Er liebte und beförderte die zeichnenden Künste,

die unter ihm in Deutschland, besonders durch Albrecht Dürer blühten. Auch die mechanischen Künste und die Mathematik liebte er und wandte sie an auf die Kriegskunst. Durch ihn erhob sich die deutsche Kriegskunst auf eine neue Stufe der Vollkommenheit, so daß das deutsche Fußvolk, die Landsknechte, dem schweizerischen jetzt gleich geschätzt, den Deutschen von den Kennern in der Kunst der Verschanzungen und Benutzung der Feuerschlünde der Vorzug vor den andern Nationen gegeben ward.

Was ihn neben der rastlosen Thätigkeit am meisten auszeichnet, ist die Vielseitigkeit des Geistes, womit er die allerverschiedensten Gegenstände umfaßte. Wegen der unausführbaren und unausgeführten Plane wird ihm niemand Vorwürfe machen, der die damahlige Zeit kennt, und weiß, was er bei allem dem doch unmittelbar und mittelbar gewirkt, oder im Geiste seiner Zeit veranlaßt hat. Seine Fehler waren solche, die edlen, besonders sehr thätigen Menschen eigen zu sein pflegen: er war nicht sparsam, er war im Zorne aufbrausend, doch wußte sein starker Geist die Fassung und Haltung bald wieder zu gewinnen, und er liebte das Vergnügen. — Der Charakter der deutschen Nation war damahls in zwei ganz getrennte Formen getheilt; der deutsche Adel und die deutschen Städte waren in Geist und in der Bildung verschiedener als zwei Nationen von einander sein können. Vom Maximilian kann man sagen, daß er beide damahls vorhandenen Elemente des deutschen Charakters und der deutschen Bildung in sich vereinigte. Den Rittergeist, der obwohl nicht mehr so milde und liebevoll, wie er in den frühern Zeiten und Darstellungen erscheint, doch immer noch den verwilderten Adel auszeichnete, und mit herrlichen Kräften schmückte; und die städtische Bildung, den Kunstfleiß, jenen tiefen sinnenden Geist, der uns aus den Gebäuden, den Gemählden, den Schriften des damahligen Bürgerstandes anspricht. Man kann ohne Uebertreibung den Kaiser Maximilian in Rücksicht der umfassenden Geistesfähigkeit den vollkommensten, den vollständigsten deutschen Mann seiner Zeit nennen.

Zwölfte Vorlesung.

Ehe ich es versuche, ein Gemählde des Zeitalters der Reformation und Karls des Fünften aufzustellen, scheint es hier die schicklichste Stelle zu sein, den Zweck, den ich bei diesen Vorträgen im Auge hielt, vollständig vorzulegen. Das Zeitalter, in dem wir leben, wird auch noch in den entferntesten Jahrhunderten als eines der merkwürdigsten und außerordentlichsten erscheinen, welche die Weltgeschichte jemahls aufzuweisen hatte. Wer möchte nicht gern den innern Zusammenhang und verborgnen Grund so außerordentlicher Erscheinungen mit Klarheit erkennen; nicht gern den Gang, welchen der menschliche Geist in dieser allgemeinen Erschütterung nehmen soll und nehmen wird, zu errathen im Stande sein! Wer vermöchte es, sich dieser großen Betrachtung ganz zu entziehen, wer kann sich absondern und unabhängig vom Zeitalter erhalten, wen ergreift es nicht mehr oder minder gewaltsam, ihn unwiderstehlich mit hinein reißend in den Schwung seiner Bewegungen? — Man hat es auf verschiedenen Wegen versucht, dieses an großen äußern Umwälzungen und an noch wichtigern innern Veränderungen so reiche Zeitalter, darzustellen, es zu erklären und zu begreifen. Eben darauf war auch meine Absicht bei diesen Vorträgen gerichtet. Daß es eine eigentliche Geschichte unsres Zeitalters noch nicht geben kann, sondern höchstens nur Vorarbeiten da-

zu, ist einleuchtend, weil keine Geschichte möglich ist von Begebenheiten, die noch nicht vollendet, die dem Auge noch zu nah, in denen wir selbst noch befangen sind. Geistvolle Schriftsteller haben es versucht, als Beobachter des gesellschaftlichen Lebens und der Zeitgeschichte, eine Charakteristik des Zeitalters nach den einzelnen Zügen zu entwerfen, die es auszeichnen. Viele solcher Züge erkennt man gern für richtig, findet die Bemerkung scharfsinnig; andere erscheinen zweifelhaft, unbestimmt, oder werden unrichtig erfunden; und am Ende, wenn auch das Einzelne, jedes für sich genommen richtig wäre, so sind es eben nur Einzelnheiten, wo der erklärende Begriff, der Zusammenhang und Geist des Ganzen fehlt, den wir doch eigentlich verlangen. Von der andern Seite haben scharfsinnige Denker das Wesen des Zeitalters zu erfassen und mitzutheilen gesucht, dadurch daß sie eine allgemeine Theorie aufstellten von dem nothwendigen Gange der Vernunft und des Menschen in seiner stufenweisen Entwicklung, und daß sie dem Zeitalter die Stelle bestimmen, welche es in diesem Gange, in der Reihe der Jahrhunderte und der Jahrtausende einnimmt. Wenn aber eine solche Theorie auch auf allgemeine Uebereinstimmung Anspruch machen könnte, was nicht der Fall ist, so würde es immer nur ein unbestimmter Umriß, ein leerer Begriff bleiben; und wenn wir durch einen Philosophen dieser Art erfahren, daß unser Zeitalter ungefähr an der Gränze steht zwischen der äußersten Entartung, und der zu hoffenden Wiederherstellung und Verbesserung, so ist dieses bei weitem nicht hinreichend, ich will nicht sagen, das Räthsel der großen Schicksale und Fügungen, deren Augenzeugen wir sind, vollständig zu lösen, sondern auch nur die wahren Ursachen und innere Beschaffenheit aller dieser Bewegungen und Erschütterungen, dieses Lebens und dieser Zerstörungen, woran wir Antheil nehmen, wenigstens einigermaßen zu erkennen. Mir hat es geschienen, daß der sicherste Weg zu dieser von allen gesuchten richtigen Erkenntniß des Zeitalters, der geschichtliche wäre; und da schon ehedem im Laufe der neueren Geschichte, ähnliche Epochen allgemeiner großer Erschütterung vorgekommen sind, daß, wer das Zeitalter der Völkerwanderung, das Zeitalter der Kreuz-

züge, und das der Reformation lebhaft gegenwärtig, wer diese Zeiten, ihren Gang und ihre Folgen, ihr unterscheidendes Wesen durchdacht hätte, am besten vorbereitet sein würde, sich durch die Erscheinungen unserer Zeit nicht irre machen zu lassen, und ein festgegründetes klares Urtheil über sie zu gewinnen. Nur in dieser Beziehung glaubte ich, daß eine ganz auf diesen Zweck gerichtete neue Zusammenstellung bekannter Thatsachen der Aufmerksamkeit würdig sein könnte, wenn es mir gelänge, jene drei großen Epochen allgemeiner Welterschütterung erklärend darzustellen. Unfruchtbar ist auch die geschichtliche Deutung unsers Zeitalters durch die Vergangenheit, wenn man nur beim Einzelnen stehen bleibt, etwa nach einzelnen Anspielungen strebt, die doch nur spielend, nie ganz treffend, nicht wahrhaft erklärend sind; oder auch wenn man Belege und ähnliche Beispiele zur Vergleichung, zur Rechtfertigung und Entschuldigung für die Thatsachen der Zeitgeschichte aus der ewigen Weltgeschichte zusammensucht, wo man denn leicht für alles, mag es dem Gefühle noch so schwer zu dulden, der Vernunft noch so hart zu fassen sein, irgend einen ähnlichen Fall, eine scheinbar rechtfertigende Thatsache auffinden wird, und sich in dieser Beziehung das Wort des Sehers bewährt: daß nichts Neues unter der Sonne geschehe. Wenn man nicht auf Einzelnheiten, sondern auf das Ganze sieht, giebt es allerdings kein besseres Gegengewicht gegen den Andrang des Zeitalters, als die Erinnerung an eine große Vergangenheit. Aus diesem Grunde glaubte ich der Erklärung der drei welterschütternden Zeitalter der Völkerwanderung, der Kreuzzüge und der Reformation, ein so starkes Gemählde von der ehemahligen deutschen Nation hinzufügen zu müssen, als ich es nur immer vermöchte; so wohl von ihrem ältesten Zustande, da sie noch in ursprünglicher Freiheit und Stammesart lebte, als von ihrer Entwicklung und Bildung im Mittelalter. Dieses erheischte eine besondere erklärende Rücksicht auf die großen Kräfte und Formen des Staats, welche im Mittelalter herrschend waren; auf das Verhältniß und Band der Kirche, und des alten Kaiserthums in Deutschland, Italien und Europa, und dann auf den Rittergeist. Um so mehr, da die Hauptfrage auch unsers Zeit-

alters, die große Frage von der gesellschaftlichen Verfassung ist, von der Möglichkeit, das wesentlich Gute und Wohlthätige der alten Verfassung, in den neu entstandenen Weltverhältnissen zu erhalten, von der besten, zweckmäßigsten, gefahrlosesten Vereinigung der alten Rechte mit dem, was der Andrang des neuen Lebens unvermeidlich erheischt. —

Dieß führt zum Nachdenken über die erste Grundkraft des bürgerlichen Vereins und der gesellschaftlichen Verfassung. Wenn nun Geschichte und Theorie darin zusammen treffen, diese Grundkraft des Staats in dem Adel zu erkennen, da alle andere Stände erst an ihm und mit ihm sich bilden und bestimmen; so dürfte es einfacher und sicherer sein, was der Adel in seinem Wesen ist und seiner Bestimmung nach sein sollte, durch die bloße Zusammenstellung der Thatsachen zu erklären, durch die Darstellung dessen, was er ursprünglich war, und was er im Laufe der Zeiten, bald durch die schönste Ausbildung und Verklärung, nach den Gesetzen und hohen Gelübden des Ritterthums, bald aber auch entartend und verwildernd im Faustrecht, und ungezähmter Kriegslust geworden ist, als durch jene schwankende Theorien über den Staat, Verfassung und Gesetzgebung, deren unser Zeitalter so viele hat entstehen und verschwinden sehen. Unter allen frühern Zeitaltern allgemeiner Welterschütterung liegt keines dem gegenwärtigen so nahe, als das Zeitalter der Reformation. Wenn es in dem der Völkerwanderung und der Kreuzzüge mehr nur ein neuer Schwung der Einbildungskraft war, was die allgemeine Erschütterung hervor brachte; so war es im Zeitalter der Reformation eben wie in dem unsern der Verstand, der Gedanke, der sich da als weltherrschende, welterhaltende oder zerstörende Kraft bewährte. Daß der Gedanke, dieser Gott in uns, wenn er auf das Göttliche gerichtet ist, über die Welt und die Zeit so mächtig zu herrschen vermag, ist an sich erhebend für die Würde des Menschen. Wie furchtbar diese Gewalt und Wirkung werden könne, wenn Leidenschaft und Eigennutz sich der hohen Kraft bemächtigen, davon bietet jenes Zeitalter wie das unsere große Beispiele und Belehrungen dar. Eine genauere Betrachtung der Reformation und zwar nach

ihren innern Gründen wird also in dieser Reihe von Betrachtungen über die neue Weltgeschichte ganz an ihrer Stelle sein, einen nothwendigen, ja einen der wichtigsten Theile derselben bilden. Welche Ursachen die lutherischen Unruhen herbeigeführt, wodurch sie so schnelle Ausbreitung und so feste Dauer gewonnen, warum endlich statt einer allgemeinen Reformation der gesammten Kirche nur eine Trennung derselben die Folge gewesen, das wird sich am deutlichsten darstellen lassen, durch die Charakteristik vier großer und außerordentlicher deutscher Männer.

Reuchlin, Ulrich von Hutten, Luther und Melanchton, alle vier Gelehrte, obwohl der erste auch ansehnliche Staatswürden bekleidete, der zweite auch Soldat und Ritter war, haben als Gelehrte durch die Wirkung ihrer Schriften und ihrer Beredsamkeit einen Einfluß auf ihre Zeit und die Welt gehabt, wie wenige der Herrscher und Fürsten ihrer und anderer Zeiten. Die beiden ersten, Reuchlin und Hutten, weil nur vorbereitend und theilnehmend, treten weniger hervor in der Geschichte, doch ist ihr Einfluß darum nicht minder groß. Reuchlin war ein Mann, von dem man sagen kann, daß wenn sein Geist herrschend gewesen wäre, wenn ein so seltener und tiefer Geist allgemein sein könnte, es wohl zu einer Reformation im höheren Sinne, zu einer philosophischen Erhellung und Wiederherstellung des durch scholastische Streitigkeiten verdunkelten Christenthums, aber nie zum Protestantismus, nie zu einer Trennung der Kirche hätte kommen können. Ulrich von Hutten nebst Luther erklären die Trennung, den gewaltsamen allem Vereine widerstrebenden Charakter, welchen die Reformation gleich anfangs nahm; und wenn es noch möglich gewesen wäre, den gestörten Frieden, nachdem die Spaltung schon ein Menschenalter dauerte, wieder herzustellen, so würde dieses Werk welches der große Kaiser so sehnlich wünschte, unter allen Protestanten durch den milderen Melanchton und die ihm ähnlich Gesinnten am ersten gelungen sein. In späteren Zeiten ist die Denkart sehr verändert, der Geist der Protestanten ein ganz andrer geworden. Will man aber jene große, an Folgen so reiche Weltbegebenheit, in ihren inneren philosophischen Gründen genauer erkennen,

so muß man sich ganz in jene erste Zeit zurückversetzen, die Reformation ganz so betrachten, wie sie ursprünglich war.

Reuchlin, einer der ersten Gelehrten, die Deutschland jemahls hervorgebracht hat, in Italien eben so einheimisch wie in seinem Vaterlande, vereinigte am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in sich alle Bildung, alle Kenntnisse und Gelehrsamkeit, welche beide Länder damahls nur irgend darbothen. Der erste Kenner und Wiederhersteller der jetzt neu auflebenden griechischen Literatur, ward er, nicht befriedigt durch sie, zugleich der Stifter und Schöpfer des orientalischen Studiums für ganz Europa. Aber nicht wie die spätern Gelehrten und Literatoren, war es ihm bei diesen Studien nur um die Sprachkenntniß, um historische Sammlung und schönrednerischen Prunk allein zu thun; er bezog alles das auf die höchste Erkenntniß, die dem forschenden Manne immer die erste und wichtigste bleibt, auf die Erkenntniß des Menschen, der Natur und der Gottheit.

Er war ohne Vergleich der tiefsinnigste Philosoph seines Zeitalters; in jener seltneren Tiefe, die mit Klarheit verbunden ist, stand er noch über Leibnitz. In Rücksicht der Fülle und des Umfanges der Kenntnisse, konnte ihm in der damahligen Welt etwa nur noch ein Jüngling in Italien, das Erstaunen seiner Zeitgenossen, der Fürst Pious von Mirandola an die Seite gestellt werden; doch ist dieser durch einen frühzeitigen Tod dahingerissen, nie zu gleicher Klarheit gelangt wie Reuchlin. Mit der äußern Welt, dem Leben und dem Staate war er so bekannt, wie es ein Mann sein mußte, der in der genauesten Verbindung stand mit den meisten Gelehrten und mit vielen gebildeten Großen und Fürsten seiner Zeit in Italien und Deutschland. Durch seine Neigung zu orientalischen Sprachen und zur orientalischen Philosophie ward Reuchlin einigen der beschränkteren Geistlichen und Theologen verhaßt und verdächtig. Der Streit war lebhaft und kam bis nach Rom; eben in Rom ward er für die gute Sache und für Reuchlin entschieden. Rom war damahls mehr als jemahls der Sitz der Gelehrsamkeit, der Kunst und wahren Geistesbildung; es herrschte daselbst kurz vor dem Ausbruche der Reformation eine Denkfreiheit,

über die man jetzt fast erstaunen muß. Nicht als ob hier, wie man es oft darstellt, eine nur nicht öffentlich kund gegebene, im Verborgenen dafür desto allgemeiner herrschende Freidenkerei und Gleichgültigkeit nachsichtig und duldsam gemacht hätte über Gegenstände des Glaubens, wenn sie nicht die Verfassung der Kirche betrafen; eine solche Denkart äußerte sich wohl hie und da in Italien, bei den Ersten aber, bei den Würdigern und Bessern ging die freie Ansicht hervor aus einer gründlichen und tiefen Kenntniß der Philosophie wie der Religion und der Kunst, und aus der Ueberzeugung von ihrer gegenseitigen Uebereinstimmung. Reuchlins Philosophie übersteigt sehr weit das Maaß und die Schranken gewöhnlicher Fähigkeit und Ansicht. Einzelnes darin mochte dem Beschränkteren leicht gefährlich scheinen; das Ganze streitet nicht mit dem christlichen Glauben, aber weit entfernt ist es von den Ansichten und der Lehre der Protestanten, ja es kann vielmehr zum besten Beweise dienen, daß Reuchlin seinen eigenen Meinungen nach keinesweges den Protestanten angehöre. Nur weil jener Streit über orientalische Sprachen und Philosophie mit in den Strudel der protestantischen Angelegenheiten hinein gezogen ward, zählte man nachher auch Reuchlin mit unter die Stifter und Urheber der Reformation, die er allerdings wie viele andre, ohne es zu wollen und voraus zu sehen, mit veranlassen half.

Wenn man in den geschichtlichen Darstellungen der Reformation den Ursprung derselben gewöhnlich ableitet aus der Ablaßkrämerei, und den fromm gemeinten Geldbeiträgen, welche für Rom in Deutschland gesammelt wurden, um den Bau der herrlichen Peterskirche zu vollführen, aus diesem oder irgend einem andern einzelnen Mißbrauche, so bleibt man bloß bei der ersten äußern Veranlassung stehen, die sich leicht hätte wegräumen lassen, ohne so große Folgen zu haben, ohne eine Begebenheit und eine Erschütterung herbei zu führen, welche auch ohne jene Veranlassung etwas früher oder später doch erfolgt sein würde. Dieser wahre Grund der Reformation ist weit tiefer als in jener zufälligen Veranlassung zu suchen, und war lange vorhanden,

ehe es zu dem letzten Ausbruch kam. In der Philosophie lag er; oder vielmehr in der Vernachlässigung und Entartung derselben. In der Philosophie, d. h. in der wissenschaftlichen Grundlage des höhern Unterrichts und in dem innern Geiste der öffentlichen Meinung. Das erste war die Philosophie damahls mehr als je; das letzte, der innere Geist und die erste bewegende Ursache der öffentlichen Meinung und herrschenden Denkart ist sie zu allen Zeiten gewesen. In dem unsichtbaren Gebiete der Philosophie, in dem Geist der selbstdenkenden Menschen jedes Zeitalters ist immer zuerst die Veränderung vorgegangen, diejenige Denkart entstanden, welche, wenn sie dann ein oder mehrere Menschenalter später allgemein herrschend geworden, als öffentliche Meinung in der äußern Welt Wirkungen hervorbringt, die oft nur allzu groß, allzu sichtbar sind. Zwar sollte man glauben, daß die Philosophie nicht erst wie andere Wissenschaften mit der Zeit zunehmen und wachsen, daß es überhaupt keine Veränderung in ihr geben dürfe; wenn anders, worauf es für die Philosophie ankommt, nur die Erkenntniß des Ewigen ist, welches wir im Gefühl unsrer eigenen Unvollkommenheit, Gott, in Beziehung auf unsre sittliche Bestimmung, Tugend und Gerechtigkeit, in Rücksicht unserer Hoffnungen aber, Unsterblichkeit der Seele nennen. Denn eine solche Erkenntniß ist zwar mannichfach verschiedener Ausdrücke, aber an sich keines Zusatzes fähig. Es sind die großen Fortschritte und die Entdeckungen, deren die Philosophie sich von Zeit zu Zeit rühmt, nur Entdeckungen, die vor Jahrhunderten und Jahrtausenden auch von andern schon gemacht worden, nur in andrer Gestalt und Sprache. Aber eben die Art, wie jene Erkenntniß ausgedrückt, entfaltet und mitgetheilt wird, ist von der äußersten Wichtigkeit für die allgemeine Denkart, die früher oder später immer von der wissenschaftlichen bestimmt wird. Noch mehr ist dieß der Fall, wenn der Geist in einer zerstörenden Richtung gegen jene Erkenntniß wirkt, welche dem Menschen und dem Leben allein feste Einheit zu geben vermag; oder wenn es versäumt wird, die schädlichen Einflüsse dieser zerstörenden Bestrebungen zu vernichten, so lange es noch Zeit ist. Wo irgend ein Staat oder Glauben im öffentlichen oder ge-

heimen Widerspruch ist mit der herrschenden Philosophie, da kann man gewiß sein, daß jene allmählig untergraben und gewaltsamen Veränderungen unterliegen werden. — Von der frühesten Zeit, von seinem Ursprunge an war das Christenthum schon doch einige seiner ersten Lehrer mit der Philosophie auf das engste verbunden, zum sichern Beweise, daß diese Verbindung nicht zufällig, sondern dem Christenthume wesentlich sei. Es hatten selbst die alten Vertheidiger den Sieg desselben über den Glauben und die Grundsätze des Alterthums, vornehmlich durch das Uebergewicht der christlichen Philosophie über die stoisch-platonische erst ganz entschieden. Wie nachtheilig mußte jetzt der Religion selbst der Verfall und die Verwilderung der Philosophie sein, welche durch mehrere ungünstige Umstände herbei geführt, im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte eine so große Höhe erreichte. Diese Umstände waren der auf den großen freien Universitäten, ohnehin sich leicht entzündende und herrschende Sectengeist, die Zwietracht und die Eifersucht der verschiedenen gelehrten Orden, welche Wissenschaft und Erziehung vorzüglich in Händen hatten. Auch die neu aufgenommene römische Jurisprudenz hatte der philosophischen Streitlust Nahrung gegeben. So war die auf allen europäischen Universitäten herrschende Philosophie in ein leidenschaftliches Sectenwesen, eine dialectische Streitlust und leere Formenspielerei ausgeartet; die bessere höhere Philosophie einzelner Selbstdenker, deren Deutschland, von Albertus Magnus bis auf Reuchlin fortgehend, mehrere hervorgebracht hat, konnte nicht in die allgemeine Denkart übergehen und keine Ausbreitung erlangen, weil jene andre Philosophie schon herrschend war. Es fehlte dabei nicht an der beständigen heimlichen Gegenwirkung einer falschen, von Gott entfernten Philosophie, deren Geist dem Christenthume allerdings entgegen gesetzt ist. Sobald die wahre Philosophie vernachlässigt wird, tritt eine falsche unvermeidlich an ihre Stelle. Besonders seit der Bekanntschaft mit dem Morgenlande, hatte Unglauben und Schwärmerei nie aufgehört, sich in manchen Gestalten im Stillen zu verbreiten. Kurz vor der Reformation ward die Neigung

zum astrologischen Aberglauben und zu magischen Künsten besonders sichtbar, in welchen einige nicht allgemein bekannte Naturkenntnisse mit vielen absichtlichen Täuschungskünsten vermischt, auf den Geist und die Sitten gleich nachtheilig wirkten. Einer durch Geisteskraft besonders ausgezeichneten philosophischen Abentheurer dieser Art, der unter dem Nahmen des Doctor Faust eine Volksfabel geworden ist, stand mit vielen bedeutenden Männern damahliger Zeit in Verbindung; er lebte auf Franz von Sickingens Schloß, und sein Beispiel hatte verderblichen Einfluß auf die Gemüther. Auch der erste große Versuch einer gänzlichen Kirchenumwälzung durch Arnold von Brescia, war ganz von einer schwärmerischen Philosophie ausgegangen. Die verschiedenen Oppositionen und Neuerungen der folgenden Jahrhunderte bis auf die Kirchentrennung hatten ihren ersten Ursprung alle aus der Philosophie genommen, und selbst Luthern befeuerte weniger der Gedanke an die Abstellung einiger Mißbräuche, als die ihm eigenthümliche Glaubensansicht, von der er nicht ablassen, und die er gewaltsam durchsetzen wollte.

Wenn Reuchlins Einfluß und Geist uns hinleiten kann auf die allgemeinen tiefern Ursachen der Reformation, so wird aus einem Charakter, wie Ulrich von Hutten dagegen die schnelle Ausbreitung klar, und die politische Wichtigkeit, welche sich gleich anfangs erhielt. Zugleich Soldat und Gelehrter besaß er eine unwiderstehliche hinreißende Beredsamkeit, welche er als ein leidenschaftlicher Patriot oftmahls nicht bloß gegen die Mönche, sondern auch gegen die Türken, die Franzosen, oder andere beliebte Gegenstände der Art ausließ. Noch mehr als durch seine Beredsamkeit wirkte er durch seinen beißenden Witz und durch sein gesellschaftliches Talent, durch welches er mit allem, was nur irgend gebildet oder von Bedeutung in Deutschland war, in Verbindung stand. Seine Kenntnisse wie seine Fähigkeiten waren mehr die angenehmen, leichtern, welche desto allgemeiner wirken, als die ernsten wissenschaftlichen. Je mehr Blößen die herrschende Philosophie zeigte, je mehr hatte sich die mit der neubelebten alten Literatur entstandene Classe der Freunde derselben ganz ihrer Liebhaberei überlassen,

und es war bei dem großen Haufen derselben, den sogenannten Humanisten, eine Entfremdung und Abneigung vor aller ernsten Wissenschaft, eine gewisse bloß auf das Angenehme gerichtete leichtsinnige Freidenkerei entstanden, die um so gefährlicher war, je ausgebreiteter diese Menschenclasse wirkte zu einer Zeit, da die lateinische Sprache nicht bloß als Geschäfts-, sondern auch als Gesellschaftssprache diente. Ein Epigramm von Hutten ward in kurzer Zeit in allen Hauptstädten Europa's verbreitet und gelesen. Ein ziemlich abentheuerlicher Lebenslauf hatte ihn durch halb Europa hin und her getrieben und seinen unruhigen rastlosen Geist nur noch mehr entwickelt; Muth hatte er, alles, selbst das Gefährlichste zu unternehmen. So hatte er als geübter Ritter einst vier Franzosen, die von dem Kaiser unehrerbiethig gesprochen, zugleich im Zweikampfe besiegt, wofür ihn Maximilian mit hohen Ehrenbezeigungen belohnte. Seine Feder war noch kühner und schneidender als sein Degen. Als Herzog Ulrich seinen Vetter Johann von Hutten umgebracht hatte, wußte seine Rachgier alles gegen diesen mächtigen Feind in Bewegung zu setzen. Ulrich von Würtemberg suchte jene aus Eifersucht über seine Gemahlin, eine geborne Fürstin von Baiern, oder wahrscheinlicher wegen eines Liebesverständnisses mit des jungen Huttens Frau entsprungene Gewaltthat damit zu entschuldigen, daß er als Vehmrichter, als einer der Obersten des heimlichen Gerichts dazu befugt gewesen sei. Es kann ein Bild geben von der zerrütteten Verfassung jener Zeit, daß eine geheime Gesellschaft, welche freilich auch einen Kaiser vor ihren Richterstuhl zu fordern sich erkühnte, deren Wissende wie sie sich nannten, alle andern nicht Eingeweihten für bloße unbedeutende Schatten hielten, öffentlich zu solchen Thaten genannt werden durfte. Er ist übrigens in diesem merkwürdigen geheimen Bunde, der wohl mit den ältern Gesellschaften gleicher Art zusammen hängen mochte, sichtbar, daß derselbe bei dem damahligen Streite des Adels mit den andern Ständen auffallend den ersten begünstigte. Ulrich von Hutten war einer von jenen gefährlichen Charakteren, welche als Kennzeichen der Zeit meistens hervortreten, wenn dem Staate und der Nation eine große Gäh-

rung und Umwälzung bevorsteht. Er war zum Volksführer geboren, und wohl der Mann, mit seiner rastlosen Thätigkeit eine halbe Welt in Aufruhr zu bringen. Es schien damahls in Deutschland alles reif zu einer allgemeinen Staatsumwälzung, wovon der mehrmalige Aufstand des Landvolks, der Zustand in Schwaben und Niedersachsen, wo die großen Fehden fast zu einem offenbaren Bürgerkriege ausgebrochen waren, welcher auch von Frankreich aus heimlich begünstigt ward, der furchtbare Bauernkrieg, Franz von Sickingens Unternehmungen, und später hin die Unruhen der Wiedertäufer unter Johann von Leiden, nur als einzelne Erscheinungen zu betrachten sind. Der Grund zu einer solchen Revolution lag in dem starken Sittenverderbnisse einiger Stände, bei doch noch ungeschwächter Geistes = und Körperkraft der Nation; in der Gährung der Meinungen, in dem herrschenden Fehdegeist, am meisten aber in den innern Verhältnissen der Verfassung und der Stände selbst. Der Adel, obwohl immer noch die alte Fehde gegen die reichen Städte erneuernd, mochte es wohl fühlen, daß die eigentlichen Feinde seiner Unabhängigkeit und Macht die Fürsten seien, und wenn diese wegen der anderweitigen großen Gewalt des neuen Kaisers nicht ohne Besorgniß waren, blieb dagegen der Adel wie überhaupt die Nation dem Kaiser ganz ergeben. Ein ehrgeiziger Kaiser, der vielleicht die Absichten gehabt hätte, deren man Karl den Fünften auch in Rücksicht Deutschlands beschuldigt hat, durfte sich nur an die Spitze dieses Adels stellen, den allgemeinen Wünschen etwas mehr entgegen kommen, um seinen Zweck ganz zu erreichen und unumschränkter Herr zu werden. Erwartungen dieser Art verrathen nicht nur Sickingens, zum Anfange gegen einen geistlichen und anerkannt französisch gesinnten Fürsten gerichtete Unternehmungen, sondern auch manche andre Aeußerungen der Zeit. Wie sehr Luther auf den Adel rechnete, ihn als die wahre Kraft und den Kern der Nation betrachtete, durch welche Erwartungen und Aussichten diesem Adel die neue Lehre auch außer der eignen Ueberzeugung noch schmeicheln und ihn gewinnen und fortreißen konnte, das sieht man deutlich aus Luthers merkwürdiger Schrift:

An den Adel deutscher Nation, einer der wichtigsten Urkunden für die damahlige Zeitgeschichte und den innern Zustand Deutschlands. Von dieser politischen Seite ergriff Hutten Luthers neue Lehre und die damahligen Streitigkeiten; denn von Huttens Philosophie, oder der Theilnahme seines Herzens an den Angelegenheiten des Glaubens, erregen seine Sitten und seine Schriften nicht die vortheilhafteste Meinung. Er sah in Luthers Sache den Keim einer deutschen Revolution, und er war unermüdet geschäftig, das Feuer der einmahl entzündeten Zwietracht nach Kräften auszubreiten, und in helle Flammen zu bringen. Die bewunderungswürdige Kunst des Bücherdrucks, welche anfangs ihrer wahren Bestimmung gemäß in Italien wie in Deutschland angewandt ward, die herrlichsten Denkmahle des Alterthums und des Mittelalters, nebst den Schriften der Alten auch die beliebtesten großen Dichterwerke in der Landessprache mit ruhmwürdigem Wetteifer zu vervielfachen, gab jetzt ein gefährliches Werkzeug und leichtes Mittel an die Hand, tausende von Flugschriften schnell unter das Volk zu verbreiten. Daß in dem Bauernkriege die Gährung gerade nach einer andern Seite hin ausbrach, als man zuerst erwartet hatte, darf uns nicht Wunder nehmen. Wenn die Kraft der Masse einmahl frei gegeben, die Flamme der Volksleidenschaft einmahl entzündet ist, so nimmt sie ihren eigenen zerstörenden Lauf, gehorcht selten mehr der lenkenden Hand dessen, welcher den ersten Anstoß gegeben hat.

Daß die Reformation gleich im Anfange nicht ganz eine solche Revolution wurde, das verdankt man vorzüglich Luthern, und dadurch hat er der Reformation vorzüglich Dauer gegeben, so wie Ulrich von Hutten und die ihm Aehnlichen für die schnelle Verbreitung derselben gesorgt haben. Hätte Luther sich nicht mit aller Kraft den gefährlichen Irrthümern, in die gleich anfangs einige seiner Anhänger geriethen, entgegengestellt; hätten diese Schwärmereien von allgemeiner Gleichheit, und von Abstellung aller weltlichen Obrigkeit, als die nun bei dem neuen Zustande der Dinge überflüssig sei, die Oberhand behalten, wäre die sogenannte Reformation des Glaubens und der Kirche ganz und gar

eine Revolution des Staats und der Nation geworden; so würde die erste Erschütterung des Bürgerkriegs unstreitig viel schrecklicher und allgemeiner geworden sein, wahrscheinlich wäre sie aber alsdann, wenn der Sturm ausgetobt hätte, durch sich selbst besiegt, und eine Rückkehr zur alten Ordnung der Dinge das Ende des Ganzen gewesen. Daß Luther die Flamme des Aufruhrs zu dämpfen kräftig mitgewirkt, wußten ihm besonders die Fürsten Dank, ja selbst bei denen, welche seine Lehre und sein Verfahren nicht billigten, mußte er dadurch an Achtung gewinnen. Ueberhaupt war sein persönlicher Charakter ganz dazu geeignet, seiner Parthei Dauer und Festigkeit zu geben. Die große Kraft, welche ihm ein so entschiedenes Uebergewicht vor allen andern der mit ihm in gleichem Sinne Wirkenden gab, erhielt die Einheit, so viel als es nur immer in dem gährenden Zustande möglich war. Bei der leidenschaftlichen Hitze, mit welcher Luther sich ausdrückte und äußerte, hielten seine Grundsätze und seine Denkart dennoch in manchen Stücken gerade das Maaß, was nöthig war, um seine Parthei als abgesonderte Parthei zu erhalten. Wenn er gleich anfangs weiter gegangen wäre, wenn er gar in jene Schwärmereien mit eingestimmt hätte, so würde sich das Ganze weit eher aufgelöst haben. Grade daß er anfangs von dem alten Glauben sich nicht weiter entfernte als er es that, das verschaffte ihm so viele und so bedeutende Anhänger, und dem Anhange selbst diese Festigkeit. Bei den großen Eigenschaften, mit denen er unläugbar begabt war, lassen sich alle Fehler, die man ihm Schuld geben muß, in den einzigen Vorwurf zusammen fassen, daß er von einem ganz unbiegsamen Starrsinne und Hochmuth besessen war. Selbst seine treuesten Anhänger und Freunde führten oft bittere Klagen darüber. Aus dieser einzigen Eigenschaft des starrsinnigen Hochmuths, läßt sich alles ableiten, was in seinen Schriften durch leidenschaftliche Hitze oder sonst jedem tadelhaft erscheint, ja auch alles, was in der ihm eigenthümlichen Glaubensabsicht dem milden und liebevollen Geiste des Christenthums nicht entspricht. Wer das Christenthum auf seine ursprünglich reine Gestalt zurück führen will, der muß in eben dem reinen und liebevollen Geiste

wirken. So haben Borromäus und die heilige Thereſia mit Strenge aber liebevoll, die Kirche wahrhaft reformirt. Gränzenlos aber war Luthers Hitze gegen ſeine Feinde nicht nur, ſondern auch gegen die Freunde und Gleichgeſinnten, wenn ſie nicht ganz dachten wie er. Unglaublich für unſere Zeit iſt, was er ſich gegen König Heinrich den Achten zu ſagen erlaubte. Seine Heftigkeit gegen die Reformirten und gegen andre von ihm abweichende Schüler, die er wie abtrünnige Rebellen zu betrachten ſchien, übertrifft an leidenſchaftlichem Ausdrucke noch das, was er gegen den Antichriſten in Rom — wie er den Papſt zu nennen pflegte — zu äußern gewohnt war. Selbſt die Abſtellung der Mißbräuche und die Verbeſſerung der kirchlichen Verfaſſung zu erreichen, war die ſtürmiſche Hitze nicht der beſte Weg, da bei dem genauen Zuſammenhange der Kirche und des Staats hier entweder mit äußerſter Schonung verfahren werden, oder große Zwietracht erfolgen mußte. Am wenigſten konnte auf einem ſo ſtürmiſchen Wege dem, worin doch eigentlich die Quelle des Uebels lag, abgeholfen, die Philoſophie wahrhaft reformirt, d. h. nicht bloß die alte weggeräumt, ſondern auch eine beſſere an die Stelle geſetzt werden; durch einen Mann, welcher den großen Lehrer des Alexander nicht anders als einen verdammten, ſchalkhaften, todten Heiden zu nennen wußte.

Luthers Beredſamkeit machte ihn zum Manne des Volks, und eben jene Unbiegſamkeit, über die auch ſeine Freunde klagen, gab, verbunden mit dem Umſtande, daß ſeine Grundſätze ungeachtet des leidenſchaftlichen Ausdruckes, im Weſentlichen ſowohl in Hinſicht des Staats als auch des Glaubens, dennoch in gewiſſen Schranken blieben, ſeinem Anhange deſto mehr Feſtigkeit und Einheit, der neuen Parthei aber dauernde Kraft.

Wenn nun Luthers perſönlicher Charakter ſehr viel mitgewirkt hat, der neuen Parthei als einer abgeſonderten Parthei dieſe Feſtigkeit und Dauer zu geben, ſo ſchien der Charakter Melanchthons, der nach Luther als das Haupt der Proteſtanten verehrt wurde, ganz geeignet, die völlige Trennung, wenn es überhaupt noch möglich geweſen wäre, zu verhüten, und die geſtörte Eintracht in

dem christlichen Europa wieder herzustellen. Es war die Hoffnung unzählig vieler Gutdenkenden, wie der größten für das öffentliche Wohl besorgten Staatsmänner, daß dieser allerdings schwere Versuch durch den ruhig forschenden, sanft gesinnten Melanchthon erreicht werden könnte, welchem selbst seine Mitbrüder oft die zu große Nachgiebigkeit zum Vorwurfe machten. Diesem Versuche, die Eintracht wieder herzustellen, und statt einer Trennung der Kirche, eine Verbesserung derselben einzuleiten, widmete sich Kaiser Karl in der letzten Hälfte seines Lebens mit dem ganzen Ernste aller seiner Kräfte; und der Erste an Ansehen unter den Protestanten kam von der andern Seite dazu entgegen. Mußte dieser Versuch vergeblich sein? war die Trennung wirklich ganz nothwendig? Man entscheidet in solchen Fällen meistens nach dem Erfolge, obwohl mit Unrecht. An und für sich nothwendig war die Trennung nicht; noch war eine Wiedervereinigung möglich. Luthers ihm eigenthümliche Lehre von der Nichtfreiheit des Willens war von seinen Nachfolgern theils verlassen, theils so wesentlich verändert worden, daß man über diese Hauptlehre der Vereinigung oft schon ganz nahe kam. Wichtig war allerdings auch die Neuerung in Betreff der mit den Geheimnissen des Christenthums verbundenen Gebräuche; denn durch ihre Abschaffung und Veränderung war die Gewohnheit des alten Gottesdienstes unterbrochen worden. Da aber das Wesentlichste, die Anerkennung des Geheimnisses, mit Ausnahme der zwinglischen Parthei, von den übrigen Protestanten zugestanden ward, so wäre auch hier möglich gewesen, zusammen zu kommen. Andre äußere Verschiedenheiten hatten weder gegen die Vereinigung der griechischen und der römischen Kirche ein Hinderniß geschienen, noch auch die Wiederherstellung des Friedens nach den hussitischen Unruhen unmöglich gemacht. Ueber die geistlichen Güter, die Staatsverhältnisse und Verfassung hätte man sich leicht vereinigen mögen, wenn man den Frieden allgemein gewollt hätte, da dieß bloße Aeußerlichkeiten der Kirche, nicht das Wesen des Glaubens betraf. Daß Hadrian der Sechste so bald der Welt entrissen ward, daß der Kaiser und die geistliche Gewalt nachmahls nicht immer in Uebereinstimmung

wirkten, Melanchthons Gesinnung eben auch bei den Protestanten nicht die herrschende war, daß überhaupt der Versuch früher durch Staatsereignisse verhindert, dann zu spät gemacht wurde, als die Trennung schon zu sehr verjährt und zur Gewohnheit geworden war, das, nebst andern zufälligen Umständen, hat der Reformation gerade den Ausgang gegeben, welchen sie gehabt hat, und welchen man anfangs voraus zu sehen weit entfernt war. Wohl mag es wahr sein, daß im höhern Sinne nichts zufällig ist in der Weltgeschichte, daß alles, was wir, wenn es uns vor Augen steht, Zufall nennen, in einer umfassendern höhern Ansicht, als eine geheimnißvolle Fügung sich kund giebt, und so wollen wir es gern mit Dank erkennen, daß die Reformation später auch wohlthätige Folgen für die Entwicklung des Menschengeistes gehabt habe. Hätte sie diese nicht gehabt und haben sollen, so würde sie nicht geschehen sein. Nur den großen Kaiser tadle man desfalls nicht, daß er an jenes Werk der Eintracht so viele Anstrengung, und fast sein halbes Leben verschwendet; denn jene späteren wohlthätigen Folgen, die uns jetzt mit der vorübergehenden Zerrüttung und Trennung selbst aussöhnen, waren damahls noch im Dunkel der Zukunft verhüllt; was aber jeder von Karls Staats- und Weltkenntniß ohne Sehergaben mit Gewißheit voraussah und voraussehen konnte, war das, was wirklich erfolgt ist, daß nähmlich Europa auf ein Jahrhundert wenigstens, wo nicht auf länger, von blutigen Bürgerkriegen würde zerrissen werden. Ueberhaupt soll der Mensch der Vorsehung nicht vorgreifen, sonst wäre die Entschuldigung für jeden schon gefunden, der irgend einem Strome des Verderbens folgt aus Schwäche, oder aus theilnehmendem Ehrgeize. Der Mensch soll nur auf die Stimme der Ehre, der Gerechtigkeit und der Liebe hören, wo er dann meistens sich zum steten Kampfe gegen das Schlechte berufen fühlen wird; was aus diesem Schlechten einst durch Gott Gutes entstehen kann, das soll er Gott und der Zukunft überlassen. — Alles, was Karl voraus sah, und was sein Gemüth drückte, das war nun einmahl beschlossen, und die völlige Trennung war lange schon in den Gemüthern innerlich vollendet, ehe sie durch die

tridentinische Kirchenversammlung auch für die äußere Welt gesetzlich ausgesprochen ward. Wenn der Ausspruch desselben im Gegensatze gegen die neue Lehre nichts andres sein konnte, als eine Bestätigung des alten Glaubens, wenn für die Verbesserung der Kirchenzucht, und Abstellung einzelner Mißbräuche und Gebrechen fast mehr zu Trient geleistet worden ist, als sich unter so schwierigen Umständen erwarten ließ, so ward dennoch das Uebel, da wo eigentlich der Grund desselben lag, nicht gehoben, was auch durch eine Kirchenversammlung nicht geschehen konnte. Die gestörte Eintracht zwischen der Philosophie und dem christichen Glauben war nicht wieder hergestellt, selbst die Einrichtung er wissenschaftlichen Institute, die Verfassung der Universitäten und der geistlichen Gesellschaften, deren Händen der höhere wissenschaftliche Unterricht anvertraut war, ward nicht aus dem Grunde verbessert; der Keim des Uebels blieb. Der Mißbrauch der Philosophie und der Denkfreiheit, der so große Zwietracht veranlaßt, so unglückliche Folgen gehabt hatte, führte jetzt zum entgegengesetzten Uebel, zur Beschränkung, ja zur Unterdrückung. Die bloße Unterdrückung einer falschen Philosophie und mißbrauchten Denkfreiheit, wo das Uebel nicht aus dem Grunde gehoben, wo nichts Besseres an die Stelle gesetzt wird, veranlaßt jedesmahl eine um desto schlimmere und gefährlichere Gegenwirkung. Diese ist denn allgemein auch erfolgt, und hat ihren weit verbreiteten Einfluß bis auf die Umwälzung der neuesten Zeit erstreckt.

Dreizehnte und vierzehnte Vorlesung.

Verkannt zu werden ist das gewöhnliche Loos der wahren Größe. Außerordentliche Kraft und Thätigkeit, mit den gemeinen nur weiter greifenden eigennützigen Zwecken, die werden leicht verstanden und von allen gepriesen. Cäsar findet bei der Menge mehr Bewunderer als Alexander, weil jener kalt berechnete, wo dieser begeistert war. Noch mehr aber findet jene Verkennung Statt, wo die außerordentliche Kraft und Thätigkeit, allein auf große Ideen gerichtet, um sie auszuführen, die Welt öfter zu bekämpfen als zu benutzen strebt, wo das tiefe Gefühl von diesen großen Gegenständen durchdrungen, in den äußern Handlungen bisweilen einige Ungleichheit hervorbringt.

Daher die vielen widersprechenden, ungünstigen, wenigstens tief unter seiner wahren Würde und Größe bleibenden Urtheile über den großen Kaiser Karl den Fünften. Was Haß und Vorurtheil gegen ihn verbreitet haben, konnte nur darum bis auf neuere Zeiten so viel Eingang finden, weil nicht jeder Sinn und Gefühl hat für die Gedanken und die Handlungsweise eines in allem so weit von dem gewöhnlichen Maßstabe entfernten Geistes, dessen Wirkungen richtig zu beurtheilen, auch eine sorgfältige, umfassende Kenntniß seines ganzen Zeitalters erfordert wird, weil er in alle Erscheinungen desselben eingriff und verflochten ward, eines

Zeitalters, das unter allen zu den vielseitigsten und mannichfaltigsten gehört.

Das Glück hatte reich für Karln gesorgt, noch ehe er in das Alter trat, selbst zu handeln; es hatte die schönsten Kronen Europa's entweder mit Gewißheit aber mit fast sicherer Erwartung zu einem reichen Erbe auf sein Haupt zusammen gehäuft. Indessen lag in den Schicksalen, welche ihn schon als Knaben und Jüngling umgaben, auch vieles Schmerzliche oder Gefahrdrohende. Sein Vater Philipp der Schöne, ein ritterlich edler, wohlwollender, aber leidenschaftlicher, nur dem Vergnügen ergebener Fürst, war nach einem kurzen Genusse des herrlichen Königreichs vom frühzeitigen Tode den Hoffnungen und der Liebe seiner Kastilier entrissen, hatte Karln noch als Kind fremder Obhut hinterlassen. In meistens feindlicher Entfernung standen die beiden Großväter, Maximilian und Ferdinand der Katholische von Arragonien gegen einander. Liebe und Eifersucht hatten seine Mutter Johanna in Schwermuth, und endlich nach dem Tode ihres Gemahls in einen stillen Wahnsinn gestürzt, der sie gegen alles gleichgültig und unempfindlich machte, die eine Empfindung und Sorge für den Leichnam des Geliebten ausgenommen, welchen sie im Sarge mit sich führte, und noch jetzt eifersüchtig bewachte. Daß Karls jüngerer Bruder im fremden Spanien erzogen in den frühern wankelmüthigen Erbverordnungen des Großvaters wie durch die Liebe einiger spanischen Großen, zum spanischen Throne bestimmt worden war, mußte die brüderliche Liebe des Jünglings gegen eben den Ferdinand, der künftig in Geschäften und Gefahren sich stets als seinen treuesten Freund bewährte, in Sorge und zurückhaltendes Mißtrauen umwandeln. Selbst seine beiden Erzieher, der gelehrte Adrian, nachheriger Papst, und Chievres, ein staatskundiger Niederländer, der Karln wie jener in die Welt der Kenntnisse, so er in die Welt der Geschäfte einführte, wirkten nicht übereinstimmend, sondern in ganz entgegengesetzten Gesinnungen auf den Jüngling. Alles dieses konnte und mußte beitragen und bewirken, daß er, der von Natur seinem Vater ähnlich, ganz zu ritterlichen Leibesübungen und kriegerischen Spielen geneigt

war, sich dennoch schon frühe durch eine seltene Besonnenheit und Bedachtsamkeit auszeichnete. Diesen nachdenklichen und gefühlvollen sinnigen Ausdruck hat das Bildniß des fünfzehnjährigen Jünglings von einem großen deutschen Künstler entworfen. Da Karl von Meisterhand fast in jeder Stufe seines Lebens abgebildet worden, so ist es merkwürdig, den Uebergang in diesen verschiedenen Abbildungen zu sehen, wie in jene regelmäßige und schöne Gesichtsbildung des Jünglings die Welt allmählig immer tiefere Furchen des Nachdenkens und des Leidens eingegraben hat.

Wie große Ursache fand Karl bei seiner Ankunft in Spanien zur Sorge und zur aufmerksamsten Beachtung seiner selbst, seiner Verhältnisse und der Welt. Das Reich enthielt schon damahls den Stoff zu allen den Gährungen, die bald in so gewaltige Flammen ausbrachen. Ein mächtiger Adel, erst seit kurzem an eine strengere Handhabung der königlichen Gewalt gewöhnt, eine freie Verfassung, reiche und stolze Städte; Partheien mancher Art durch Ferdinands Druck, selbst durch Ximenes wohlmeinende Begünstigung der Städte, durch seine heilsame aber noch neue gesetzliche Strenge, durch Ferdinands des Katholischen Zwiespalt mit Philipp und Maximilian erregt und entzündet; dabei eine günstige Gelegenheit für jede Parthei, eine dem jungen Könige entgegengesetzte Regierung mit einigem Rechtsschein aufzuwerfen in der Person seines in einem frühern Testament vom Großvater zum Erben eingesetzten jüngern Bruders Ferdinand; oder auch in der Königin Mutter Johanna, deren Unfähigkeit zu herrschen ungeachtet ihrer Schwermuth noch nicht gesetzlich ausgemacht und gewiß schien. Man hat Karln unter andern auch aus seinem Undank gegen Ximenes einen großen Vorwurf gemacht. Dieß möchte gelten, wenn der Vorfall um einige Jahre später wäre; billigerweise aber sollten die Handlungen des siebzehnjährigen Jünglings, der in einer so schweren Lage in ein ihm fremdes Reich kam, nach einem andern Maßstabe beurtheilt werden. Es mochte denen, die Karln umgaben, sehr daran gelegen sein, eine Zusammenkunft zwischen ihm und Ximenes zu verhindern. Wer weiß, was ein Gespräch mit dem

erhabenen und staatskundigen Greis in der Seele des Jünglings alles gewirkt haben, wie sehr diejenigen dabei verloren haben würden, die vom Knabenalter her noch am meisten Einfluß und Gewicht bei ihm hatten. Dasselbe gilt in Beziehung auf den Mißbrauch, welchen die Niederländer anfangs von ihrem Einfluß in dem fremden reichen Spanien machen konnten. So frühe Karl auch selbst arbeitete, so sehr er späterhin in allem selbst sah, selbst urtheilte und entschied, so gehört es mit zu seinen Eigenthümlichkeiten, daß er erst allmählig allein wandeln und sich selbst bestimmen lernte; er war gleich entfernt von dem herrschsüchtigen Ungestüm solcher Jünglinge, die zu früher Herrschaft gelangt, ihre Kräfte erst durch den Mißbrauch kennen lernen; und der Schwäche derjenigen, welche sich und den Staat der fremden Leitung willig für immer hingeben. **Nondum** — war sein schöner Wahlspruch, als er im Turniere zu Valadolid alle Zuschauer durch seine Geschicklichkeit in ritterlichen Spielen in Erstaunen setzte; er fühlte gleich sehr, was er wohl werden könnte, als daß er es jetzt noch nicht sei. Lehrbegierig, arbeitsam, besonnen war er von Jugend an, aber es bedurfte einige Zeit, ehe er Zutrauen zu seinem eignen Urtheile gewann und selbstständig ward.

Die erste Begebenheit, die man als seine That, als den Anfang seiner Geschichte und Regierung betrachten kann, ist der Entschluß, Spanien zu verlassen, um die angetragene Kaiserwürde in Deutschland persönlich anzutreten. Er führte diesen Entschluß aus, gegen den Rath und die Warnung vieler seiner Getreuesten. Es war vor Augen, daß die Gährung in Spanien zum Ausbruche kommen müsse; aber auch Deutschland bedurfte seiner und rief ihn mit Ungeduld herbei. Seit Jahrhunderten war keine Wahl so wichtig, so groß gewesen, von ganz Europa als so groß und wichtig anerkannt worden. Karl hatte den Sieg davon getragen, über den mächtigen durch Kriegsruhm glänzenden König Franz. Kam der neuerwählte Kaiser bald, die angetragene Würde zu führen, so konnte sie in seiner Hand wieder das werden, was sie einst war, die höchste Stufe und Gewalt der europäischen Christenheit; zögerte er, schwand die Hoffnung, die man auf ihn ge-

setzt hatte, einmahl dahin, so würde dieser Augenblick nie wiedergekehrt sein, die kaiserliche Hoheit dann mit einem Mahle alle Kraft und Bedeutung verloren haben. Karl war in die Schranken des Ruhms gerufen; er folgte unerschüttert diesem Rufe, der drohenden Gefahr nicht achtend. Spanien verließ er in einem Zustande, wo die Gährung fast schon in Flammen ausbrach; in Deutschland wartete auf seine Entscheidung der große Kampf des Zeitalters, der Kampf, auf welchen die Augen aller Nationen der ganzen Mitwelt mit der gespanntesten Erwartung geheftet waren, wie noch jetzt die Betrachtung der Nachwelt oft dabei verweilt. Zur selben Zeit als er Spanien verließ, und den neuen größern Schauplatz betrat, erreichte ihn die Bothschaft, daß Mexiko, daß ein neues großes Reich und Kaiserthum in einem andern Welttheile für ihn erobert sei. Eindrücke wie diese, waren es, welche den zwanzigjährigen Jüngling schnell zum Manne reiften, ihn zum Herrscher bildeten, und die Kraft in ihm entwickelten, eine Welt in seinem Geiste und seiner Vorsorge zu umfassen, aber auch die Kraft in seinem Herzen, dem Andrange einer Welt mit ruhiger Fassung zu widerstehen. Von dieser Zeit an wird man in dem öffentlichen Gange seiner Geschichte eben so wohl, als in den urkundlichen Denkmahlen seines Fleißes, jene lebhafte Thätigkeit, jene Klarheit bemerken, mit welcher er alle Geschäfte seines so viele Gegenstände und Völker umfassenden Reichs, unermüdet betrieb bis zu jenem Augenblick, da er sich der Welt überdrüßig, von Krankheit und Leiden gebeugt, in eine heilige Einsamkeit zurückzog.

So war also Karls Eintritt in die Welt. Jetzt betrachten wir die Zeit seiner Regierung, seinen Kampf mit der Welt, die Ideen, die ihn leiteten, die Eigenschaften die ihn dabei auszeichnen, die Plane, die Gegner, die Freunde und Diener, die er hatte; die wichtigsten Begebenheiten in der Kürze berührend bis dahin, wo er ermüdet vom langen Kampf auf eine Weise Abschied von der Welt nahm, die seinem innersten Gefühle eben so gemäß, als seiner Gesinnungen würdig war.

Seinen Kampf mit der Welt und mit dem Zeitalter eröffnet die erste große Begebenheit seiner Regierung, der Reichstag zu

Worms. Keine Idee scheint ihn damahls so sehr beseelt zu haben als die, seinem Ahnherrn Maximilian gleich, mit Sorge für den innern Frieden, die kaiserliche Würde zu ihrem ehemahligen Glanze wieder herzustellen. Der Zwiespalt der Meinungen und des Glaubens war indessen schon fast zum Bürgerkriege gediehen, und forderte seine ganze Aufmerksamkeit. Willig lieh er der Untersuchung der neuen Lehre sein Ohr, so lange er glaubte, daß von einer Verbesserung der Kirche, wie alle Gutdenkenden sie wünschten, daß von einer Wiederherstellung des reinern Christenthums die Rede sei; so bald er sah, daß es auf eine gänzliche Veränderung des alten, ewigen Glaubens abgesehen, daß die Einheit der Kirche bedroht sei, so war sein Entschluß unerschütterlich gefaßt, und es erfolgte die Achtserklärung Luthers, welche, da sie nicht ganz in Erfüllung gehen konnte, als die gewisseste Losung vieler blutigen Kriege zu betrachten war. Sie würden nicht minder erfolgt sein, wenn der Kaiser in seinem Betragen schwankend gewesen wäre. Es läßt sich dabei nur das tadeln, daß man Luthern überhaupt auf dem Reichstage erscheinen ließ, die Glaubensstreitigkeit zu einer Nationalangelegenheit machte, denn dadurch stieg die Gährung zu einer so gefährlichen Höhe; aber dieß war nicht mehr zu ändern und konnte nicht rückgängig gemacht werden, weil es zu spät war, weil die Fürsten es verlangten, ja die ganze Nation es forderte, und jene Sache längst schon als allgemeine Nationalangelegenheit ergriffen hatte und behandelt wissen wollte. Es war ein unvermeidliches Uebel. Entschlossen war Karl, den alten Glauben und die alte Verfassung zu vertheidigen, aber keineswegs vermochte leidenschaftlicher Eifer ihn über die Gränzen der Gerechtigkeit wegzureißen. Als ihn der Churfürst von Brandenburg mit allen Scheingründen, die nach damahliger Denkart dazu bewegen konnten, zuredete, Luthern ungeachtet des gegebenen Geleits in Verhaft nehmen zu lassen, blieb er seinem Ehrgefühle und seinem Worte treu.

Daß jener hohe Begriff von der Kaiserwürde, der sich in Karls eignen Geschäftsschriften so vielfältig kund giebt, nur auf die Würde ging, auf den hohen Beruf und den Ruhm, nicht auf eine unumschränkte Gewalt im Innern, oder Eroberungssucht, das

zeigt sich deutlich in Karls Behandlung der deutschen wie der italienischen Angelegenheiten. Es ist oft bemerkt worden, daß Karl die damahligen deutschen Unruhen leicht hätte benutzen können, um seine Gewalt auszubreiten; die ganze Nation hing an ihm, Adel und Städte waren den Fürsten entgegen, die Fürsten unter sich uneins; auch die Protestanten waren Karln ungeachtet der Achtserklärung Luthers und der Gesetze, die ja doch nicht ganz in Erfüllung gingen, und die sie nicht ihm selbst, sondern dem Einflusse andrer zuschrieben, nicht durchaus feind; sie rechneten immer noch auf ihn. Der Adel war ihm ganz ergeben, und Sickingen, auf den Aller Augen gerichtet waren, wie auf den Helden der Nation in dieser Zeit der Unruhe und Gefahr, würde alles für den Kaiser gethan und gewagt haben. Der Kaiser hätte seine Macht unermeßlich vermehren können, wenn er die geistlichen Fürsten von Deutschland unter dem Vorwande der Kirchenverbesserung nur auf die Stufe hätte herabsetzen wollen, auf welcher die Bischöfe in andern christlichen Reichen standen; dabei hätte er es doch immer in seiner Macht behalten, zur rechten Zeit wieder einige Schritte zurück zu thun, um mit der Kirche nicht ganz zu brechen. Aber eine solche ehrgeizige Benutzung unruhiger Zeiten mit Hintansetzung der alten Verträge und des rechtlichen Besitzstandes kam nie in Karls Sinn. Sickingen handelte für sich und fiel; mit ihm die beste Kraft und Hoffnung des Adels. Unter allen eigenmächtigen Helden und Fürsten Deutschlands war er dem Kaiser am aufrichtigsten ergeben, und es ist zu bezweifeln, ob einer der andern beim Gelingen ehrgeiziger Absichten für Deutschland so viel Großes im Sinne hatte, so viel bewirkt haben würde als er. Welch ein allgemeiner Zusammenhang seinem Unternehmen zum Grunde lag, das liegt aus vielen Beweisen am Tage. Noch bei dem Bauernaufstande nahmen mehrere von Adel sehr bedeutenden Antheil, die nicht alle, wie Götz von Berlichingen behaupten konnten, sie seien gezwungen gewesen. Die ersten Forderungen des Landvolks waren nicht unbillig, und so läßt sich hier schwer entscheiden, was bei jener Theilnahme des Adels Zufall, wohlmeinende Absicht oder weit aussehender Ehrgeiz war. Bei der schrecklichen Wendung und

dem unglücklichen Ausgange, welchen das Ganze bald nahm, wurde dieß ohnehin vergessen und wie in solchen Fällen immer geschieht, durch den mißlungenen Versuch eine grade entgegengesetzte Wirkung hervor gebracht. Die Gewalt der Fürsten verstärkte sich nach dem unglücklichen Ausgang der ersten Freiheitsversuche im Allgemeinen, bei den Protestanten aber zwiefach durch die eingezogenen Bisthümer; und so ward der erste Keim gelegt zu dem Fürstenkriege, der nach den schnell verbrausenden Unruhen der ersten Zeit sich fast ein Menschenalter hindurch, drohend vorbereitete, ehe er zum Ausbruch kam.

Karl war als Schirmherr von Deutschland, als König von Spanien, Beherrscher beider Sicilien, am nächsten zum Kampfe gegen die Türken und den furchtbaren Soliman aufgefordert; zum rechtlichen Widerstande gegen die Neuerer hielt er sich als Kaiser verpflichtet. Jetzt kam noch der französische König als der dritte und gefährlichste Gegner hinzu. Franz der Erste hatte den Krieg, ohne doch ihn gleich in eignem Nahmen eingestehen zu wollen, auf die gehässigste Weise begonnen, indem er theils die Unruhen in Deutschland durch heimliche Anstiftungen unterhielt, theils den großen Volksaufstand in Spanien zu einem Einbruche in Navarra benutzte. Dieß Letzte brachte gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor. Schon der demokratische Charakter, welchen der Aufstand der spanischen Städte gleich anfangs annahm, hatte den Adel bewogen, die Parthei des Königs zu halten; der französische Angriff erweckte die ganze Nation, so daß diese selbst durch ihre eigne Kraft die Unruhen stillte, und zur Ordnung zurück kehrte. Karl wußte dieß Glück bei seiner Rückkehr in Spanien durch die Großmuth zu verdienen, welche er gegen die Theilnehmer an den Unruhen bewies: von dieser Zeit an scheint er die ganze Liebe der Spanier gewonnen zu haben, die ihm so ergeben blieben, wie selten eine Nation ihrem Könige gewesen ist. Er ist als der eigentliche Schöpfer der spanischen Größe zu betrachten, nicht bloß der äußern Macht, sondern der sittlichen Größe und innern Stärke, zu welcher die Nation unter ihm und durch ihn sich erhob; vorgearbeitet war ihm durch Isabella und Ximenes; wie wenig aber Verfassung und

Denkart schon ganz gestaltet waren wie sie es sein sollten, das bewiesen eben jene Unruhen. Wenn er für Deutschland, für Italien, für Europa als Kaiser nur der Vertheidiger des alten Glaubens, der alten Verfassung und der Gerechtigkeit war, so zeigte er als König von Spanien durch manche der vortrefflichsten, ganz auf den Geist der Nation gegründeten Einrichtungen, daß es ihm neben dem Muthe das Alte zu verfechten, auch nicht an der Kraft und dem Geiste fehlte, Neues zu stiften und hervorzurufen, da wo er ungehinderter wirken konnte, bei einer Nation, die eines Sinnes und eines Herzens war mit ihm. Die Wendung, welche der Volksaufstand in Spanien genommen hatte, brachte es von selbst mit sich, daß er den Adel fernerhin, man kann nicht so wohl sagen, begünstigte als vielmehr ehrte und liebte, und eben dadurch dem spanischen Adel jenen hohen sittlichen Geist einflößte, der selbst in den Zeiten des schon sichtbaren Verfalls unter Philipp dem Zweiten noch einen solchen Glanz über die spanische Monarchie verbreitete, daß kaum in dieser Zeit eine andre Nation gegen den gerechten Stolz der spanischen in die Schranken treten durfte. — So weit war indessen Karl entfernt, bei der Begünstigung des Adels den dritten Stand, die Städte, oder gar die freie Verfassung Spaniens zu unterdrücken, daß er vielmehr selbst diese aufrecht erhielt, obgleich er einige Mahl Nachtheil davon empfand, und Spanien damahls in Rücksicht auf ständische Rechte für die freieste Monarchie in Europa gelten konnte. — Unläugbar ist es, daß Karl Spanien immer lieber gewann, und zuletzt am meisten liebte; doch ward er Deutschland darum nicht entfremdet, und noch in seinem letzten rührenden Abschiede nannte er es sein Vaterland, wiewohl es für ihn, wie von jeher für viele seiner Helden und große Männer, kein dankbares Vaterland gewesen war. Karl hatte bei dem großen Umfange seiner Pflichten, die er alle mit gleicher Gewissenhaftigkeit zu erfüllen strebte, das Schicksal, daß er ganz entgegengesetzte Vorwürfe über sich ergehen lassen mußte; während man ihn in Deutschland als einen stolzen harten Spanier schilderte, klagte man in Spanien über seine Liebe für Deutschland, und seine häufigen Reisen dahin.

In dem ersten Kriege mit Frankreich begünstigte Karln das

Glück so sehr, daß zur selben Zeit, als sein Reich jenseits der Meere stets erweitert ward, und die Goldquellen der neuen Welt schon sein waren, er durch seine Kriegshelden den französischen König als seinen Gefangenen, und wenigstens dem äußern Anscheine nach sich als Herrn von Europa sah, dem fernerhin nichts zu widerstehen vermöge; welchen äußern Anschein seine Neider und Feinde nur all zu gut zu benutzen wußten. Zwar verdankte er jenen ruhmvollen Sieg nicht sich selbst, sondern den Kriegshelden, deren er viele besaß. Aber eben das muß ihm zum Ruhme angerechnet werden, wenn wir auf den ganzen Lauf seines Lebens sehen, daß er überall, im Kriege wie in Staatsgeschäften, zu Lande und zur See, von so großen Männern umgeben war, daß er ihren Werth zu erkennen, daß er sie zu gebrauchen, sie um sich zu versammeln, und an sich zu ziehen wußte. Wie ganz anders König Franz, von dem selbst seine Lobredner gestehen müssen, daß er unfähigen Günstlingen oft sein Ohr geliehen, seinen wahren Feldherrn aber den Sieg nicht gern gegönnt, ein kleinliches Mißbehagen dabei empfunden habe. Karl ehrte den großen Mann, er erkannte ihn für den, der er war, und dadurch zog er ihn an sich, daß er dem Könige Franz in Bourbon den ersten seiner Vasallen, zugleich einen der besten Feldherrn der damahligen Zeit, und später den großen Doria abgewann, das war einer der schönsten Siege von allen, die er über ihn erhielt. Bourbons That, die durch gewaltsame Schritte gegen ihn fast nothwendig gemacht, wo nicht ganz gerechtfertigt, doch entschuldigt wird, darf übrigens nicht nach den Grundsätzen des spätern Staatsrechts, sie muß nach dem damahligen Verhältnisse großer Vasallen beurtheilt werden; auf keinen Fall darf es Karln verübelt werden, jenen Umstand benutzt zu haben, da Franz sich gegen ihn noch ganz andrer, und überhaupt aller Mittel und Vortheile bedient hatte. Auch die deutschen Fürsten waren damahls noch Vasallen des Kaisers, aber wenn sie sich mit dem französischen Könige verbündeten, so konnte dieß wohl mit Recht als ein Beweis unvaterländischer Gesinnung, aber nicht als Staatsverbrechen angesehen werden. Bei der Darstellung und Beurtheilung des Königs Franz wird mei-

stens ein Fehler begangen, der nicht ungewöhnlich ist in der Ansicht, die man sich von berühmten Charakteren bilvet. Man sieht sie zu sehr als sich selbst in allen Epochen gleich bleibend an, man macht sich ein Bild von dem Charakter nach derjenigen Epoche, welche die auffallendste ist, und sieht dieß als den Charakter selbst an, ohne auf die Veränderungen Rücksicht zu nehmen, welche derselbe im Laufe seiner Entwicklung etwa erfahren hat. Allerdings giebt uns der jugendliche Held, der zuerst die für unüberwindlich geachteten Schweizer besiegte, und auf dem Schlachtfelde von seinem Bayard zum Ritter geschlagen wurde, ein schönes Bild von dem jungen Könige und es geht vom Bayard und von den ritterlichen Tugenden, welche den französischen Adel damahls überhaupt auszeichneten, noch mehr Glanz auch mit auf ihn über. Allein im fernern Laufe seines spätern Lebens hofft man vergebens diese glänzenden Züge wiederhohlt zu sehen. Es gehörte Franz zu jenen nicht seltenen Charakteren, die nach einem schnellen Auflodern in der ersten Jugendblüthe nachher erlöschen und die erregte Hoffnung täuschen. Die Unthätigkeit seines spätern Lebens, die Auflösung der innern Verwaltung; der Einfluß bald der Mutter, bald einer Geliebten oder eines Günstlings in den Gang der Staatsgeschäfte, so viele unsittliche Züge und ungerechte Handlungen im Einzelnen, der Geist der Unordnung im Ganzen, machen einen sonderbaren Gegensatz gegen die innere sittliche Stärke und gesetzliche Ordnung des damahligen Spaniens, die rastlose Thätigkeit Karls, die ruhige Würde, welche in allem herrschte, was ihn umgab. König Franz folgte dem Beispiele Karls des Achten und Ludwigs des Zwölften, welche auch die Größe ihres Reichs in fernen Eroberungen, nicht in der innern Vervollkommnung suchten, welcher letzteren Frankreich doch damahls am meisten bedurft hätte, und durch deren stäte Vernachlässigung Frankreich am Ende des sechzehnten Jahrhunderts so tief sank, daß es seinem Untergange nahe kam. Die beständigen Kriege hatten das große an Hülfsmitteln so reiche Land erschöpft, und doch vermochte König Franz durch alle diese Kriege Karln nichts abzugewinnen, sondern nur das zu erreichen, daß er für alle die großen auf die Wohlfahrt aller Na-

tionen Europa's zielenden Unternehmungen Karls, eine stäte Hemmung war. Das Betragen des Königs Franz bei dem Madrider Frieden, da er einen feierlichen Eid ablegte, und durch sein ritterliches Ehrenwort bestätigte, mit dem heimlichen Vorbehalt und Vorsatz, beide zu brechen, hat noch keiner seiner Lobredner als ruhmwürdig zu preisen vermocht. Karln fällt dabei der Fehler zur Last, daß er den Mittelweg einschlug in einem Falle, wo die Staatskunst durchaus erfordert hätte, entweder das Eine oder das Andere ganz zu thun: entweder den König nicht aus der Gefangenschaft zu entlassen, und sich in der Verwirrung, welche dieß in Frankreich erregt haben würde, von dieser Seite für immer vor aller Gefahr sicher zu stellen, oder aber sich Franzen durch unbegränzte Großmuth ganz zum Freunde zu machen; wozu in dem bisherigen Verhältnisse wenig Hoffnung lag. Es war der größte Staatsfehler, den Karl je beging, und der für sein ganzes Leben störende Folgen hatte. Vergebens warnte ihn der treue einsichtsvolle Gattinara, und weigerte sich, einen Frieden zu unterzeichnen, von dem er voraus sah, daß er nicht würde gehalten werden. Karl scheint ganz auf Franzens ritterliches Ehrenwort gebaut, für die Zukunft aber auf die Verbindung des Königs mit Eleonoren gerechnet zu haben. Auch mochte er von der Gerechtigkeit seiner Forderungen selbst in Rücksicht auf das Herzogthum Burgund überzeugt sein. Karls des Achten, Ludwigs des Zwölften und Franz des Ersten Verfahren gegen Maximilian, Philipp und Karl war so sehr eine fortgehende Kette von Verletzungen, willkührlich übertretenen Verträgen, und nicht erfüllten Versprechungen, daß es nicht befremdend ist, wenn Karl auf die ursprünglichen Rechte und Ansprüche zurück ging, wie es oft war vorbehalten worden. Hätte König Franz den Frieden halten und sich mit Karl gegen die Türken verbinden wollen, so hätte er unstreitig jedes Opfer von ihm erwarten dürfen. Was aber den König Franz zu immer erneuerten Kriegen antrieb, war seinem Charakter nach zu urtheilen weniger Habsucht oder Schmerz über einen Verlust, als sein auf's äußerste gekränkter Ehrgeiz; denn, wenn seine eigne Lobredner eingestehen, daß er die Vortheile seiner Feldherrn nicht

ohne Neid betrachten konnte, so läßt sich denken, wie sehr jener tiefe Fall bei Pavia ihn kränken und erschüttern mußte. Karl war an sich und von Anfang so wenig geneigt zum Kriege mit Frankreich, daß man vielmehr sagen kann, es war ein Familiengrundsatz des österreichisch-burgundischen Hauses, den Krieg mit Frankreich auf jede Weise zu vermeiden, durch Unterhandlung, Bündnisse, und Familienverbindungen ein friedliches Einverständniß mit dem königlichen französischen Hause zu erhalten. Nach diesem Grundsatze hatten auch schon Maximilian und Philipp der Schöne gehandelt; so oft jene Verbindungen von französischer Seite aufgelöst waren, wurden sie dennoch von österreichisch-burgundischer Seite immer von neuem angeknüpft. Noch war es in nahem Andenken, wie Karl der Achte sein Verlöbniß mit Margarethen getrennt hatte, als Philipp der Schöne, welcher dem französischen Hause ganz besonders geneigt war, schon wieder eine zwiefache Familienverbindung fest setzte, um das Einverständniß zwischen dem französischen und österreichisch-burgundischen Hause fest zu knüpfen, und als auch Claudia, die Karln versprochen war, dem Franz von Angouleme, nachmahligem Könige zu Theil ward, wurde die Verbindung doch bald für die jüngere Schwester Renata wieder angeknüpft. Auch Karl der Fünfte befolgte denselben Grundsatz; denn indem er Franzen seine geliebte Schwester Eleonore verband, hatte er ganz unstreitig ein dauerndes Freundschaftsbündniß im Sinne. Der Grund von jenem frühern friedlichen Systeme lag eines Theils in dem Wunsche der Niederländer, welche die Folgen eines französischen Kriegs allemahl zuerst nachtheilig spüren mußten, und dann in der Ansicht, die besonders Karl hatte, daß alle christlichen Könige nur eine europäische Republik und Familie bilden sollten, wo der Zwist rechtlich entschieden, oder wenn Krieg unvermeidlich wäre, er doch mit Schonung und wie ein ritterlicher Zweikampf geführt, die ganze Kraft der europäischen Nationen aber allein zum ernsten Krieg gegen die Erbfeinde, die Mahomedaner, gerichtet werden müßte. Daher die fast bei jedem Friedensschlusse wiederhohlte Bedingung, daß König Franz mit ihm gegen die Türken gemeine

Sache machen sollte. Selbst bei der berühmten Herausforderung, welche Karl an Franz erließ, muß diese Ansicht nicht vergessen werden; eine Herausforderung, welche nach den damahligen Sitten nicht so befremdlich war als nach den unsrigen. Es ist ihm unstreitig Ernst damit gewesen; Karl war von Natur, und aus Grundsatz friedliebend, und schwer zu beleidigen, war er aber einmahl geweckt und gereizt, im Kampf dem aufgereizten Löwen gleich. Nur fortgesetzte Beleidigungen, immer erneuerte Angriffe brachten Karln dahin, einigemahl andre Grundsätze anzunehmen und gegen das Innere von Frankreich ernste Entwürfe zu machen, die nicht ohne Erfolg geblieben sein würden, wenn England statt des launenvollen, nur auf die innere Allgewalt gerichteten, zu großen Absichten unfähigen Heinrich den Achten, einen kriegerischen Eduard oder Heinrich den Fünften gehabt hätte, und Karl nicht zwischen zu viele Feinde seine Macht hätte theilen müssen.

Er gehörte zu den Charakteren, die man, weil sie besonnen sind, und im Aeußern ruhig, für kalt hält, da es doch oft gerade das edlere tiefere Gefühl ist, was sich von der Oberfläche zurück zieht, und der Welt verbirgt, um in dem äußern Betragen nur den Verstand, Mäßigung und Würde herrschen zu lassen. So heftig Karl auch sein konnte, wenn er einmahl aus der ihm gewohnten Mäßigung durch stäte Angriffe heraus gerissen war, so blieb er dennoch immer leicht versöhnlich, wie er es in den wiederhohlten Friedensschlüssen mit König Franz bewährt hat. Welche Opfer er gern gebracht haben würde, wenn Franz sich nur zu seinen übrigen großen Unternehmungen für die Sicherung und den Frieden von Europa hätte mit ihm vereinigen, ihn darin nicht hätte stören wollen; das kann man unter andern aus dem letzten Frieden sehen, welchen er mit ihm schloß, wo er ihm, da er als Sieger zwei Tagreisen weit von Paris stand, und dort alles flüchtete, die vortheilhaftesten Bedingungen machte, und einem seiner Söhne entweder einen beträchtlichen Theil der Niederlande, oder das lang bestrittene Mailand abtreten wollte, damit nur der französische König ihn in Deutschland nicht weiter hinderte, Eintracht und Ruhe wieder herzustellen, und sich einmahl aufrichtig mit ihm ver-

einte. Wohl möchte es nicht rathsam gewesen sein, jene errungenen Fortschritte allzurasch zu verfolgen, aber Karl war doch entschieden im Vortheile, und brauchte auf keinen Fall so große Opfer zu bringen. Der sonderbarste aller Vorwürfe, den man Karln gemacht hat, ist wohl der, daß er sich auf wiederhohlte Einladung des Königs und seiner Schwester, so weit auf des Königs Ehre verließ, daß er durch dessen Land zu reisen wagte. Wundern muß man sich vielmehr, daß am französischen Hofe so laut an die Möglichkeit gedacht werden durfte, das Völkerrecht und das Wort des Königs zu verletzen, und daß Karl wirklich aller seiner ruhigen Fassung bedurfte, um sich, während er dort war, mancher unbescheidenen Zudringlichkeit zu erwehren. Wie viel Würde und Feinheit liegt nicht in der Antwort, welche er dem Könige gab, als dieser ihm die Herzogin d'Estampes mit den Worten vorstellte: „Seht, auch diese Dame räth mir, Euch zurück zu halten." — „„Wenn der Rath gut ist, so muß man ihn befolgen,"" erwiederte Karl; und dieser stille Vorwurf drückte gewiß schonend aber deutlich aus, was er bei der Aeußerung des Franzosen fühlen mußte.

Der französische König war ein Gegner für Karln, der ihn ermüdete, wenn gleich Karl im Kriege selbst stets den Vortheil hatte, der ihn in allem störte und hemmte, für ihn um so quälender, da er eigentlich den Frieden mit ihm wünschte. Ein ganz anderer und furchtbarer Gegner war Soliman, von persönlichen Eigenschaften nicht unedel. Soliman hatte zur selben Zeit den Thron der Osmanen bestiegen, da Karl in seinen ersten großen Reichsverhandlungen den Schauplatz der Weltgeschichte betrat. Soliman war ganz von Ruhmbegier beseelt, er las Cäsars Geschichtsbücher in seiner Sprache übersetzt; er verweigerte Karln den Kaisernahmen. Er als Herr der byzantinischen Hauptstadt wollte römischer Kaiser und Weltbeherrscher sein, dergleichen es wie einen Gott und eine Sonne am Himmel, auf Erden nur Einen geben könne. Er war Kenntnissen und Künsten nicht abgeneigt, auch duldsam, und da man ihn einst ermahnte, die Christen und Juden in seinem Reiche zu verfolgen und aus-

zurotten, zeigte er auf den blühenden Garten vor ihm, und fragte: ob der Garten nicht eben durch die Mannichfaltigkeit der Blumen und Gewächse, schön und herrlich sei? Dem ungeachtet konnte er doch durch Liebe, oder von andern Leidenschaften beherrscht, selbst gegen die Seinigen grausam sein, und was fruchtete es, wenn der Sultan für sich milder und edler dachte, während der Geist des türkischen Staats und Volks, damahls noch in dem Verhältnisse zu den Christen völlig fanatisch, ihre Weise den Krieg zu führen, und die eroberten Länder zu beherrschen, durchaus barbarisch blieb, so daß die Türken zu jener Zeit mit Recht als die allgemeinen Feinde der gesitteten europäischen Welt und der Menschheit zu betrachten waren. So dachten und urtheilten auch alle europäischen Nationen, und man hat sehr Unrecht, wenn man die spätern Verhältnisse, worin die Türken seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts gegen das christliche Europa getreten sind, auf jene ältern Zeiten überträgt. Selbst der französische König fühlte dieß sowohl, daß er sein Bündniß mit den Türken kaum ganz offen zu gestehen wagte; es war nach dem damahligen Völkerrechte und den Zeitverhältnissen allerdings das, wofür es von dem ganzen Zeitalter gehalten wurde, ein Verrath der allgemeinen Sache und Wohlfahrt der europäischen Republik.

Soliman dachte bei seinen Ansprüchen auf das Kaiserthum ernstlich an die Eroberung nicht bloß von Wien, sondern von Deutschland. Diesen Anmaßungen wenigstens setzte Karl durch seinen großen Heereszug nach Ungarn einen Damm entgegen, wenn gleich es zu keiner entscheidenden Schlacht kam. Doch ließ der Rückzug des großen türkischen Heers den Vortheil so sehr auf Karls Seite, daß er entschlossen war, ihm nachzueilen und die günstigen Umstände zu benutzen, und nur ungern gab er den Vorstellungen der andern, mit der Natur des Landes und den Schwierigkeiten des Gelingens genauer bekannten Feldherrn nach. Karl war als Regent milde und behutsam, als Feldherr dennoch immer für die kühnsten, ja oft für die gefährlichsten Entschlüsse entschieden. Wenn Europa ruhig, wenn wenigstens Deutschland einig

gewesen wäre, so würde die Geschichte ein großes Schauspiel mehr aufzuweisen haben: Karln, im Kampfe mit einem seiner würdigen Gegner. Wenn auch die Hoffnungen eines seiner großen Feldherrn, des berühmten Marquis del Guasto überspannt sein mochten, der da meinte, man müsse den Türken alles wieder abnehmen, was seit Gottfried von Bouillon verloren gegangen sei; Ungarn wenigstens wäre gewiß befreit, Deutschland und Oesterreich gegen so manche zerstörende Einfälle der türkischen Macht im voraus gesichert worden. Der kürzeste Aufschluß darüber, warum von dieser Seite nicht mehr gewonnen werden konnte, spricht vielleicht aus folgendem Zuge. Als Karl vor dem abtrünnigen Moritz von Inspruck flüchten mußte, sagten ihm die deutschen Reiter, die seine Begleitung ausmachten, treuherzig: Wenn er doch nur in Rücksicht des Glaubens nachgeben wollte, so würden die Deutschen ihm ein Heer geben, mit dem er Constantinopel erobern könne. „Um diesen Preis," erwiederte Karl, „möge er ganz Europa nicht haben." Jene Aeußerung war keinesweges übertrieben, Deutschland war damahls so stark, daß es vereinigt, nicht nur jeder andern europäischen Kriegsmacht überlegen, sondern auch der türkischen vollkommen gewachsen gewesen sein würde.

Daß Karl zum großen Feldherrn geboren sei, erkannten seine Zeitgenossen einmüthig, er bewies es nicht nur durch die Unerschrockenheit in jeder Lage und Gefahr, sondern besonders auch durch die Gegenwart des Geistes, die klare Uebersicht des Ganzen, die er am Tage der Schlacht zeigte. In friedlichen Gewohnheiten und Staatsgeschäften aufgewachsen, schien er zur entscheidenden Stunde die Gefahr zu lieben, von dem großen Augenblicke begeistert zu sein; nie verlor er die ihm eigne klare Besonnenheit, doch immer geneigt, die kühnsten Maßregeln vorzuziehen. Das unterschied ihn am meisten von den großen Feldherrn, die ihn umgaben; dadurch war er es, der den großen Sieg bei Tunis erst recht vollkommen und glänzend machte, und als bei dem Unglücke vor Algier Sturm und Ungewitter seine Flotte vernichtet, die Waffen verderbt, sein Heer zerstreut hatte, da war er es wieder, der unter allen am unerschrockensten blieb, der Allen Muth einsprach, über-

all half, jede Noth, jede Entsagung mit dem gemeinsten Krieger theilend, keine Gefahr achtend, und fast der letzte das Ufer der Barbaren verließ. Diese Unternehmung gegen Tunis und die afrikanischen Raubstaaten war für das Bedürfniß der spanischen und italienischen Küstenländer zunächst erforderlich; auch für die Freiheit des gesammten Europa war es sehr wichtig, der türkischen Seemacht vor allen Dingen sich entgegen zu setzen. Hätten die Türken die Herrschaft auf dem mittelländischen Meere ferner behauptet, so würde das südliche Italien wahrscheinlich in ihre Hände gefallen sein. Karl hat die spanische Kriegsseemacht auf die Stufe gebracht, durch welche es unter seinem Nachfolger möglich ward, den Türken in einer entscheidenden Schlacht die Herrschaft der Meere für immer zu entreißen. Dieß war für die Freiheit Europa's eben so wesentlich und nothwendig, als der Widerstand zu Lande. Von der Wichtigkeit der afrikanischen Küste für Spaniens Wohl, wie in gleicher Ueberzeugung schon Ximenes ganzer Eifer dahin sich richtete, war Karl so durchdrungen, daß noch in seiner letzten Abgeschiedenheit die Nachricht von einem daselbst erlittenen Verluste der Spanier, sein Gemüth ergriff, und seine Krankheit verschlimmerte.

Herablassend und gütig, wie er überhaupt gegen alle war, wußte er auch die Liebe der Soldaten zu gewinnen; vertraulich mischte er sich unter sie, legte mit Hand an die Arbeit, ward Vater von ihnen genannt und über alles geliebt, ungeachtet er die Kriegsgesetze, wo es das Recht und die Nothwendigkeit forderte, streng erfüllen ließ. Gränzenlos war die Ergebenheit seiner großen Feldherrn gegen ihn; und hierin war er sehr glücklich. Pescara, Bourbon und Frondsberg in seiner frühern Zeit, Doria, Leyva, der Marquis del Guasto, Alba vor allen, und so viele Andere bildeten einen Kreis von Helden um ihn her, dergleichen die Geschichte aller Zeiten nur selten aufzuweisen hat. Peru's und Mexico's Goldquellen waren sein, in einer Zeit, wo kein Heerbann mehr galt, noch keine gesetzliche allgemeine Werbung eingeführt war, wo der freie Kriegsmann um den Sold diente, Geld allein nicht bloß ein Heer erhalten mußte, sondern auch es nur erst zu

versammeln nothwendig war. Mit so großen Gaben und Vortheilen zum Feldherrn, ja zum Eroberer ausgerüstet, hat er, den seine Feinde des Strebens nach der Universal-Monarchie beschuldigen, hat Karl nur die ererbten Reiche erhalten, keine einzige ungerechte und überhaupt bedeutende Eroberung in Europa durch die Waffen gemacht. Es schien ihm der Ruhm, den eine christliche Nation im Kriege mit der andern erreicht, nicht erwünscht. Gern und mit ganzer Seele war er nur bei dem Kriege, wenn derselbe gegen den Erbfeind der spanischen und der deutschen Nation und überhaupt des christlichen Europa gerichtet war. Als er zu Tunis zwei und zwanzig tausend Christensklaven der Freiheit und ihrer Heimath wiederschenkte, da sagte er: dieß allein lohne den Feldzug, wenn er auch weiter nichts gewonnen hätte.

* * *

Nur in Spanien erreichte Karl der Fünfte ganz das, was er wollte. Der stäte Kampf mit Frankreich verhinderte, daß Europa damahls überhaupt den türkischen Angriffen wirksamer entgegen treten konnte. In Deutschland erwartete Karln der schwerste von allen Kämpfen, die er zu bestehen hatte, und wenn seine großen Anstrengungen für dieses Land auch nicht ohne wohlthätige Folgen blieben, so gelang wenigstens das, was er selbst gewollt hatte, hier nicht. In Italien erreichte er einiges Gute, wo nicht alles, doch das, was sich unter den damahligen Umständen noch erreichen ließ.

Frankreich war, seit Philipp der Schöne die Freiheit der Kirche unterdrückt hatte, seit stäte Annäherung zum vollkommenen Despotismus hier Grundsatz geworden war, ein gefährlicher Nachbar für Deutschland, eine Störung und Quelle von Unruhe für Europa, und Ursache der Zerrüttung für Italien gewesen. Tadelhaft war demnach vielleicht das fortdauernde Friedenssystem des österreichisch-burgundischen Hauses, indem über diese Neigung zum Frieden oft die günstigsten Gelegenheiten, das Uebel an der

Wurzel auszurotten, versäumt, und der Keim künftiger Kriege und Zerrüttungen in jedem neuen Friedensvertrage übrig gelassen wurde. Es war seit Ludwig dem Eilften nicht schwer, das verderbliche französische System, für das was es war, für die Quelle alles Uebels und alles Unglücks in Europa zu erkennen. Als solches ward es von mehreren Regenten richtig erkannt und beurtheilt, nur daß sie zu oft den Weg einer milden und schonenden Gegenwirkung den entscheidenden Mitteln vorzogen. Erst dann würde es möglich gewesen sein, das christliche Europa kräftig nach außen zu vertheidigen und zu befestigen, wenn Ruhe und Eintracht zuvor im Innern begründet, hier die Quelle des Uebels vertilgt worden wäre. Es war diese Neigung zum Frieden mit Frankreich so sehr Familiengrundsatz des österreichisch-burgundischen Hauses, daß selbst mehrere der durch große Regenteneigenschaften ausgezeichneten Fürstinen dieses Hauses, wie die ältere Margaretha, auch Karls Schwestern so dachten, und mit allem Eifer in diesem Sinne zu wirken suchten. So sehr man auch nach dem Erfolg diese unzeitige Friedensliebe des österreichisch-burgundischen Hauses zu tadeln geneigt sein möchte, so darf man doch den edlen und großen Begriff, der dabei zum Grunde lag, nicht verkennen; der Begriff von einem christlichen Staatenvereine, und einer durch Verträge und Ehrgefühl bedingten milden Schlichtung aller in ihm entstandenen Zwistigkeiten, von einem, nur zu diesem Ende immer enger zu knüpfenden Familienbande zwischen den großen herrschenden Dynastien Europa's.

Das wird man leicht zugeben, wenn man die Geschichte, die Charaktere und die Bestrebungen jenes Zeitalters genauer kennt, daß sich nicht leicht ein größeres Unglück für Europa hätte denken lassen, als wenn die sehr weit ausgreifenden und tief begründeten Plane des despotischen Ludwigs des Eilften, des eroberungssüchtigen Karls des Achten, und der übrigen in Verträgen leicht veränderlichen, im Zwecke immer gleich gesinnten französischen Könige wirklich ganz zur Ausführung gekommen wären. Aber, wird man sagen, war denn Karls des Fünften weit verbreiteter Einfluß, war diese Art von Oberherrschaft,

die er ungeachtet aller Widerstrebungen dennoch über den größten Theil von Europa behauptete, der allgemeinen Freiheit und der Selbstständigkeit der Nationen nicht auch entgegen gesetzt, und einem wahren Ideale eines auf Gerechtigkeit gegründeten christlichen Staatenvereins der abendländischen Völker nicht eben so nachtheilig und widersprechend, als es der Ehrgeiz der französischen Könige nur immer hätte sein können, wenn es ihnen gelungen wäre, ihren Zweck zu erreichen? —

Diejenigen, welche von der allgemeinen Idee des Staats, eines öffentlichen Lebens, und einer Nation ausgehen, sind nur zu sehr geneigt, sich alles dieß als ein ganz abgesondertes, für sich allein bestehendes Wesen zu denken. Aber weder ein Staat, noch eine Nation ist je in dieser Einzelnheit bestanden; die Weltgeschichte lehrt, und es bedarf nur einiges Nachdenken, um einzusehen, daß in einem Systeme von Staaten und Nationen, welche, wie die von Europa seit Jahrhunderten in einem so innigen, vielfachen, geographisch und moralisch unvermeidlichen und nothwendigen Verkehre stehen, ein Mittelpunkt nothwendig sei, von irgendwo aus ein lenkender oberster Einfluß über das Ganze ausgehen müssen. Also nicht, daß ein solcher Einfluß, der immer war und immer sein wird, vorhanden, sondern von welcher Beschaffenheit er sei, von wem, und wie er ausgeübt werde, dieß ist es, worauf es ankommt, woran die Freiheit des Ganzen hängt, und was jeder Anstrengung der Edelsten werth ist. Nicht das Kaiserthum an und für sich, wenn es erlaubt ist in der Sprache des Mittelalters, jenen obersten durch sittliche und religiöse Grundsätze und Zwecke bestimmten und bedingten obersten Einfluß im freien Vereine der christlichen Staaten, so zu nennen; nicht das wahre Kaiserthum in jenem Sinne des Mittelalters, ist an und für sich schon ein Eingriff in die allgemeine europäische Freiheit, und eine Form der Ungerechtigkeit. Wohl aber ist das falsche Kaiserthum, der nicht auf sittliche und religiöse Ideen, sondern bloß auf egoistische Herrschsucht, auf einen todten, allgemeinen Mechanismus ausgehende und gegründete oberste Einfluß, das größte Unglück, welches die Menschheit betreffen kann. Wäh-

rend der alten Zeit des christlichen Kaiserthums im Mittelalter war vielmehr diese Form der allgemeinen Freiheit äußerst günstig, und bei manchen Mängeln und Gebrechen kein Zeitalter der Entwicklung aller eigenthümlichen Kräfte so vortheilhaft, von jeder Art allgemeiner Alleinherrschaft so entfernt gewesen, wie das damahlige. Deutschland war es, welches den obersten Einfluß besaß und ausübte in dem europäischen Staatenvereine; aber nicht Deutschland, nicht der Kaiser allein, sondern mit ihm Italien und das Oberhaupt der Kirche. Und eben diese Zwiefachheit der beiden obersten, innigst verknüpften, gegenseitig auf einander sich gründenden, durchaus beziehenden, und doch von einander unabhängigen Gewalten, war der allgemeinen Freiheit außerordentlich günstig; hier waren zwar einzelne despotische Handlungen, wie deren besonders die Hohenstaufen sich viele zu Schulden kommen lassen, aber keine durchaus despotische Verfassung möglich; selbst der gewaltthätigste, herrschsüchtigste Kaiser vermochte nicht das Oberhaupt der Kirche auf die Dauer zu unterjochen und niederzudrücken, eben weil dessen Gewalt in einem ganz andern, ihm unerreichbaren, auf den Glauben und die öffentliche Meinung gegründeten Gebiethe lag, und sonach schon durch dieses ihr Verhältniß, von selbst eine wohlthätige Schutzwehr der Freiheit wurde. Als nun jene Europa früher lenkende Form von ihrer Kraft und Bedeutung schon sehr viel verloren hatte, da fühlte Europa und Deutschland bei dem Andrange der türkischen Eroberer, daß Maximilian einen Nachfolger haben müsse, der wieder Kaiser sein könnte, und Kaiser wäre im alten Sinne des Worts. Es schwankte die Wage, bis die große Wahl endlich für Karln, für Deutschland und Spanien entschied. Ohne nun diese Entscheidung, ob sie die rechte war, nach bloß persönlicher oder nationaler Vorliebe und Rücksicht beurtheilen zu wollen, kann ein sehr einfacher, für alle Jahrhunderte geltender Grundsatz vielleicht am besten dienen, dieß zu bestimmen. Der lenkende europäische Einfluß, welchen eine unbeschränkte oder despotische Monarchie besitzt und ausübt, wird auch unbeschränkt monarchisch oder despotisch sein; der Einfluß, welchen eine Republik auf den europäischen Staaten-

verein ausübt, wird in dem Sinne republikanisch sein, daß er die kleinern und schwächern Staaten und Nationen gegen die stärkern zu begünstigen und zu unterstützen geneigt ist; welches, wenn es gelingt, zu einer größern Theilung der Staaten und Nationen, wenn es mißlingt, grade zur völligen Unterjochung und Einverleibung der kleinern Staaten in die größern führt. Der Einfluß, welchen ein föderativer, ständisch freier Staat hat, ein Staat, der selbst ein System von verbündeten Nationen und Staaten ist, wie Oesterreich unter Karl dem Fünften es war, wird gleichfalls von föderativer Art sein, d. h. an Verträge gebunden, ohne Gerechtigkeit gar nicht haltbar, von Natur und einzelne Ausnahmen abgerechnet, zum Frieden geneigt, und wo nicht persönliche Gründe entgegen stehen, an sich der Freiheit günstig. Dieser Grundsatz kann vielleicht am besten dienen, den überwiegenden österreichischen, französischen, englischen Einfluß der damahls und in den neuern Jahrhunderten miteinander kämpfte, und wechselsweise die Oberhand hatte, nach seinem wahren Werthe für das Wohl von Europa zu würdigen. Wie ganz unpassend der von den Feinden gewählte Ausdruck einer Universal-Monarchie sei, für jenen Einfluß, welchen Karl als Kaiser, als König von Spanien, und Beschützer von Italien allerdings auf Europa hatte, und zu behaupten gesonnen war, das bedarf wohl keiner Erwähnung. Nur diejenigen, welchen der Begriff des wahren Kaiserthums, eines gerechten, milden, die Freiheit schützenden, und der Menschheit wohlthätigen europäischen Einflusses ganz fremd war, weil sie nichts kannten und wollten, als die eigennützige Politik des Truges und der Habsucht nach Außen, so wie den unbeschränkten Despotismus im Innern, konnten jene hohe sittliche Idee so entstellen, indem sie ihre eigene Unrechtlichkeit zum Maaßstabe nahmen und auf jenes Verhältniß übertrugen. In wiefern aber und in welchem Sinne das ganze damahls unter Karl dem Fünften und Ferdinand dem Ersten stehende Oesterreich ein föderativer Staat zu nennen war, und nach Karls Absicht auch durch die Verbindung der spanischen und der deutschen Linie immer bleiben sollte, das wird aus Karls letztem Plane, ehe er die Welt verließ, am deutlichsten hervorgehen.

Jetzt wenden wir unsere Betrachtung auf das, was er in Italien zu Stande brachte, und was er in Deutschland gewollt, aber nicht erreicht hat. Nach dem Siege bei Pavia, wo die Gefangennehmung des französischen Königs die Welt in Erstaunen setzte, hatte es den Anschein, als sei Karl nun unwiderstehlicher Gebiether von Italien, ja von Europa; und eben dieser Anschein erregte ihm Neider und Feinde. Schon unter Julius dem Zweiten und Leo dem Zehnten war neben dem alten Lieblingswunsche einer vollkommnen italienischen National-Unabhängigkeit und National-Einheit, die Abneigung gegen die französische Herrschaft immer ungleich stärker geworden; sie hatte sich verhaßt gemacht, und man hatte gefühlt, von welcher Seite die schlimmste Gefahr drohe. Jetzt, da Karls Uebergewicht entschieden war, regte sich wieder die alte zweideutige Politik der Italiener, die Franzosen durch die Spanier und Deutschen, die Deutschen und Spanier durch die Franzosen aus Italien zu vertreiben; eine Politik, deren nothwendige Folge war, daß Italien lange Zeit der Schauplatz verwüstender Kriege wurde, deren natürlichste Folge es gewesen sein würde, Italien gerade in die härteste fremde Abhängigkeit zu bringen. Clemens der Siebente war der Urheber dieser Gegenwirkung, und als auch dießmahl Karls Feldherren den entscheidendsten Sieg davon trugen, und er nun in der That als Herr und Schiedsrichter von Italien auftreten konnte, wie benutzte er seinen Sieg, als er zum zweitenmahle nach zehn Jahren Spanien verließ, um erst Italien, und dann Deutschland zu ordnen? Mit einer, für sein Glück und sein jugendliches, dem Ehrgeize am empfänglichste Alter, seltnen Zurückhaltung und Schonung, mit einer Großmuth gegen Einzelne, gegen Clemens und Sforza, die man gar nicht erwartete, und die ihm auch, wo nicht alle, doch sehr viele Herzen in Italien gewann. Ueberall den rechtlichen Besitzstand wieder herstellend, die erblichen Ansprüche ehrend, die größeren Mächte schonend und vergleichend, gab er Italien die beste Verfassung, deren es damahls noch fähig war, eine föderative Verfassung, die unabhängig genug war, daß er den Gedanken fassen konnte, alle spanischen Kriegsheere wegzuziehen, und

die Unabhängigkeit des Landes der Vertheidigung eines italienischen Bundesheeres überlassen zu wollen. Selbst das eigennützige Venedig gewann er zuletzt einigermaaßen durch seine friedlichen Grundsätze. — Es konnte Italien damahls durchaus nichts anderes als ein föderativer Staat, und nur darüber die Frage sein, weil jedes föderative Staatensystem eines Mittelpunktes und eines das Ganze vorzüglich lenkenden Mitgliedes bedarf, welche der drei durch Geist, Würde, oder Ausdehnung bedeutendsten Mächte, Florenz, der Papst, oder Venedig diesen Vorrang haben sollte? Florenz war, obwohl im Geiste am gebildetsten, nicht stark genug, und im Innern zu gährend. Venedigs Macht war die größte; aber sein Uebergewicht würde für das übrige Italien drückend und zerstörend gewesen sein; denn als die erste See- und Handelsmacht würde Venedig, wenn es die Herrschaft über Italien erlangt hätte, nach der es allerdings sehr ernstlich strebte, dieselbe unfehlbar gebraucht haben, den Handel und die Seemacht der andern zu unterdrücken. Ein solcher Mißbrauch war nicht vom Papste zu befürchten, dessen obersten Einfluß sich die andern Staaten um so mehr gefallen lassen konnten, als diese Macht einer von allen andern verschiedenen Art und Würde, auch ihrer Natur nach im Friedensstande am gesichertsten war, wie es für den Mittelpunkt eines Bundesstaates erwünscht und zweckmäßig ist. Ein friedliches föderatives System, dessen erstes Mitglied, wo nicht förmlich als solches aufgestellt, doch durch stillschweigende Anerkennung der Papst wäre, war die passendste Verfassung für Italien; und wenn der Papst und die übrigen Staaten für sich nicht stark genug waren, dem französischen Angriffe zu widerstehen, so blieb nichts andres übrig, als daß der Beherrscher von Neapel und Mailand, die Gränzen und die Unabhängigkeit jenes friedlichen Staatenbundes sicherte. Eine solche Verfassung hat Karl Italien gegeben; dieser Verfassung und Karln verdankt Italien die glückliche Ruhe, welche es seit der völligen Vertreibung der Franzosen unter ihm und in den nächsten Zeiten nach ihm genoß, während die übrigen Länder von Europa durch Bürgerkriege zerrissen wurden; und nicht bloß Italien, sondern die Welt, den herrlichen Flor aller

Künste, der sich auch im sechzehnten Jahrhunderte noch in Italien entfaltete. Denn wenn gleich in der Philosophie und Gelehrsamkeit, in der Poesie und selbst in den bildenden Künsten, die Zeit der italienischen bürgerlichen Kriege, vor Karl dem Fünften und in der ersten Epoche seiner Regierung an Geistern und Erfindern der ersten Größe vielleicht noch reicher war, als die nachfolgende, so ist doch nach dem ersten Aufschwunge, den der Geist in der Zeit der Gährung oft am meisten nimmt, zur weitern Entfaltung die Ruhe unumgänglich nothwendig, welche Karl Italien sicherte, indem er mit derselben Hand, welche den geliebten Dichter der Nation krönte, auch die Verfassung und den Frieden gründete, in dessen Schatten Mahlerei und Baukunst, Poesie und Beredsamkeit sich wetteifernd bildeten. In Spanien hatte Karl eine ganz neue Welt erschaffen, auch in der Gelehrsamkeit, Bildung und Dichtkunst, während vor ihm die Spanier noch ganz nur kriegerisch waren, wetteiferten sie unter ihm mit den Italienern in einem Reichthume an gelehrten Männern in allen ernsten Fächern. In der Geschichte, Landessprache und Dichtkunst entfaltete sich der Geist der spanischen Nation eben so reich und erfinderisch, als ganz ihrer eigenthümlichen Gefühlsweise gemäß. So groß war der neue Aufschwung des spanischen Geistes unter Karl in allen Zweigen der Erfindung und Bildung, daß selbst die lange Regierung eines Philipp ihn nicht niederzudrücken vermochte. So herrlich war die Aussaat unter Ximenes und Karl, daß die Früchte davon unaufhaltsam und unvertilgbar auch unter Philipp noch aufwuchsen, und erst spät diese ganze glänzende Erscheinung des spanischen Geistes, deren Brennpunkt und Seele Karl der Fünfte war, erloschen und ermattet ist. Italien aber gab Karl grade das einzige, was Italien sich selbst nicht zu geben vermochte, und was das Wesentlichste war für die weitere Entwicklung des italienischen Geistes, der in allen Erfindungen schon so herrliche Beweise seiner Kraft gegeben hatte.

Die Oberherrschaft, welche Karl über Italien allerdings hatte und behauptete, war so gemäßigt, war durch manche unabänderliche Rücksicht und nothwendige Schonung so bedingt und

beschränkt, daß selbst sein Nachfolger Philipp, der sie von ihm ererbte, keinen wesentlichen despotischen Mißbrauch, wozu er doch sonst so geneigt war, davon machen konnte. Die Wiedereinsetzung der Sforza in Mailand, der Medicäer in Florenz, ungeachtet der erste von ihm abgetreten, Clemens der Siebente der Haupturheber des zweiten Krieges gewesen war, ist der beste Beweis von Karls schonendem Verfahren in Italien. Man könnte ihn eher darüber tadeln, daß er Mailand nicht lieber seinem Pescara gegeben, der so große Ansprüche auf eine Belohnung hatte. Pescara, kühn und erfinderisch, war nicht nur der erste Feldherr, sondern der größte Mann seiner Nation, der das wahre Wohl und Heil derselben hell übersah, und wohl die Fähigkeit gehabt hätte, als Eroberer selbst eine Krone zu erschwingen, Karls Diensten aber mit unbeschränktem Eifer ergeben war, weil er in ihm und seinem schützenden Einflusse das Heil seines Volkes sah. Er war ihm ergeben, aber nicht knechtisch, sondern wie ein freier Mann, mit offenem Tadel, oder Unzufriedenheit, wo er Grund und Recht zu haben glaubte. Daß seine Treue und seine Absicht zweideutig gewesen, aus Ehrgeiz etwa wie Wallenstein, das ist eine von den vielen Unrichtigkeiten in Karls des Fünften Geschichte, mit denen üble Absicht und Vernachlässigung der Quellen sie angefüllt haben. Daß Pescara'n jener verdiente Lohn nicht zu Theil ward, war gewiß nicht Mangel der Anerkennung von Karls Seite, sondern das große Gewicht, welches erbliche Ansprüche, und ein irgend rechtlich gegründeter Besitzstand stets bei ihm hatten. Daß Karl den Florentinern die Freiheit nicht wiedergab, läßt sich wohl rechtfertigen; denn wie lange hatten die Florentiner nun schon bewiesen, daß sie die Freiheit zu ertragen unfähig seien, und wenn sie nicht zu einer dauernden republikanischen Form wie Venedig, gelangen konnten, wenn sie einen erblichen Beherrscher haben mußten, wer hatte gegründetere Ansprüche darauf, als die Medicäer? — Wenn indessen etwas an Karls Verfahren in Italien Tadel verdient, so ist es vielleicht, daß er gegen die beiden Päpste, Clemens den Siebenten und Paul den Dritten in ihren italienischen Verhältnissen und Privatbestreben

allzu nachgiebig war. Wenn früher am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, Päpste mit allem Eifer darnach gestrebt hatten, den Kirchenstaat wieder herzustellen, alles was davon abgekommen war, wieder zu erlangen, so ließ es sich rechtfertigen, weil diese ihre Sorge doch nicht auf ihre eigne Person, sondern auf die Sicherheit, die Würde und Unabhängigkeit des römischen Stuhls gerichtet war. Unangenehme Betrachtungen aber erregt es, daß jene beiden Päpste, Clemens der Siebente, und besonders Paul der Dritte, deren lange Regierung gerade in eine für die Kirche und die Welt so gefährliche Zeit fiel, auf nichts so eifrig bedacht schienen, als ihrer Familie ein Fürstenthum erblich zu sichern. Wenn wir die vielen großen Männer betrachten, welche Karln in Italien und Spanien umgaben, und dann fragen, wer unter den deutschen Großen, außer dem brüderlichen Ferdinand, Karls geistiger Stellvertreter und Mitwirker an seinen großen Zwecken war, so findet man hier wenig Antwort. Die Ursache war nicht, daß es damahls in Deutschland an Männern von Geist und Kraft gefehlt hätte; aber es waren die vorhandenen Kräfte durch die allgemeine Gährung zerstreut und meistens von dem Kaiser abgewandt, wo nicht ihm entgegen wirkend. Unter allen deutschen Fürsten war Pfalzgraf Friedrich Karln am ergebensten. Auch ohne Churfürst zu sein, hatte er durch seine Thätigkeit auf Karls Wahl großen Einfluß gehabt. Ein treuer Diener schon seines Vaters Philipp des Schönen, war der Pfalzgraf von Jugend an ein Freund und Gespiele Karls gewesen; weder eine den Verhältnissen nicht angemessene Leidenschaft für Karls Schwester Eleonore, noch nachher die vergebliche Bewerbung um Marien, die verwitwete Königin von Ungarn, konnte je das gute Verhältniß stören. Einen großen Theil seines Lebens brachte der Pfalzgraf mit ähnlichen Bewerbungen hin; unermüdet war er, zwischen Spanien und Deutschland hin und her zu reiten; mehr ein Fürst von liebenswürdigen Eigenschaften als von ausgezeichneter Kraft. Er war keiner der hitzigsten Anhänger der neuen Lehre, indessen folgte er dem Strome, und sie war es, die ihn zuletzt von Karln entfernte. Wie tief auch bei diesem die alte Freundschaft gewurzelt hatte, zeigte sich an

den Beweisen der Rührung, die er bei der Aussöhnung mit ihm gab, nach der Zerstreuung des schmalkaldischen Bundesheers. Unter den jüngern Fürsten hatte keiner Karls Gunst und Zutrauen so ganz zu gewinnen gewußt, wie Moritz von Sachsen, der ihn nachmahls verließ. Durch Verstand und Thätigkeit war er ausgezeichnet, und als Feldherr von großer Anlage. Besonders mochte die Besonnenheit, die äußere Mäßigung und Würde Karls Neigung gewonnen haben, um so mehr, da bei vielen andern deutschen Fürsten der damahligen Zeit mehr noch ein gewisser ritterlicher Ungestüm in den Sitten herrschend war, als ein abgemessener feiner Anstand. Karl liebte die besonnenen, gehaltenen Charaktere, wie Wilhelm von Oranien und Moritz von Sachsen. Je länger Karl herrschte, je mehr scheint es ihm zur Gewohnheit geworden zu sein, sein eignes Gefühl zu verläugnen, und zur festen Ueberzeugung, daß die Welt nur durch den Verstand beherrscht werden könne. Aber die äußere Würde und besonnene edle Zurückhaltung, die so viel verspricht, und bei einigen wie bei Karln, im Innern ein tiefes Gefühl, große Zwecke und edle Gesinnungen verbirgt, kann auch einen gemeinen Eigennutz und der Ehrsucht zur Hülle dienen, und das eingeflößte Vertrauen auf das grausamste täuschen, wie es Karln mit Moritz geschah.

Was Karl in Deutschland wollte, war wie schon erwähnt, nichts anders, als die zerstörte Eintracht wieder herzustellen und die Kirchentrennung zu verhüten. Auch über diesen Punkt hat er in damahliger Zeit die entgegengesetzten Vorwürfe dulden müssen, und während es in Rom hieß, er greife dem Papste in sein Amt, indem er sich in die kirchlichen Angelegenheiten eigenmächtig einmische, wurde in Deutschland ausgesprengt, er wolle alle Lutheraner ausrotten. Dieß bestätigt die Geschichte nun so wenig, daß neuere Darsteller dagegen einen andern viel künstlichern Vorwurf ausgesonnen haben, nähmlich: er habe die Protestanten eigentlich heimlich begünstigt, aber nur in der eigennützigen Absicht, um dadurch den Papst zu demüthigen. Diese Hypothese ist daher entsprungen, weil diese Schriftsteller sich zu wenig in Karls Gesinnung, und überhaupt in die Denkart damahliger Zeit haben ver-

setzen mögen; aus dem Geiste unsrer Zeit, und ihrer eignen Denkart scheint es ihnen unbegreiflich, daß Karl als ein so kluger Monarch, für den sie ihn doch halten, keinen andern Zweck gehabt haben sollte, als den, welchen er wirklich hatte, daß er es nach seiner Denkart für die erste und heiligste seiner Pflichten, für den theuersten seiner Wünsche, ja für den Zweck seines Lebens halten konnte, das Unglück einer Kirchentrennung zu verhüten. Der Vorwurf einer eigenmächtigen und gewaltthätigen Einmischung in Kirchensachen, kann Karln nicht treffen. Zu tadeln war nur der erste sehr folgenreiche Schritt, Luthers Erscheinung auf dem Reichstage, da dessen eigenthümliche Meinungen vom Glauben, von der Gnade, und der Knechtschaft des Willens keineswegs geeignet waren, an diesem Orte von den versammelten Fürsten und Churfürsten ausgemittelt zu werden; die Beschwerden der deutschen Nation gegen Rom, besonders in Rücksicht des Geldes, welches häufig aus dem Lande ging, hätten, wie oft geschehen war, auch ohne ihn ausgemittelt werden mögen. Nachdem die Protestanten aber keine Kirchenversammlung, noch weniger Rom anerkennen, und sich mit der geistlichen Gewalt in keine Art von Unterhandlung einlassen wollten, so blieb nichts anders übrig, als daß der Staat und des Staats Oberhaupt mit ihnen unterhandelte. Hätte Karl so sehr gestrebt, die Kirche und besonders das Oberhaupt derselben zu beschränken, wie die neuern Schriftsteller es sich ausgedacht haben, so würde er damit unstreitig wohl in Spanien selbst den Anfang gemacht haben, und man würde den damahligen Zustand von Spanien sehr verkennen, wenn man glaubte, er hätte dieß wegen der Denkart der Nation nicht gedurft. Wie überhaupt die gegenseitigen Gränzen der bischöflichen und der päpstlichen Gewalt oft ein Gegenstand des Streits gewesen waren, so fehlte es auch den spanischen Bischöfen, wie denen andrer Nationen, nicht an alten Beschwerden, Ansprüchen und Streitigkeiten, die Karl zu solchen ehrgeizigen Absichten hätte benutzen können, wenn er sie gehabt hätte; um so mehr, da man aus allen damahligen spanischen Schriftstellern ersieht, daß die beiden Päpste, Clemens der Siebente, und Paul der Dritte, persönlich bei der spanischen Nation äußerst verhaßt

waren. Daß er die Protestanten begünstigt habe, kann nicht von Karln gesagt werden; nachgebend war er, so weit es seine Ueberzeugung litt, weil er nicht den Krieg mit ihnen, sondern den Frieden suchte, und immer von neuem die Hoffnung faßte, die Aussöhnung und Wiederherstellung sei noch möglich. Aus dieser Ueberzeugung entsprang die Langsamkeit seines Verfahrens. Er hoffte die Gährung der Gemüther würde von selbst, wo nicht aufhören, doch ruhiger werden; und wenn er übrigens den Augenblick, wo Deutschland von dem furchtbarsten türkischen Angriffe bedroht ward, nicht gerade dazu wählte, den Streit mit den Protestanten zur Entscheidung zu bringen, oder noch heftiger anzufachen, so kann er deswegen wohl nicht getadelt werden. Es war diese äußere Ruhe vor dem Ausbruche des deutschen Krieges nur ein täuschender Schein. Zu tief hatte schon die Spaltung in den Gemüthern Wurzel gefaßt. Gegen einen Karl, einen Melanchthon, gab es viele tausende, die in wilden Haß entflammt und gränzenlos erbittert waren, einzelne auch, die ehrgeizige Nebenzwecke im Auge hatten. Es trug sich in jener Zeit, wo die steigende Erbitterung schon den Bürgerkrieg voraussehen ließ, ein Ereigniß zu, das, wiewohl es nur Einzelne betraf, doch auf das ganze Zeitalter einen großen Eindruck machte. Von zwei spanischen Brüdern war der eine in Deutschland der neuen Lehre beigetreten; der andre hierüber in Unwillen, kam auch nach Deutschland, traf den Bruder; gegenseitige Erbitterung und Wuth führte bis zur Ermordung des einen durch den andern. So großen Eindruck machte dieser, obwohl einzelne Vorfall, daß kaum ein Schriftsteller jener Zeit gefunden wird, der ihn nicht mit Umständen erzählte, nicht mit einem eignen Schauder dieses Brudermords erwähnte. Es war wie ein unglückliches Vorgefühl von dem Fluche der Verblendung, der seit dem schrecklichen Zwiespalte des Glaubens auf der Menschheit ruhte, von allem dem Bruderblute, welches im Laufe von anderthalb Jahrhunderten in Frankreich und Spanien, in den Niederlanden, in England und Deutschland, auf Schlachtfeldern und Blutgerüsten vergossen werden sollte.

Mit einer unbeschreiblichen und ganz unermüdlichen Geduld,

arbeitete der Kaiser in den letzten Jahren vor dem Ausbruche des Krieges, an dem Werke des Friedens und der Eintracht, unterstützt von mehreren, durch Kenntnisse, sittliche Würde und Billigkeit am meisten geachteten Gelehrten beider Partheien. Aber vergeblich; die entgegengesetzten Verbündungen der protestantischen und der katholischen Fürsten, geriethen immer heftiger aneinander; immer mehr Thaten geschahen, welche auch ohne Rücksicht auf den Glauben und auf die Kirche, kein Kaiser, der es mehr als dem Nahmen nach sein wollte, dulden durfte. In keiner andern Zeit hat Karl gleich wie in dieser die ganze Stärke seines Charakters und seines Feldherrn=Talents entwickelt, als in diesem schmalkaldischen Kriege. Ganz rettungslos schien seine Lage am Anfange desselben, aber so wie sein Zutrauen, man kann sagen seine Heiterkeit mit der Gefahr selbst stieg, wie er seine Krieger durch sich, durch seine Liebe und herablassende Vertraulichkeit zu dem Unmöglichen zu begeistern wußte, so bemächtigte sich eine unbegreifliche Verblendung und Verwirrung der Häupter des schmalkaldischen Bundes. Tapferkeit und Klugheit als Haupt der Seinigen hatte der Landgraf oft bewiesen; jetzt an dem entscheidenden Tag der Gefahr täuschte auch er das Zutrauen, das alle auf ihn allein gesetzt hatten. Es war Karls innigstes Gefühl, als er nach der Schlacht bei Mühlberg, da die größte Gefahr, die ihn je bedroht hatte, unverhofft besiegt war, mit Erinnerung an Cäsars berühmte Worte schrieb: Ich kam, ich sah, und Gott siegte. Unglaublich war die Wirkung, die dieser plötzliche unerwartete Umschwung der Dinge in Deutschland, wie außer Deutschland hervorbrachte. In Deutschland unterwarf sich ihm alles, wie von einem wunderbaren Schrecken befallen, ohne Rückhalt und ohne Bedingung. Im übrigen Europa schien, daß er Deutschland, welches man damahls noch für das erste und mächtigste aller Länder hielt, aus der gefährlichsten Lage, fast ohne Hülfsmittel, als die sein unerschütterlicher Muth ihm gab, im Schlachtfelde, und auch geistig in Zeit von wenigen Monathen ganz besiegt und bezwungen hatte, so groß, daß alle Nahmen des Ruhms auf ihn gehäuft, er dem Cäsar und Alexander an die Seite gestellt wurde. Eine Gesandtschaft des moskowitischen Zaars, des

Chans der Tartaren, wie schon der Kaiser von Persien ihm zu seiner Thronbesteigung durch eine Gesandtschaft Glück gewünscht hatte, dienten ihm in den Augen der Menge um so mehr, als den ersten Monarchen Europa's zu verherrlichen. —

Er hätte im ersten Augenblick des Sieges in Deutschland thun und gebiethen können, was er nur wollte, denn groß war sein Anhang, und die Zahl seiner treuen Freunde und Diener, und ganz von Schrecken befallen die, welche seine Feinde gewesen waren. Es war die rechte Zeit, um die deutsche Verfassung aus dem Grunde zu ändern, wenn er das gewollt hätte; was er auch ohne Verletzung des Rechts thun konnte, denn welcher der kriegführenden Fürsten hatte nicht die Verfassung auf eine oder die andre Art zuerst übertreten? Es war um so mehr alles alte Verhältniß aufgehoben, und ein ganz neuer Zustand der Dinge eingeleitet, da die kriegführenden Fürsten ihn gar nicht mehr als Kaiser erkannt, ihn bloß Karln von Gent genannt hatten. Er bediente sich seines Glücks und seines Siegs allein, um das Werk der Eintracht, an dem er so lange mit Eifer, aber mit unglücklichem Erfolg gearbeitet, nun desto wirksamer durchzusetzen. Und mit welcher Billigkeit that er dieß! Daß es nicht gelingen konnte, weil er so weit über seine Zeitgenossen erhaben war, weil diese so weit entfernt waren von seiner großen milden Sinnesart, weil er mit dieser Billigkeit in seinem Zeitalter so ganz einzeln und allein da stand, soll man ihm das zum Vorwurf machen? Mit sorgfältiger Schonung hatte er es zu verhindern gewußt, daß der Krieg nicht eigentlich den Nahmen und den Charakter eines Religionskrieges erhielte. Und er war es auch nicht; nicht bloß weil ein protestantischer Fürst es mit Karln hielt, andre protestantische wie katholische neutral blieben, sondern selbst die Art wie der Krieg geführt ward, welche Art freilich in der folgenden Zeit nicht mehr die nähmliche blieb, bewies es, daß er es nicht sei. Jedes Große und Gute, wenn es auch dem äußern Scheine nach mißlingt, hat unausbleibliche und unvertilgbare Folgen. Daß in Deutschland, nachdem die versuchte Wiedervereinigung unmöglich schien, doch wenigstens ein wahrer Frieden zwischen der katholischen und der

protestantischen Parthei sogleich möglich war, daß er ein halbes Jahrhundert bestehen konnte, während in Frankreich und England das Blut schon stromweise floß, wem anders verdankte dieß Deutschland, als Karls unermüdlichen Friedensbestrebungen, wodurch nicht nur die Gesinnungen einiger wenigen Bessern gemildert, sondern auch die Formen eines solchen, den Menschen noch ganz neuen Verhältnisses und Glaubensfriedens mehr entwickelt wurden? Daß der Frieden nach einem halben Jahrhunderte dennoch brach, und der schrecklichste Krieg sich entflammte, darf nicht angeführt werden, um jene Wohlthat herabzusetzen; wenn Karls Geist nur wirksamer in Deutschland geblieben wäre, wenn er nur mehr ähnliche Gesinnungen geweckt hätte, so wäre es nie zu einem dreißigjährigen Kriege gekommen. Nur einen großen Fehler der Staatskunst beging er auch hier; daß er abermahls in einem Falle, wo nur die ganz entschiedene Maaßregel, nur eines von den zwei entgegengesetzten, vollkommne Strenge, oder unbedingte Milde, wirksam zum Zwecke führen konnte, den Mittelweg einer sich gegenseitig bedingenden Gerechtigkeit und Schonung wählte. Dieß gilt von seinem Betragen gegen alle kriegführende Fürsten, am meisten gegen den Churfürsten Johann Friedrich. Alba beschwor ihn, wenn er, um den Vorwurf der Eroberungssucht nicht auf sich zu laden, seinen Bruder nicht mit Sachsen belehnen wolle, so solle er es zerstückeln, die Städte zu freien Reichsstädten erheben, die Länder unter die verschiedenen kleinen Fürsten theilen; wenn er auch dieß nicht wolle, so solle er dann das Ganze ungetheilt dem Johann Friedrich wieder geben, der durch diese Großmuth vielleicht gewonnen werden könnte; nur Moritzen soll er es auf keinem Falle geben. Auch der treue Ferdinand war gegen Moritz; aber umsonst, Karl hatte sein Wort gegeben, er erfüllte es, und ward schrecklich getäuscht. — Für den Churfürsten Johann Friedrich gewann Karl während seiner Gefangenschaft selbst Achtung, ja Freundschaft. Er war anfangs auf ihn am meisten erbittert, weil Johann Friedrich seinen Vereinigungsversuchen immer unter allen den unbiegsamsten Widerstand entgegengesetzt hatte; auch in der

Gefangenschaft wollte er, nachdem er für sich und seine Nachkommen bedeutenden Ländern entsagt hatte, Karls Vereinigungsformel, das Interim, nicht unterschreiben, weil er es gegen seinen Glauben und sein Gewissen hielt; dagegen der Landgraf, wenn er auf diese Bedingung frei werden könnte, sich gleich dazu bereit zeigte. Eben diese Unbiegsamkeit Johann Friedrichs war eine Folge, und ein Beweis, wo nicht eines umfassenden Verstandes, doch eines biedern Herzens; und bei Karln mochte die Theilnahme für den rechtschaffnen Fürsten wohl um so höher steigen, je mehr er sich in seinem bisherigen Günstlinge Moritz betrogen fühlte.

Als dieser sein Feldherr sich gegen ihn wandte, ihn überfiel und zur Flucht nöthigte, da sah Karl ein, daß seine Absicht, die Kirchentrennung zu verhüten, unausführbar sei; einen für diese Lage und die bleibende innere Trennung erträglichen Frieden zu schließen, wie überhaupt die deutschen Angelegenheiten, überließ er von nun an seinem Bruder Ferdinand. Man würde irren, wenn man glaubte, er habe, weil er im ersten Augenblick der Ueberraschung ohne Macht zum Widerstande war, überhaupt keine Hülfsmittel mehr gehabt. In wenigen Monathen stand er durch die thätige Mitwirkung seiner Schwester Maria, an der Spitze eines Heeres von mehr als fünfzig Tausenden. Daß es ihm nicht schwer werden konnte, auch protestantische Fürsten auf seine Seite zu ziehen, sieht man an dem Beispiele eines der unternehmendsten, des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, der in seine Dienste trat. Immer war Karls Anhang noch sehr groß in Deutschland. Hätte er sich nur an Moritz rächen, den Churfürsten Johann Friedrich wieder einsetzen, jenes große Heer in Deutschland gebrauchen wollen, so würde er noch jetzt leicht die Oberhand gewonnen haben. Nur in Rücksicht des Glaubens hätte er nachgeben müssen, so wäre ihm noch damahls ganz Deutschland zugefallen. Aber das eben konnte und wollte er nicht, und seitdem er sah, daß die erwünschte Wiedervereinigung, an die er so viele Jahre der Anstrengung verschwendet hatte, bei dieser herrschenden Stimmung der Gemüther durchaus unausführbar sei, so verlor

er alle Theilnahme an Deutschland, und sichtbar ist an ihm seit dieser Zeit eine entschiedene Abneigung und Gleichgültigkeit gegen alle deutschen Angelegenheiten.

Bei der Gefangenhaltung der beiden Fürsten Johann Friedrich und des Landgrafen, hatte Karl keinen andern Zweck, als den, diese beiden, wovon der eine durch seine unerschütterliche Unbiegsamkeit, der andre durch seine unruhige Thätigkeit, der von Karln so sehr gewünschten Wiedervereinigung am meisten im Wege standen, so lange außer Einfluß zu setzen, bis die Wiedervereinigung durch sich selbst Festigkeit genug erlangt hätte. Bei dem Landgrafen hatte er sich auch hierin so wenig verrechnet, daß derselbe noch in der Gefangenschaft erbötig war, das Interim anzunehmen, und als er wieder frei ward, gar nicht mehr derselbe schien, die eigne Kraft, den Muth und alles Ansehen verloren hatte. Ueber die Gefangennehmung des Landgrafen hat man Karln unwürdige Vorwürfe gemacht, deren Ungrund jetzt völlig erwiesen ist. Karl ist hierin von allem Vorwurf ganz frei; die Unterhändler waren es, die dem Landgrafen mehr versprochen haben, als Karl wußte und wollte. Tadel aber verdient Karls Verfahren von Seiten der Staatskunst vielleicht, hier wie in mehreren andern Fällen, daß er in einem Zeitalter gewaltsamer Umwälzung und allgemeiner Spaltung nicht immer die entschiedensten Maaßregeln ergriff, zu oft den gemäßigten Mittelweg einschlug. Im Ganzen jedoch mißlang die von Karln beabsichtigte Wiedervereinigung nicht wegen einer einzelnen falschen Maaßregel, sondern weil die Spaltung, die Gährung und Erbitterung der Gemüther zu allgemein war.

Moritz hatte sich zum Retter der deutschen Freiheit aufgeworfen, aber die Stimme des Volks war nicht für ihn. Das war auch nicht wohl möglich; ein doppeltes Betragen wird nie von der öffentlichen Stimme verziehen. In eben dem Sinne wie Moritz, nannte sich der französische König einen Beschützer der deutschen Freiheit, indem er einige wichtige Städte des Reichs an sich riß, die ihm Moritz, als ob das Reich schon sein wäre, in dem Bündniß mit ihm abgetreten hatte. Gegen diesen Eingriff wandte nun

Karl sein Kriegsheer, zum letztenmahle die Waffen führend für die Ehre und Unverletzlichkeit des Reichs und für die Sicherung seiner Niederlande. Er war auch hier nicht glücklich, und konnte Metz nicht wieder gewinnen. Doch erlebte er noch in seiner Einsamkeit den großen Sieg bei St. Quentin unter seinem Nachfolger; welcher Sieg von dieser Seite gegen Frankreich volle Sicherheit, ja mehr als das zu gewähren schien.

Den Wunsch, welchen Karl schon lange gehegt hatte, sein Leben in ruhiger Einsamkeit, und stiller Beschäftigung mit seinem Innern zu beschließen, führte er jetzt aus. Sein ganzes Leben war ein ununterbrochener Kampf gewesen; seine Herrschaft hatte er von Anfang an als einen Beruf, eine große Pflicht und Bürde betrachtet, und gefühlt; ein Menschenalter hindurch, hatte er die Last auf seinen Schultern getragen, das im Sturm der Zeit gewaltsam schwankende Europa mit festem Steuer gehalten. Er war so wenig ohne Gefühl, daß man eher einen Hang zur Schwermuth in ihm finden könnte; der große Eindruck, welchen der Tod seiner Mutter, die nach langem stillen Wahnsinn kurz vor seinem Ende starb, auf ihn machte, ist in dieser Hinsicht bedeutend. Und doch hat auch dieser Entschluß, sich in die Ruhe zurückzuziehen, zu den seltsamsten Auslegungen Anlaß geben müssen; ein Entschluß, von dem es bekannt ist, daß er ihn schon sehr frühe, auf dem Gipfel des Glücks, und in der Fülle der männlichen Kräfte gefaßt, und mehrmals geäußert hatte. Obwohl aber von ernstem tiefen Gefühl in seinem Innern, war er im Aeußern heiter, geistvoll im gesellschaftlichen Gespräch, und für Freundschaft äußerst empfänglich. Viele und rührende Beweise sind vorhanden, von dieser gefühlvollen Anhänglichkeit an seine Geschwister, besonders die beiden Königinen Eleonora und Marie, die ihn bei seinem Abschiede von der Welt nach Spanien begleiteten, überhaupt aber an alle, die ihm nahe waren, und einem solchen Gefühle nur irgend entsprechen konnten. Freundschaftlich war sein Verhältniß gegen seine großen Diener im Felde wie im Staate, herablassend war er gegen alle, und nicht zu zählen sind die treffenden Antworten, die geistvollen Züge und bedeu-

tenden Ausſprüche, die ſein Zeitalter von ihm aufbewahrt hat. Wenn in einem ſolchen Fall einem großen Manne vielleicht auch manches nicht genau nacherzählt wird, ſo würde, wenn man nur die beſten und zuverläſſigſten Züge wählen wollte, ſich leicht ein Buch davon ſammeln laſſen, das in ſeiner Art zu den lehrreichſten gehörte.

So trat der Mann wieder aus der Welt zurück, der als König von Spanien ohne Vergleich der erſte und beſte war, von allen die vor ihm und nach ihm geweſen ſind, der Spanien zu dem gemacht hat, was es zwei Jahrhunderte hindurch war; der als Kaiſer den edelſten Zwecken in unermüdetem Kampfe nachgeſtrebt hatte; der Mann, welcher Europa und ſein Zeitalter, alle ſchwer zu löſende Verwirrungen, alle furchtbar drohende Schickſale desſelben in ſeiner Bruſt und ſeinem Geiſte umfaßte, trug und überſchaute. Bei ſeinem Tode wetteiferten die chriſtlichen Staaten in Trauerfeſten von beiſpielloſer Pracht, ſeinen Nahmen und ſeine Größe zu verherrlichen; ſelbſt in der Hauptſtadt des türkiſchen Reichs ehrte ein edler Feind durch eine öffentliche Todtenfeier das Andenken des großen Monarchen, der die Welt verlaſſen hatte. Europa ſchien es zu fühlen, daß der Held und Kämpfer des Zeitalters nicht mehr war, welches, nachdem auch dieſe letzte Kraft der Einheit verſchwunden war, einem Jahrhunderte von Krieg und Zerrüttung um ſo gewiſſer entgegen ging.

Fünfzehnte und sechzehnte Vorlesung.

Das Zeitalter, dem Europa nach Karls Tode entgegenging, war wohl geeignet, den, welcher es im Geiste voraussah, mit Schwermuth zu erfüllen. Lange bürgerliche Kriege waren die erste und nothwendigste Folge der Kirchentrennung. Sie zerrütteten Deutschland, die Schweiz, Frankreich, die spanische Monarchie, und England, von dem Bauernkriege an zu rechnen bis auf die Verfolgung der Protestanten unter Ludwig dem Vierzehnten, während voller anderthalb Jahrhunderte, bis endlich zuerst in Holland, dann seit der Königin Anna in England und Kaiser Joseph dem Ersten neue mildere Grundsätze in Europa herrschend wurden. Nicht lange nachdem in Deutschland durch Karl den Fünften und seinen Bruder Ferdinand, der erste Religionsfrieden gegründet worden, brachen die innern Kriege in Frankreich und in den Niederlanden aus. Kaum war für Frankreich mit Heinrich dem Vierten ein schöneres Zeitalter angebrochen, und Hollands Freiheit nach langem Kampfe anerkannt, als in Deutschland von neuem der lang zurückgehaltene Krieg mit verdoppelter Wuth ausbrach; als endlich nach dreißig Jahren der Zerrüttung und des Blutvergießens hier der Bund des Friedens eben unterzeichnet ward, mußte in England nach vielen andern grausamen Hinrichtungen, der unglückliche König Karl selbst das Blutgerüst bestei-

gen; und als schon in England aus dem Kampfe der streitenden Elemente eine neue Form gesetzlicher Freiheit hervorzugehen begann, erging noch unter Ludwig dem Vierzehnten in Frankreich eine allgemeine Verfolgung gegen die Protestanten; nicht minder grausam und ungerecht als alles, was Philipp den Zweiten bei der Nachwelt in den Ruf eines Tyrannen gebracht hat. Es waren jene Bürgerkriege eine unvermeidliche Folge der Kirchentrennung, nicht nur wegen der innigen Verknüpfung des Staates und der Kirche, sondern auch weil die neue Lehre meistens nicht bloß im Glauben, sondern auch in Beziehung auf den Staat eine eigne und neue Lehre und Parthei war. Zwar die ersten politischen Schwärmereien der Wiedertäufer in Deutschland waren sogleich allgemein von beiden Seiten verabscheut, vertilgt und wieder vergessen worden. Eben daher hatte auch der Religions-Zwiespalt in Deutschland, in dem Zeitraume von Karl dem Fünften bis zum dreißigjährigen Kriege, weniger als in allen andern Ländern eine politische Richtung, in Frankreich aber war bei Calvins Anhängern, nicht in zügellosen Schwärmereien wie bei jenem ersten Ausbruche der deutschen Unruhen, sondern in den durchdachtesten, und eben darum dauernder wirkenden Grundsätzen, diese politische Richtung sehr sichtbar; noch mehr bei den Puritanern in England. Dazu kam die Gelegenheit, die sich einer unsittlichen Politik in dem vorhandenen Gährungsstoffe von selbst darbot, sich der bürgerlichen Unruhen als eines Werkzeuges zu herrschsüchtigen Absichten zu bedienen. Die französische Regierung hatte zuerst angefangen, es als den Beweis einer vorurtheilsfreien Staatskunst anzusehen, wenn man die Protestanten in Paris folterten und hinrichten lasse, in Deutschland aber sie unterstütze. Aber auch ohne diesen vortrefflichen Grundsatz eines neuen an die Stelle des alten sich bildenden Völkerrechts, der bei den andern Nationen noch keine Nachfolge fand, brachte der natürliche und unvermeidliche Zusammenhang jeder Glaubens-Parthei in den verschiedenen Ländern allgemeine und vielfache Verletzungen der Gerechtigkeit mit sich. Wenn die Königin Elisabeth die Hugenotten in Frankreich unterstützte, so war es auch nicht zu ver-

wundern, wenn die Freunde und Glaubensgenossen der unglücklichen Maria der Ankunft einer spanischen Flotte mit Sehnsucht entgegen sahen. Eine solche Verknüpfung der Dinge mußte das gegenseitige Verhältniß der Staaten nicht nur, sondern auch der Regenten und des Volks im Staate im höchsten Maaße verschlechtern, vergiften und unsittlich machen.

Mehr noch als selbst die Bürgerkriege und das viele vergossene Blut, war der Verlust und die allgemeine Beschränkung sowohl der bürgerlichen, als auch der Denkfreiheit zu beklagen, welche die Kirchenspaltung zur nächsten Folge hatte. An jene umfassende und tiefe Geistesbildung, an jene wahrhafte und große Denkfreiheit die unter Lorenzo und Leo in Italien, unter Maximilian in Deutschland geherrscht hatte, und von da ihren wohlthätigen Einfluß über ganz Europa erstreckte, war nun gar nicht mehr zu denken. Es mußte vor allem nur der Staat und sein Dasein gerettet und gesichert werden, mochte auch noch so viel zu Grunde gehen, mochte es auch noch so große und blutige, oder für den Geist schmerzliche und der Bildung nachtheilige Opfer erheischen. Dieß war nicht bloß in der alten Kirche, sondern eben so sehr auch in dem Gebiethe der neuen Lehre der Fall. Es war in dem protestantischen Deutschland nicht minder gefährlich von dem Augsburgischen Glaubensbekenntnisse abzuweichen, als es in dem katholischen Europa gewesen wäre, die tridentinische Kirchenversammlung anzugreifen. Wurde doch selbst in Sachsen, dem Vaterlande der Reformation, im Jahre **1574** ein Gelehrter wegen des sogenannten Krypto-Calvinismus, der Beschuldigung, ein heimlicher Anhänger von Calvins Parthei zu sein, in peinliche Untersuchung gezogen, ein angesehener Staatsmann und Kanzler im Jahre **1601** aus der gleichen Ursache öffentlich enthauptet. Nicht bloß die Denkfreiheit, sondern auch die bürgerliche hat in vielen Staaten Europa's durch die Kirchentrennung sehr gelitten, besonders in Deutschland, wo der Bauernaufstand, und die Gährung des Adels, die Veranlassung, die durch die eingezogenen geistlichen Güter und durch Verbündung vermehrte Gewalt der Fürsten die Ursache zu vielen Beschränkungen der ehemahligen

Freiheit enthielten. In der spanischen Monarchie mußten die großen Volksaufstände, je weniger die Regierung sie überall zu besiegen im Stande war, bei gereizter Erbitterung das System derselben immer mißtrauischer und härter machen. Es ist wahr, daß eben die steigende Beschränkung gewaltsame Gegenwirkungen und dadurch Freiheit und republikanischen Geist veranlaßte; wahr, daß in einigen Staaten der Kampf der gährenden Elemente endlich in ein Gleichgewicht sich setzte, welches wenigstens eine Zeit lang blieb, wie dieß nebst Holland am meisten in England der Fall gewesen ist, durch eine kunstreiche Verknüpfung der alten Formen mit dem neuen Geiste; so wie in Oesterreich durch die mit der Aufrechthaltung des alten Systems verbundene Nachgiebigkeit gegen das neue. Im Ganzen der europäischen Geschichte, wovon selbst England nicht immer eine Ausnahme macht, blieb es in der Verfassung wie in der Geistes-Entwicklung bei eben diesem Wechsel eines starken Drucks und eben so gewaltsamer Ausbrüche der Freiheit. Kann aber der beständige Uebergang von einem Aeußersten zum andern, der beständige Umschwung und Wechsel von Despotismus und völliger Gesetzlosigkeit, der Haß gegen alle Philosophie auf der einen, Verachtung der Religion auf der andern Seite in der Verfassung wie in der Denkart so sicher zu einer wahrhaft geordneten und dauernden Freiheit und Bildung führen, als die gleichförmige innere Entwicklung der frühern Zeit? Zu dieser war in dem Zeitalter vor der Reformation für den Geist und die Bildung schon die herrlichste Anlage, für die europäischen Staaten aber wenigstens die Möglichkeit eines glücklichen und rechtlichen Verhältnisses vorhanden gewesen.

Der Charakter der neuern Nationen und Staaten in den letzten Jahrhunderten wird, wo nicht ausschließend, doch vorzüglich bestimmt durch die Form, welche die Reformation bei einer jeden angenommen, den Einfluß, welchen diese auf sie hatte. Am glücklichsten war unter den wichtigsten Ländern Europa's in dem ersten Jahrhunderte nach der Reformation unstreitig Italien, eben weil es außer der entfernten und mittelbaren Einwir-

kung der allgemeinen Veränderung von jenem Einfluß frei, von bürgerlichen Religionskriegen verschont blieb. Die öffentliche Ruhe erheischte hier kein andres Opfer, als etwa nur die Verfolgung oder Verbannung eines oder des andern Gelehrten, dessen Denkart und Lehre jetzt für die öffentliche Sicherheit gefährlich schien, da er zu andern Zeiten vielleicht den Ruhm Italiens vermehrt und verschönert haben würde. Es hatte Italien damahls nebst Spanien, weil auch da Einheit im Ganzen war, allein eine wahre Nationalbildung des Geistes, und eine diese darstellende Literatur. Weil aber die Philosophie aus Furcht vor dem Mißbrauche und den Neuerungen davon ausgeschlossen, oder auf eine todte kraftlose Form herabgesetzt, weil diese ganze Geistesbildung zu sehr nur auf die Fantasie beschränkt war, so trug diese in den Künsten, in der Poesie und Literatur so glänzende italienische und spanische Geistesbildung den Keim der innern Ermattung und Erschlaffung in sich; denn nur aus der harmonischen Entwicklung aller Kräfte kann wahre Bildung dauernd hervorgehen. In England und Deutschland gingen durch Erinnerung anderer Zeiten und alter Sagen auch in diesem Jahrhunderte noch manche einzelne Blumen nordischer Dichtkunst aus dem vaterländischen Boden hervor; zu einem fortgehenden Ganzen von Geisteswerken und Geistesbildung, zu einer Literatur wie in Spanien und Italien, konnte es nicht kommen. Der Sturm der Bürgerkriege riß alles, wie es aufgeblüht war, wieder in Vergessenheit dahin, und selbst die Sprache verwilderte in Deutschland, als auf ein volles Jahrhundert von Glaubensstreitigkeiten, die immer mit Erbitterung, oft mit Rohheit, meistens mit falscher Spitzfindigkeit, selten mit Geist und Tiefsinn geführt wurden, ein verwüstender allgemeiner Krieg folgte, dessen Ende viele als Männer und Greise erlebten, die seinen Anfang als Kinder und Jünglinge gesehen hatten. Auch in Frankreich war damahls alle Theilnahme und Kraft auf die bürgerlichen Unruhen und das Spiel der Partheien ausschließend gerichtet; erst als Richelieu die Einheit wieder hergestellt hatte, sollte die französische Geistesbildung ihr Zeitalter beginnen, die er anfangs auch nur zu politischen Zwecken hervor-

zurufen bemüht war. Nächst Italien war in der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts der Zustand von Deutschland vom Religionsfrieden, bis da der Ausbruch des dreißigjährigen Krieges herannahte, verhältnißmäßig noch am glücklichsten. Zwar war es ein falscher Frieden, der den Zwiespalt nicht aus dem Grunde hob, ja nicht einmahl die Gränzen der feindlichen Parthei ganz unzweifelhaft fest setzte; aber auch so war es eine Wohlthat, verglichen mit den Gräueln selbiger Zeit in England und in Frankreich. Diesen Vorzug, daß es zuerst einen Religionsfrieden hatte, verdankte Deutschland zunächst den Vereinigungsversuchen Karls des Fünften, und den dadurch wo nicht gemilderten Gesinnungen, doch hier früher entwickelten Eintrachtsformen und Bedingungen. Den obwohl im innern Wesen kraftlosen und schwankenden Frieden so lang in Dauer zu erhalten, dazu trug es wesentlich bei, daß beide Partheien in Deutschland, wo nicht völlig gleich, doch beide groß und mächtig genug waren, um einander fürchten und schonen zu müssen; nächstdem das friedliebende nachgiebige System der ersten österreichischen Kaiser aus der deutschen Linie nach Karl dem Fünften; und der seit den Gräueln des Bauernkrieges und der Wiedertäufer zum Grundsatze gewordene Abscheu der deutschen Lutheraner vor allen bürgerlichen Unruhen, vor unrechtlichen Eingriffen oder gewaltsamer Umwälzung der alten Verfassung. Calvins Anhänger hingegen, deren Grundsätze und Geist überall und vom Anfange an mehr auch auf den Staat, auf bürgerliche Verhältnisse und Veränderungen gerichtet waren, konnten, da sie in den Religionsfrieden nicht eingeschlossen, von den Lutheranern selbst verabscheut waren, nur kaum und allmählig geduldet wurden, erst spät in Deutschland zu einigem Einflusse gelangen. Ganz anders in Frankreich und England, wo die Partheien nicht ungefähr gleich, wie in Deutschland, sondern in beiden Ländern, in Frankreich die katholische, in England die protestantische Parthei die herrschende, und überwiegend genug waren, um die geringere oft nach Willkühr bedrücken zu können. Verschwörungen waren in beiden Ländern an der Tagesordnung. In England erregen die Hinrichtungen würdiger und unschuldiger Per-

sonen, von Thomas Morus bis auf die unglückliche Maria von Schottland, selbst durch die gerichtliche Form der Grausamkeit noch größern Unwillen, so wie der gewaltsame Wechsel der Grundsätze und des Glaubens, der nach der jedesmahligen Denkart despotischer Herrscher blutig durchgesetzt werden sollte. In Frankreich ist das Spiel der Partheien am Hofe unter den letzten Valois und überhaupt der verworfensten Intrigue mit dem Heiligthume des Glaubens, mit der Wohlfahrt und dem Blute des Volks vorzüglich empörend. Von wie starker und zerstörender Natur der neue Gährungsstoff sei, der jetzt in die Welt gekommen war, zeigte sich besonders in England. Fast noch heftiger und blutiger als der allgemeine Haß der Anhänger des alten und des neuen Glaubens, war der Haß der beiden Partheien, in welchen sich der neue Glaube hier getheilt hatte, der Haß der bischöflichen Protestanten und der Puritaner. In dieser Beziehung war England Deutschland am ähnlichsten; nur daß sich in England ganz entwickelte, wozu in Deutschland nur erst der Keim vorhanden war. Wäre in Deutschland die katholische Parthei ganz verdrängt worden, hätten die Reformirten etwas mehr Ausbreitung gewinnen können, so würde es wahrscheinlich, nach der gegenseitigen Gesinnung und Erbitterung zu schließen, auch in Deutschland zu einem bürgerlichen Kriege zwischen den Anhängern Luthers und Calvins gekommen sein.

In der spanischen Monarchie zeigte sich die Kraft der neuen Lehre, und die Reaction der Freiheit in der gefährlichen Form großer Volksaufstände. Holland erkämpfte die Freiheit, die Moriscken im südlichen Spanien unterlagen und wurden ausgerottet. Wie sehr eine despotische Regierung, die einen Volksaufstand veranlaßt, durch eben diesen in ihrer Strenge noch verhärtet wird, das beweist ein dritter, bloß politischer großer Volksaufstand unter Philipp dem Zweiten in Arragonien. Eine andre Folge der Reformation war, daß die europäischen Staaten und Nationen sich mehr vereinzelten, daß das allgemeine Band, welches sie vorher verknüpft und umschlungen hatte, loser ward, oder gar verschwand. Deutschland war von seiner alten Größe beträchtlich herabgesun-

ken, meistens auf sich beschränkt. England und Frankreich waren ganz nur in sich und mit ihren innern Bürgerkriegen beschäftigt. Nur Spanien behauptete fortdauernd die Oberherrschaft über Italien, nebst Portugall den fast vollkommenen Alleinbesitz des Welthandels und der neuentdeckten Länder, zu Zeiten ein fühlbares Uebergewicht über Frankreich und England, eine Art von vorherrschendem Einflusse in dem ganzen westlichen Europa, bis die heller Sehenden bemerkten, daß die spanische Größe, deren Ruhm und Glanz von Karl dem Fünften her immer noch über ganz Europa sich verbreitete, nicht mehr das sei, was sie gewesen war, und wofür sie von der Menge noch gehalten ward, daß die große Monarchie unverkennbar und unaufhaltsam im Sinken sei.

Ehe wir die Geschichte Philipps des Zweiten, dieses seinem Vater so wenig ähnlichen Nachfolgers des großen Karl, die fernern Schicksale sowohl des spanischen, als die Grundsätze des deutschen österreichischen Hauses betrachten, ist es nöthig, noch einiges zu erwähnen von Karls Absichten und Grundsätzen für sein Haus und seine Nachkommen, für die österreichische Dynastie in Spanien wie in Deutschland. Einer seiner letzten Plane war bekanntlich der, daß Philipp römischer König werden sollte. Keine von Karls Maaßregeln scheint so sehr dem Tadel ausgesetzt als diese, wenn man nicht nach der Absicht, sondern nach dem Erfolge urtheilt, und von Karln verlangt, daß er den Charakter seines Sohnes ganz so vorausgesehen haben sollte, wie wir ihn beurtheilen, nachdem sich dieser Charakter in einer zwei und vierzigjährigen Regierung der Nachwelt entfaltet, auch während dieser langen Zeit immer mehr verhärtet und verschlimmert hat. Zwar scheint der bloße Gedanke, was aus Europa geworden sein würde, wenn Philipps des Zweiten Gemahlin, Maria von England länger gelebt hätte, ihre Ehe fruchtbar gewesen, er im langen Besitze der Mitregentschaft wirklicher Beherrscher von England, und als König von Spanien, von Neapel, Herr der neuen Welt, nun auch noch deutscher Kaiser geworden wäre. Aber nur aus seinem persönlichen Charakter würde die Gefahr hervorgegangen sein, nicht aus der Vereinigung dieser Reiche, welche

vielmehr durch ihre nicht zu ändernde Verschiedenheit und Entfernung sich eine sichere gegenseitige Gewährleistung ihrer Freiheit gegeben haben würden. In Italien konnte Philipp auch so, obwohl durch keine äußere Macht gehindert, nicht Despot sein; noch weniger würde er es in England haben sein können, wenn er auch bei längern Leben Maria's, bei der damahligen Stärke der katholischen Parthei sich behauptet, ja die Gemüther für sich zu gewinnen gewußt hätte. In Spanien würde er ganz ohne Zweifel weit weniger unumschränkt gewesen sein, als er es wirklich war, wenn er zugleich deutscher Kaiser gewesen wäre. Am wenigsten hätte er in Deutschland je unumschränkt werden mögen; gerade hier hätte er nachgiebigere Grundsätze annehmen müssen, oder wenn er unbiegsam streng geblieben wäre, würde der einzige Erfolg der gewesen sein, daß der Krieg, der späterhin doch ausbrach, schon früher sich entflammt hätte, und vielleicht ein halbes Jahrhundert früher durch einen westphälischen Frieden beschlossen worden wäre. Eine gänzliche Unterdrückung der einen Parthei war hier nicht zu besorgen, dazu waren beide zu stark. Ganz anders als die Vereinigung so verschiedener Reiche, und weit Gefahr drohender wird die Wirkung da sein, wo ein großer Staat in sich abgeschlossen und in seinen Gränzen abgerundet, von Nachbarn umgeben wird, deren jedem er einzeln genommen an Stärke überlegen ist. Denn hier werden die Gelegenheiten zur regelmäßigen Erweiterung in der Folge der Zeit nie fehlen, die Erweiterung eines solchen Staats aber nicht nach dem bündischen Grundsatze einer bloßen Verknüpfung geschehen, sondern mit Einverleibung in das Hauptland, Verschmelzung in die allgemeine Masse, mit deren Ausdehnung nothwendig auch die Allgewalt im Innern immer höher steigen, immer unbeschränkter werden muß. Wie dem aber auch sei, und wie viel glücklicher und erwünschter für Deutschland auch die milden Regierungsgrundsätze der ersten österreichischen Kaiser aus der Deutschen Linie waren, als jenes Ereigniß gewesen sein würde; in Karls Absicht lag so wenig der Gedanke, alle Kronen auf ein Haupt zusammen zu häufen, oder gar alle Staaten und Nationen in einen Staat und eine

Nation zu verschmelzen, daß wir gewiß sein dürfen, wenn er einen zweiten rechtmäßigen Sohn gehabt hätte, so würde er wahrscheinlich eine der Kronen abgesondert, ihm Neapel oder die Niederlande zum Erbe gegeben haben. Dieß geht auch aus seinem brüderlichen Verhältnisse mit Ferdinand hervor. Nicht Mißtrauen gegen diesen, oder Abneigung war es, was bei Karln jenen Gedanken erzeugte, sondern einzig und allein die natürliche Betrachtung, wie schwer, ja unmöglich es Ferdinanden sein würde, bei der mäßigen Macht, die er übrigens besaß, die kaiserlichen Rechte und Pflichten mit Nachdruck zu behaupten und mit Wirksamkeit zu erfüllen. Den besten Aufschluß über die Absicht, welche dabei zum Grunde lag, kann uns die Form des Plans geben, in welcher die beiden Brüder zuletzt über denselben einstimmig geworden zu sein scheinen. Philipp sollte römischer König werden, und dann Ferdinanden in der Kaiserwürde folgen; Maximilian aber, Ferdinands Sohn, wieder als römischer König Philippen zur Seite stehen, wie sein Vater Karls Stelle so oft in Deutschland vertreten hatte. Der allgemeine Widerstand, welchen dieser Plan in Deutschland erregte, war natürlich in Rücksicht auf Philipps schon damahls nicht beliebten Charakter; weniger gegründet war der Vorwurf, man wolle die Kaiserwürde erblich machen. Es war in den kraftvollsten Zeiten der deutschen Verfassung, unter den sächsischen, fränkischen, schwäbischen Kaisern Herkommen gewesen, nicht ohne große Ursache von dem Herrscherhause abzugehen, wohl aber die Freiheit der Wahl, in dem Vorzuge einer Person vor der andern in demselben Hause und Geschlechte zu behaupten. Es fühlten die deutschen Fürsten nachher selbst, sogar während sie zum Theile uneinig, ja im Kriege mit dem österreichischen Hause waren, daß bei diesem Hause zu bleiben, eine Art von Erblichkeit nicht zwar als Grundsatz, aber doch durch die That einzuführen, das einzige Mittel sei, der so schwer geschwächten Kaiserwürde noch einige Kraft zu erhalten; was für die Erhaltung der innern Ordnung sowohl, als für die Vertheidigung gegen die Türken alle wünschten und als wünschenswerth anerkennen mußten. — Nach Karls Meinung sollte wohl nicht bloß die Kaiserwürde beiden Linien

seines Hauses gemeinschaftlich, sondern es sollten überhaupt diese beiden Linien innigst verbunden sein, das gesammte österreichische Haus eine Familie, und die verschiedenen österreichischen Nationen und Staaten eine einzige verbündete Macht bilden, wie auch er und Ferdinand, obwohl sehr entfernte Länder beherrschend, im Kriege wie im Frieden zusammen doch nur eine Macht, einen österreichischen Bundesstaat ausgemacht und gebildet hatten. Mehrere andere solcher Anstalten verrathen diesen seinen Gedanken, und den Wunsch einer allgemeinen österreichischen Familien-Einheit, und engen Verknüpfung der beiden Linien. Maximilian, mit Philipps Schwester vermählt, ward von ihm während seiner letzten Abwesenheit zum Statthalter in Spanien angeordnet, wobei er sich die allgemeine Liebe der spanischen Nation zu erwerben wußte. Von eben diesem Maximilian und seiner Gemahlin, ließ der Kaiser seinen geliebten Enkel, den unglücklichen Karlos erziehen. Karls Geist, seine Gesinnung hätte erblich bleiben müssen in seinem Hause, um jene Einheit wirklich zu erhalten. Aber so wenig als es dem guten Kaiser in Deutschland gelungen war, die in Haß entbrannten und verwilderten Gemüther zur Eintracht zurück zu führen, und wieder zu vereinigen, eben so wenig gelang es ihm, jene gewünschte Verbindung und Einheit bei seinen Nachkommen zu erhalten, ja die Mittel selbst, die er gewählt hatte, um beide Linien zu verknüpfen, wurden durch den gehässigen Charakter Philipps gerade die Veranlassung der noch größern Entfernung, welche nach Karls Tode zwischen beiden Linien eintrat, und erst später wieder ausgeglichen ward. Philipps in Vorschlag gebrachte, aber nicht durchgesetzte Königswahl in Deutschland, hat, wo nicht einige Erkaltung zwischen beiden Brüdern selbst verursacht, doch gewiß eine entschiedene Entfernung und Abneigung zwischen Ferdinand und Philipp erweckt. Daß Maximilian als Statthalter in Spanien die Liebe der Nation so ganz gewonnen hatte, konnte bei der übrigen großen Verschiedenheit ihrer Denkart, und bei Philipps Gemüthsart die Abneigung zwischen ihm und jenem leicht noch vermehrt haben. Und gewiß waren die freieren Grundsätze, welche der junge Karlos in der

Erziehung Maximilians eingesogen hatte, bei dem ungebändigten und aufbrausenden Charakter des Jünglings, und bei dem argwöhnischen hassenden Gemüthe des Vaters, die erste Veranlassung von der Zwietracht zwischen dem Vater und dem Sohne, und von Karlos unglücklichem Schicksale.

So unveränderlich die Weltgeschichte ihr Urtheil über Philipp den Zweiten ausgesprochen hat, so darf man doch in der Auffassung seines Charakters nicht vergessen, daß er, wie der römische Tiberius, welchem er in der argwöhnischen und hassenden Gemüthsart ähnlich scheinen kann, dennoch neben dieser auch große Eigenschaften besaß: tiefen Verstand, Kraft und Thätigkeit in vollem Maaße. Auch war er keinesweges von Anfang schon ganz so, wie er erst allmählig geworden ist, und sich immer mehr verhärtet hat. Das ist das Schlimmste bei einer strengen, argwöhnischen, hassenden Gemüthsart, daß dieses Uebel mit der Zeit immer tiefer wurzelt. Der Anfang zu Philipps despotischen Grundsätzen war wohl die Ueberzeugung, daß er, bei dem allgemeinen Tadel, welcher über die zu große Nachgiebigkeit und Milde Karls, besonders in Rücksicht des Glaubens erging, den Fehler zu verbessern meinte, wenn er, wie oft geschieht, zu dem andern Entgegengesetzten der äußersten Strenge überging. In vielen Fällen und Lagen sind die ganz entschlossenen und äußersten Maaßregeln die einzigen, die helfen und retten können; aber gefährlich ist es, sie zu ergreifen, denn es liegt eine Kraft in ihnen, die oft der Hand Meister wird, welche sie lenken will. Diese äußersten und entschlossenen Mittel und Schritte, welche in der Ausführung so leicht grausam werden, mögen sie nun von den Grundsätzen der Einheit und Herrschaft, oder von dem Gedanken der Freiheit ausgehen, haben das Eigene, daß sie nicht zurückgenommen werden können, daß die einmahl aufgeregte und in Wirksamkeit gesetzte Grausamkeit wie eine selbstständige Kraft alsdann ihren Gang für sich fortwälzt, und es von dem Tyrannen selbst endlich gar nicht mehr abhängt, ob er ferner ein Tyrann sein will, oder nicht, sondern er wie von einem eisernen Schicksale, von jener unsichtbaren Kraft mit fortgerissen wird.

Die erste Zeit der Regierung Philipps des Zweiten war glänzend; der Krieg gegen Frankreich, zu welchem dieses selbst von Rom, aus Haß gegen Karls Nachgiebigkeit und vermeinte Einmischung in Glaubenssachen angereizt worden war, dieser Krieg war ruhmvoll und siegreich wie nur je einer gewesen war. Die türkische Seemacht ward gebrochen zu einer Zeit, da sich die Folgen des niederländischen Aufstandes noch nicht ahnen ließen. Zwei große Eigenschaften hatte Philipp von seinem Vater ererbt: die Würde und Hoheit des äußern Anstandes, und dann die Kunst große Männer um sich zu versammeln, sie zu erkennen, zu ehren und zu gebrauchen. Groß war noch von Karl her der spanische Nahme in ganz Europa, und sehr wirksam das Gewicht dieses Ruhms in der öffentlichen Meinung. Alles was Spanien damahls unternahm, hatte ein gewisses Gepräge von Würde und Größe. Die Fortdauer des alten Glanzes verdankte die Monarchie besonders dem spanischen Adel, welcher durch Karl zum ersten von Europa erhoben worden war. Man könnte ihn und diese neue Form desselben zur Unterscheidung von allen den ältern Formen und Epochen, in welchen der Adel seit der germanischen Zeit im Mittelalter sich entwickelt hatte, den königlichen Adel nennen; denn gränzenlose Ergebenheit, Treue und Aufopferung im Dienste des Königs, war die Seele und der erste Grundsatz desselben. Der Lehensadel war ausgegangen von der Waffenfreundschaft; durch die Belohnungen, anfangs nur im Gefühle der Großmuth und edler Dankbarkeit gegeben und genommen, war bald Eigennutz an die Stelle der begeisterten Ruhmbegier und uneigennütziger Waffenfreundschaft getreten, und mit dem Eigennutze waren eine Menge verwickelter, dem Staate auf alle Weise durchschneidender und hemmender Eigenthumsverhältnisse entstanden. Durch den Rittergeist ward dann im Mittelalter der Adel von neuem geläutert und verklärt; anstatt des Eigennutzes ward der Sinn auf hohe Zwecke allgemeiner Wohlfahrt hingelenkt, und die brüderliche Liebe edler Waffenfreunde und Kriegsgefährten, durch jenes gemeinsame Band hoher Gelübde und Gesinnungen noch fester verknüpft. Aber das Ritterthum blieb unvollendet, ward nie allge-

mein herrschend, und in der Verwirrung, die aus der Auflösung der alten großen politischen Formen entsprang, nahm der Adel die schlimmste aller Formen, die eines gewaltthätigen Faustrechts und Fehdegeistes an. Der Adel ward seiner ursprünglichen kriegerischen Bestimmung zum Theile beraubt und entsetzt, als neben der adelichen Reiterei, die bisher die Grundkraft des Krieges gewesen war, ein unbezwingliches Fußvolk aus dem starken Menschenschlage freier Gebirge sich bildete, und nebst den Schweizern durch die deutschen Lanzknechte bald allgemeines Bedürfniß jedes Kriegsheers wurde; die gewaffneten Bürger unabhängiger Städte aber, in der kunstreichen Bearbeitung und Behandlung des Geschützes, leicht am geschicktesten waren. Die Fehde, welche der Adel im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte gegen das freigesinnte Landvolk und gegen die Städte führte, war ein Kampf einer neu entstehenden Kriegskunst gegen die alte, in welchem Kampfe die neue ihre Stelle behauptete. Der ausschließende Besitz des Kriegsdienstes und der Kriegsehre konnte nun nicht mehr das Wesentliche des Adels sein; die alten verwickelten Lehns- und besondern Eigenthums-Verhältnisse verloren sich je mehr und mehr bei der steigenden königlichen Gewalt. Aber eben durch diese erst jetzt sich ganz entwickelnde königliche Gewalt erhielt der Adel eine ganz neue Bestimmung, die nähmlich, ein Mittelglied zu sein zwischen dem Könige und dem Volke. Nicht als ob der König, wenn er das ist, was er sein soll, der lebendige Mittelpunkt seines Volks, eines künstlichen Stützwerkes zu seiner Erhaltung bedürfte; auch nicht um ein die Volksfreiheit unterdrückendes Streben nach unumschränkter Allgewalt mitwirkend zu theilen, sondern um die Einheit des Ganzen zu vollenden, und das lebendige Band zwischen dem Könige und dem Volke desto vielfacher zu verknüpfen. Was ist der König im Volke seinem ursprünglichen Begriffe nach anders als das lebendige Gesetz, die sichtbare Gerechtigkeit? Ein Adel, der in demselben sittlichen Geiste denkt und handelt, der diese königliche Kraft der gesetzlichen Ordnung und sittlichen Würde gleichsam vervielfacht, der in der Aufopferung für den König, in den

Grundsätzen einer strengen Gerechtigkeit und Sittlichkeit, in den Ruhm und Glanz seines Volks die eigne Ehre setzt, der entspricht jenem hohen Begriffe, welchen sich Karl der Fünfte von der Bestimmung des Adels gemacht hatte; und man darf sagen, daß durch Nachwirkung seines Geistes und durch die sittliche Würde der Nation selbst der spanische Adel damahliger Zeit diesem hohen Maßstabe vor dem ganzen übrigen Europa wohl am meisten entsprach, dem Ziele am meisten sich näherte.

Unter den großen Männern, welche Philipp noch von seinem Vater erbte, nimmt Alba die erste Stelle ein. Auch diesen Charakter, der in seinem langen Lebenslauf drei ganz verschiedene Epochen unterscheiden läßt, beurtheilt man einseitig bloß nach der spätesten und ungünstigsten. Ein treuer Diener und Freund des großen Karl, acht Jahre jünger als er, war Alba schon in früher Jugend zu hohem Ruhme gelangt. Was damahls der Inbegriff des Lebens für jeden edlen Spanier schien, Liebe, ritterliche Spiele und Dichtkunst, kriegerische Thaten und kriegerischer Ruhm, das erfüllte auch Alba's Jugend; er galt für die Zierde des spanischen Adels, er war das Vorbild aller ruhmbegierigen Jünglinge, der Liebling seiner Nation. Es erregt ein trauriges Gefühl, wenn wir dieses schöne Bild von Alba's Jugend mit der Grausamkeit vergleichen, die er als Greis in den Niederlanden ausübte, von der schrecklichen Einwirkung und Veränderung, welche ein halbes Jahrhundert, in bürgerlichen Unruhen und in Religionskriegen verlebt, auch in einem ursprünglich edlen Charakter hervorzubringen vermag. In der mittleren Zeit seines Lebens, da er Karln in Deutschland als großer Feldherr zur Seite stand, war er noch so wenig ganz der, als den man ihn gewöhnlich schildert, daß die Rathschläge und Warnungen die er Karln gab, besonders in Rücksicht des Churfürsten Johann Friedrich sogar für die Schonung, überhaupt aber sehr weise waren, und eine große Sachkenntniß der deutschen Staats- und Fürsten-Verhältnisse zeigen. Die Würde des österreichischen Hauses, die Erhaltung des katholischen Glaubens, die Ehre Spaniens, dieß waren die Zwecke seines Lebens, dieß war das einzige was Werth hatte in seinen Augen, wofür begeistert er als Krieger und

Staatsmann kämpfte, und wofür er selbst auch jedes Opfer zu bringen bereit war. Seine Grausamkeit in den Niederlanden ist unleugbar; daß er aber von der vollkommenen Gerechtigkeit seiner Sache überzeugt war, und daß er nur die äußersten und gewaltsamsten Maaßregeln für wirksam hielt, das hat er mit vielen gemein, deren Leben in das unglückliche Zeitalter bürgerlicher Kriege gefallen ist; auch erhielt er von Philippen, der das Gehässige von sich auf ihn wälzen wollte, stets geschärfte Befehle zur Strenge. Wenn man einem Sulla, einem Pompejus und Cicero, Cato und Brutus nicht alle großen Eigenschaften abspricht, weil sie theils in Leidenschaft, theils aus Grundsatz und um der Meinung willen Bürgerblut vergossen, oder Antheil an solchen Handlungen genommen haben, so soll man auch Alba nicht aus der Reihe der großen Männer auslöschen.

Der Abfall und die nachmahls erkämpfte Unabhängigkeit der Niederlande waren in ihren Folgen eine der wichtigsten Weltbegebenheiten. Wollte man die ersten Forderungen und Schritte der Unzufriedenen einzeln durchgehen, so würden nicht alle gegründet und gerecht, auch die Häupter und Anführer nach ihren besondern und geheimen Absichten keinesweges ganz in dem vortheilhaften Lichte erscheinen, in welches der Ruhm des glücklichen Erfolgs, und die Dankbarkeit der Nachwelt sie gestellt hat. Sieht man aber auf den ganzen Gang und Geist der Regierung Philipps des Zweiten, so kann man den Aufstand der Völker nicht anders als natürlich finden. Das Verlangen, welches eine bedeutende Parthei in den Niederlanden äußerte, unter der Herrschaft eines österreichischen Erzherzogs von der deutschen Linie zu stehen, bringt auf den Gedanken, daß es wohl glücklicher gewesen wäre, wenn Karl der Fünfte seine Niederlande der deutschen Linie zugetheilt hätte. Bei den milden Grundsätzen der ersten Kaiser dieses Hauses würde der damahlige Krieg wahrscheinlich verhütet, auch Holland kein eigner Staat geworden sein; was für ganz Europa nachmahls von den wichtigsten, wohlthätigsten Folgen, mehrmahls von dem entschiedensten Einfluß für das Ganze der Weltbegebenheiten gewesen ist. Nebst dem Abfall der Niederlande, ist die Eroberung Portugalls das wich-

tigste Ereigniß in der Regierung Philipps des Zweiten. Mit dem Tode Sebastians war die kurze Blüthezeit der portugiesischen Macht und Größe erloschen. Dieser Enkel Karls des Fünften, nicht minder unglücklich als der andre Enkel, der spanische Don Karlos, scheint durch das ruhmvolle Vorbild seines Großvaters am meisten zu seiner großen afrikanischen Unternehmung entflammt worden zu sein. An sich thöricht kann man diese Unternehmung nicht nennen, da schon nach Ximenes und Karls des Fünften Ueberzeugung für den innern Flor der pyrenäischen Halbinsel nichts so wichtig und so wesentlich sein mußte, und auch für die Folge geblieben sein würde, als ein dauernder Einfluß auf der afrikanischen Küste, feste Besitzungen, unter deren Schutz vielleicht allmählig hier blühende, christliche Colonien aufgestiegen, und jenes mit Europa wesentlich verknüpfte Küstenland wieder wie ehedem von gesitteten Nationen bewohnt, und mit der pyrenäischen Halbinsel eng verbunden worden wäre, statt daß jetzt die feindliche afrikanische Küste den südlichen europäischen Ländern oft Verderben gebracht, ihrem höhern Flor ein unüberwindliches Hinderniß entgegen gestellt hat. Wäre Sebastians Unternehmung gelungen, so würde man ihn den größten Siegern und Helden gleichstellen; es urtheilt die Welt meistens nach dem Erfolge. Für Sebastian spricht die schwärmerische Liebe seines Volks zu ihm, die sich nicht bloß nach dem Unglücke und wegen des traurigen Zustandes nach ihm, sondern noch vorher kund gab. Er hatte die ganze Nation für sich und sein Unternehmen zu begeistern gewußt, was nicht geringe Fähigkeiten verräth. Daß aber Sebastian, trunken von jugendlicher Ruhmbegier, so zu sagen die Macht seiner Nation mit einemmahl auf's Spiel setzte, das hatte, da er das gewagte Spiel verlor, die traurige Folge, daß mit ihm auch seine Nation unterging. Wohlmeinend und mit Eifer hatte ihn Alba gewarnt, kalt und mit ungewissen Aeußerungen sein Onkel Philipp ihn entlassen, welcher sich jetzt des Reichs bemächtigte, scheinbar dadurch seine Macht vermehrte, im Grunde aber durch die ungerechte Eroberung Spaniens Verfall vorbereitete. Denn eben diese gegen die Neigung und Ueberzeugung der meisten Portugiesen gewaltsam durchgesetzte Besitzergreifung Portugalls, die ohnehin

bald eine neue Umwälzung veranlaßte, machte es den Holländern möglich, eine große Seemacht zu werden, indem sie einen ansehnlichen Theil des portugiesischen Welthandels und der portugiesischen Besitzungen in Indien an sich rissen. Wie ganz anders war auch hierin Philipps Verfahren und Denkart, und die seines Vaters Karl! Mit der größten Sorgfalt hatte Karl die Eintracht der beiden Nationen und Reiche begründet und stets geschont; da es einem eroberungssüchtigen Könige von Spanien leicht gewesen sein würde, des zu Lande schwächern Portugalls sich zu bemächtigen. Schon unter Isabella war der alte Nachbarshaß mehr und mehr in dauernde Eintracht verwandelt worden, wozu die berühmte Scheidungslinie, vermittelst welcher der Papst die neue Welt zwischen beiden Nationen theilte, auch das ihrige beitrug. Sie verdient als der letzte wichtige Act von schiedsrichterlicher Gewalt des Papstes zwischen europäischen Mächten eine Stelle in der Geschichte, und ist oft auch zum Gegenstande der Spötterei gemacht worden. Gern kann man zugeben, daß dem Papste die neue Welt so wenig als das Meer zu eigen gehörte; wenn aber ohne seine Theilungslinie ein zerstörender Krieg wie bei allen durch Handelseifersucht entflammten Völkern, zwischen den Spaniern und Portugiesen unvermeidlich gewesen wäre, so war wenigstens die Wirkung wohlthätig, und möchte man bei manchen Handels- und Seekriegen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts wohl gewünscht haben, daß es noch eine Macht gäbe, welche ohne andre Gewalt als die der Ueberzeugung eine solche Friedenslinie auf dem Globus zu ziehen die Kraft gehabt hätte. Die Einheit und Verbindung der pyrenäischen Halbinsel zu einem Ganzen mochte an sich natürlich und wünschenswerth scheinen! Isabellens und Karls Weisheit bereitete sie vor auf dem gelinden Wege der Familieneintracht und Verbindung, wo sie in der Folge der Zeit von selbst erfolgt sein würde. Philipps übereilte und gewaltsame Besitznahme brachte grade das Gegentheil hervor; eine Empörung und ewige Trennung. Mit Sebastian sank die Kraft der Nation ganz darnieder. Ob unter den mehreren angeblichen Sebastianen der letzte, der in Venedig zuerst auftrat, und der in einem spanischen Gefängnisse sein Leben endete, nicht der wahre gewesen

sei, ist noch zweifelhaft. Ist dem so, dann würde die Anzahl der verborgenen Grausamkeiten Philipps in seinem Hause, dadurch vermehrt werden.

Merkwürdig ist die furchtbare Reue, welche nach dem Zeugniß und der ausführlichen Darstellung spanischer Geschichtschreiber den alten Philipp in den letzten Jahren seines Lebens ergriff und marterte. Keine Vorstellung von Philipp würde unrichtiger sein, als wenn man sich ihn als bloß eigennützigen Unterdrücker ohne Gefühl, ja vielleicht auch ohne eigenen Glauben dächte. Eine solche Reue, wie die, welche er fühlte, beweist, daß die Erinnerung erhabener Ideen in seiner Brust nicht erloschen war. Weniger gewiß ist es, auf welche Gegenstände diese Reue eigentlich ging. Schwerlich auf das, was die Nachwelt Philippen am meisten zum Vorwurf und zum Verbrechen gemacht hat: die Unterdrückung der Freiheit, und die Grausamkeiten wegen des Glaubens; hierin war seine Ueberzeugung zu fest, um zu wanken. Hat er sich vielleicht diejenigen Fehler am meisten zum Verbrechen angerechnet, die er stets so sorgfältig zu verbergen bemüht war, und welche die Nachwelt ihm am leichtesten verziehen haben würde, wenn er sonst den Wünschen der Menschheit entsprochen hätte? Oder war es manches, was er im eignen Hause, und seiner nächsten Umgebung im Verborgenen gethan und thun lassen? Waren es die Geister des unglücklichen Karlos, des Don Juan, vielleicht auch des Sebastian, die ihm hier erschienen?

* * *

In dem nächsten Zeitraume nach dem Tode Karls des Fünften war es, als seien nicht bloß die Staaten und Nationen der bis dahin vereinigten österreichischen Macht unter die zwei Linien seines Hauses getheilt worden, sondern auch seine Gesinnungen und Eigenschaften schienen mit getrennt und getheilt zu sein, indem das spanische, wie das deutsche Oesterreich, beide nur eine Seite seiner umfassenden Denkart ergriffen, und als Richtschnur befolgten. Karl hatte unermüdliche Geduld und Nachgiebigkeit, wo irgend noch

Frieden zu hoffen, unerschütterlichen Heldenmuth aber, wenn Kampf und Krieg unvermeidlich war, gleich sehr bewiesen. In dem spanischen Oesterreich hielt man sich einzig an jene strenge Anhänglichkeit, an den alten Glauben und an die alte Verfassung, die seine eignen Gesinnungen beseelte und die er nur in Spanien befriedigen konnte, übertrieb die Strenge weit hinaus über die Gränze, die solch' eine Gesinnung, wie Karl sie hegte, irgend billigen konnte. Im deutschen Oesterreich dagegen ward nach dem Vorgange von Karls gemäßigtem Verfahren in Deutschland mit einer immer weiter gehenden Milde und Nachgiebigkeit gegen die neuern Grundsätze es dahin gebracht, daß die Erhaltung des Hauses, so wie der angestammten Staaten nur durch den an das Wunderbare gränzenden Heldenmuth eines unerschütterlichen Kaisers von ganz andern Grundsätzen verhütet, und dem reißenden Strome des empörten verwilderten Zeitgeistes wenigstens noch Ein fester Damm entgegengesetzt werden konnte.

Es war diese so weit gehende Nachgiebigkeit der ersten österreichischen Kaiser des deutschen Hauses nach Karl eine, aber nicht die einzige Ursache des dreißigjährigen Krieges, in welchen Deutschland mehr oder minder ganz Europa hineinreißend, nach einem Zeitraume von täuschendem innern Frieden, und sichtbarer äußerer Ohnmacht wieder seinen alten Rang behauptete, dasjenige Land in Europa zu sein, von dessen Zustand und Schicksal mehr oder minder der Zustand des Ganzen, das Schicksal der übrigen Länder und Nationen Europa's abhängt, und immer abhängen wird.

Ehe ich aber diesen großen Krieg, mit dem eine neue Epoche in der Weltgeschichte beginnt, zum Gegenstande meiner Betrachtung mache, ist es nöthig, noch einen Blick zu werfen auf die frühern bürgerlichen Glaubenskriege in andern Ländern, auf den Zustand Europa's, während die spanische Macht, gesondert von dem deutschen Oesterreich, einen bedeutenden Einfluß über alle westlichen Länder erstreckte, bald aber auch unzweideutige Merkmahle den herannahenden Verfall verriethen.

So wie die neue Glaubensparthei in England und in Frankreich von Anfang an, am meisten eine politische Richtung gehabt hatte, so hat sie auch hier diesen Charakter am längsten, ja bis

auf die Kämpfe der neuesten Zeit erhalten, die uns zu den Reformationskriegen und Partheien als zu ihrer ersten Quelle hinleiten, so oft wir den Gang der Begebenheiten aus der Vergangenheit uns zu erklären versuchen. Ich habe die Verfolgung der Protestanten unter Ludwig dem Vierzehnten als die letzte große Begebenheit bezeichnet, unter allen durch die Reformation veranlaßten Religionsunruhen, Bürgerkriegen, Volksaufständen oder Volksbedrückungen; weil seitdem, besonders seit der Verbündung Englands und Oesterreichs im Zeitalter der Königin Anna, Eugens und Kaiser Josephs des Ersten, durch eben diese Verbündung, dem Europa die Wohlthat allgemeiner Glaubensduldung mehr als allen andern Ursachen verdankt, mildere Grundsätze wenigstens im Ganzen in Europa herrschend, durch die öffentliche Meinung seit diesem Zeitraum immer mehr als die bessern anerkannt wurden. Nur in Rücksicht auf diese bessern Grundsätze und ihre allmählich sich ausbreitende Herrschaft, nur in Rücksicht auf die herrschende öffentliche Meinung, kann jene Epoche als das Ende der Religionskriege betrachtet werden; denn wollte man auf einzelne Begebenheiten sehen, die noch später eine Ausnahme machen, so darf ich nicht erst daran erinnern, welche bedeutende Bewegungen und Unruhen die drückenden Verhältnisse der Katholiken in Großbritannien, besonders in Irland, noch in sehr neuen Zeiten erregt haben. So sehr ist die Reformation, und die besondere Form, welche sie in jedem Lande angenommen, die vorherrschende Kraft in der neuen Geschichte, noch über den indischen und amerikanischen Welthandel, daß selbst das besondere Verhältniß Englands und seiner amerikanischen Colonien vorzüglich dadurch bestimmt, die Unabhängigkeit der letztern dadurch vorbereitet worden ist. Die heftigsten, oder doch von dem im Mutterlande herrschenden System am meisten abweichenden protestantischen Secten waren es, die stets aus dem Mutterlande vorzüglich auswanderten, wo man oft froh war, sich des Gefahr drohenden Feuerstoffs auf diesem milden Wege zu entladen, und die eben dadurch in der Bevölkerung und in dem Geiste der Colonien ein entschiedenes Uebergewicht erhielten. Zwar haben sich im Laufe der Zeiten die Verhält-

nisse so vielfach verschlungen, so mannigfach gestaltet, daß es zu allgemein sein würde, zu sagen: Großbritannien sei ein protestantisches Königreich, nach den Grundsätzen der gemäßigten, die bischöfliche Hierarchie und alte ständische Verfassung beibehaltenden Protestanten; das englische Amerika eine Republik von Puritanern. Doch wird man die Grundzüge der britischen und der nordamerikanischen Verfassung, die große Verschiedenheit des nordamerikanischen und des britischen Geistes nie befriedigend zu erklären im Stande sein, wenn man nicht auf diese ihre erste Quelle, auf die Reformation, die Reformations-Partheien und Kriege zurückgeht. So wie in der Zeit dieser ersten Unruhen, der Kampf und der Haß zwischen den beiden Zweigen, in welche die neue Parthei sich theilte, zwischen den gemäßigten und den strengen Protestanten, den die bischöfliche und königliche Gewalt behauptenden, und den mehr für Freiheit und Gleichheit geneigten Secten fast noch heftiger und erbitterter war, als zwischen den Anhängern des alten und des neuen Glaubens überhaupt, so war auch in Frankreich er Kampf zwischen den strengen und gemäßigten Katholiken, den Guisen und ihrer Gegenparthei nicht minder erbittert. Es ist leicht zu bemerken, daß in England jene alten Partheien, der für die bischöfliche und königliche Gewalt geneigten, und der republikanischen Protestanten, der Episcopalen und der Puritaner, nur unter veränderten Nahmen als Tories und Whigs, bis auf die neuesten Zeiten geherrscht haben; in Frankreich aber an die Stelle der gemäßigten und der eifrigen Katholiken, die so heftig gegen einander kämpften und Krieg führten, mit einiger Modification des alten Zwistes, der Kampf zweier Partheien trat, die ebenfalls beide katholisch waren, der Kampf der Jesuiten und Jansenisten; welcher für Frankreichs Schicksal so entscheidend gewordene Zwiespalt sich ungefähr bis an die Zeit erstreckte, da schon die Vorbothen des letzten Umschwungs aller Dinge sichtbar wurden. So ist der aus dem Glaubenszwiespalt entstandene innere Krieg in England und Frankreich bis auf die neuesten Zeiten, wiewohl unter verändertem Nahmen mit starker Erbitterung und mit den entscheidendsten Folgen für Staat und Volk fortgeführt worden; ja die Elemente dieses Zwie-

spalts sind noch gegenwärtig nicht in wahre Eintracht versetzt. Anders aber war der Einfluß, welchen die Reformation auf Spanien hatte, der Gang, den sie in Deutschland nahm. In England und in Frankreich war die geringere Parthei dort die katholische eines, die puritanische andern Theils, in Frankreich die der Protestanten zwar schwach genug, um gedrückt und verfolgt werden zu können, aber auch stark genug, um alle Vernichtungsversuche durch gefährliche Reaction zu erwiedern. In Spanien und in Deutschland hingegen erfolgte Frieden, aber auf verschiedene Art; in Spanien dadurch, daß aller Einfluß der Reformation niedergedrückt und vernichtet, das einzige Land, wo dieß nicht gelang, von der Monarchie abgesondert wurde. Die Strenge, zu welcher der Staat durch die stäten Volksaufstände bewogen, und in dieser Strenge und Ueberspannung bestärkt ward, enthielt den Keim der Erstarrung und des Todes, welcher dem Frieden und der Einheit, die hier erreicht und erhalten wurde, unter dem anfangs täuschenden Scheine des äußern Glanzes die innere Lebenskraft nahm. In Deutschland ward auch Frieden, nicht wie in Spanien durch den Sieg des Einen, sondern gerade durch das gleiche Gewicht der Beiden; durch die Unmöglichkeit, daß Eines ganz siegen konnte. Daß die katholische und die protestantische Macht in Deutschland beide so stark waren, das schob den Kampf so lange hinaus, es machte ihn desto fürchterlicher und dauernder, nachdem er einmahl entbrannt war, und es führte einen Frieden herbei, der nur aus der Ermüdung der kriegführenden Mächte hervorgegangen, den Zwiespalt nicht hob, außer durch gegenseitige Ueberzeugung von der Unmöglichkeit, den andern Theil zu überwältigen, die darauf gegründete Anerkennung eines gegenseitigen Besitzstandes, und feste und genaue Gränzbestimmung beider Theile auf ewige Zeiten. Spanien hatte einen Frieden und Einheit mit Aufopferung der Freiheit errungen und erkauft. Der Frieden, welchen Deutschland am Ende der Glaubenskriege erhielt, war nur ein festgehaltener Zwiespalt, was die äußern Verhältnisse betrifft. Die Gesinnung und die Leidenschaft des Zwiespalts, welche in Frankreich und in England immer noch sich rege zeigte, erlosch hier durch die von beiden gefühlte Un-

möglichkeit des Gelingens; die Gährung, die in jenen Ländern fortdauerte, hörte in Deutschland auf, es ward Frieden in der Denkart. So wenigstens schien es, vielleicht hätte es auch wirklich werden können. Was aber ward, war keine wahre Einheit, sondern nur Gleichgültigkeit, die bei jener Verfassung, welche die beiden entgegenstehenden Theile und Kräfte nicht wahrhaft verband, sondern nur in einer nach gerechtem Gleichgewichte abgemessenen Entfernung auseinander hielt, zur völligen Auflösung des Ganzen früher oder später nothwendig führen mußte. Luthers Erscheinung auf dem Reichstage zu Worms war die erste Ursache, welche die Auflösung des deutschen Reichs und die Trennung der deutschen Nation in der Folge der Zeiten herbeiführen mußte.

Ich nannte die Partheien, die in England und Frankreich so blutig kämpften, gemäßigte und strenge Protestanten, gemäßigte und eifrige Katholiken. Allein dieses bedarf einer Erklärung, und ist das Beiwort der gemäßigten Parthei nur zur Unterscheidung von der andern gewählt, nicht in dem eigentlichen Sinne zu verstehen. Die Anhänger der anglikanischen Kirche waren allerdings in vielen Stücken der katholischen Ansicht näher als die Puritaner, die ihnen eben diese Annäherung oft vorwarfen, und sie desfalls haßten, und insofern waren sie gemäßigt zu nennen; die Art aber, wie jene oft ihre Begriffe von der unbedingten königlichen Allgewalt in Ausübung setzten, so wenig milde als ihre Verfügungen gegen die minderen Partheien. Noch weniger verdient diejenige katholische Parthei, welche der strengen in Frankreich entgegengesetzt war, das Lob der wahren Mäßigung. Zwar war diese Hofparthei unter den letzten Valois weit eher geneigt, sich mit den Protestanten in Verbindungen einzulassen, was die eifrige Parthei der Guisen durchaus verabscheute; aber jene Verbindungen entsprangen nicht aus wahrer Friedensliebe oder gar aus einem Grundsatze von Geistesfreiheit, sondern es lag dabei einzig die unsittliche Denkart zum Grunde, die Religion bloß als ein Werkzeug, die furchtbare allgemeine Gährung als einen Spielraum der eigennützigen Politik zu betrachten. Weit weniger der blinde Eifer derer, die nach einem oder dem andern Glauben

leidenschaftlich, oder auch nach Grundsätzen streng und grausam handelten, als jenes schrecklich leichtsinnige Intriguen-Spiel mit dem Glauben und den Leidenschaften des Volks war es, was zu allgemeinem Blutvergießen oder zu einzelnen Unthaten führte, und man wird in der sittlichen Beurtheilung schwerlich umhin können, den Guisen im Vergleiche mit der gränzenlosen Entartung des Hofes unter den letzten Valois den Vorzug zu geben. Was sie bei großen Eigenschaften und festen Grundsätzen für Frankreich gefährlich machte, war, daß sie als die streng Katholischen, in ihren Bestrebungen um den Thron auch eine spanische Parthei waren. So weit war also das große Frankreich, das unter Franz dem Ersten, Karls des Fünften Macht entgegen zu treten vermochte, durch innern Zwiespalt gekommen, daß es eine ausländische, eine spanische Parthei im Reiche gab und mehr als ein Mahl der Augenblick nahe schien, wo Frankreich ganz unter spanischen Einfluß und in spanische Abhängigkeit gerathen würde.

So wie in Frankreich, so hatte sich auch in England der Glaubenszwiespalt und Partheigeist nebst dem Volke, auch des Throns und der herrschenden Dynastie bemeistert. Wenn man die Regierungsgeschichte der Tudors und der Stuarts betrachtet, so sollte man denken, daß gewisse Eigenschaften, ein bestimmter Charakter in Familien erblich sein, durch mehrere Menschenalter hindurch sich gleich bleiben könne. Alle diejenigen Tudors, welche ihre Denkart in einer langen Regierung Zeit genug hatten zu entfalten und zu offenbaren, sehen wir unverrückt nach einem und demselben Ziele despotischer Allgewalt streben. Daß dieß schon bei Heinrich dem Siebenten der Fall sei, ist aufmerksamen Geschichtsforschern nicht entgangen. In Heinrich dem Achten zeigt sich diese Gesinnung mit unverhohlener Grausamkeit; im Innern hatte seine Tochter Elisabeth wohl die gleiche Denkart vom Vater ererbt, nur im Aeußern war ihr Betragen abgemessener. Kalt und undurchdringlich verschlossen, Meisterin in der Verstellungskunst wie Wilhelm von Oranien, glich sie diesem auch in der unermüdlichen Beharrlichkeit, nur auf einen Endzweck gerichtet. Viel hat sie durch diese Eigenschaft nicht bloß für die Sache

der Protestanten, sondern auch für England gethan, weßhalb ihr großes Lob zu Theil geworden ist. Wollte man ihren persönlichen Charakter ganz wie er ist, in ihrer Geschichte zum Hauptaugenmerk machen, so würde ihr Herz schwerlich in einem viel günstigern Lichte erscheinen, als das ihres mächtigen Gegners, Philipps des Zweiten. Bei den Kriegen, welche dieser gegen sie führte, kann außer dem Glaubenszwiespalte auch noch persönliche Erbitterung einiges beigetragen haben. Als Philipp der Zweite mit seiner Gemahlin, der Königin Maria von England, daselbst war, befand sich Elisabeth in Folge der Unruhen, welche Maria's Thronbesteigung vorangingen, im Gefängnisse, und nur Philipps Vorbitte verdankte sie die Freiheit und die Erhaltung des Lebens. Dieses mochte Philipp der Elisabeth schwerlich vergessen können, welche ihm nachher durch Unterstützung der Niederländer so empfindliche Schmach zufügte. Daß er England durch seine berühmte Armada, welche der Sturm besiegte, habe erobern wollen, ist kaum glaublich; denn das Recht der Stuarte an den Thron war zu klar, und eben der Gedanke, die unglückliche Maria, die wegen des Glaubens leiden müsse, zu retten, war es, was die Spanier zu diesem Kriege begeisterte, denselben bei der Nation beliebt machte. Allerdings aber konnte bei glücklichem Erfolge ein allgemeiner Aufstand der Katholiken möglich scheinen, der Elisabeth wohl den Thron gekostet haben würde, und in diesem Falle würde, wenn die Stuarte ihn bestiegen hätten, der spanische Einfluß in England sehr groß und fühlbar geworden sein. Von der unglücklichen Maria bis zur Königin Anna, der letzten, welche aus dieser Dynastie in England geherrscht hat, wird man fast bei allen Stuarts Geist, Kenntnisse, Fantasie, Bildung, liebenswürdige Eigenschaften im vollen Maaße finden; nur die abgemessene Zurückhaltung, die Kälte, die kluge Beharrlichkeit der Tudors fehlte ihnen oft zu ihrem Unglücke. Bei jenen Eigenschaften und Sitten, konnten sie ohnehin dem Sinne der strengern protestantischen Parthei in England nie ganz entsprechen, wenn auch nicht mehrere unter ihnen dem katholischen Glauben in der That geneigter gewesen wären. Daß sie bei dieser Neigung und ihren

frühern Familienverbindungen gemäß dem Auslande anhingen, erst in spanischen Verbindungen, späterhin unter französischem Einflusse standen, das hat ihnen, wie die gleiche Ursache den Guisen in Frankreich Verderben gebracht. In Frankreich wie in England war das Gefühl der Nationaleinheit immer so stark, daß jede oft vielleicht nur scheinbare Verletzung derselben hart bestraft ward. Nur in Deutschland konnten seit Moritz von Sachsen Partheien und Partheihäupter ungestraft unter ausländischem Einflusse stehen.

In Frankreich schien Heinrich der Vierte nach geendigtem Bürgerkriege ein neues goldnes Zeitalter zu versprechen. Außer allen dem, was er als Feldherr, durch Geist und persönliche Liebenswürdigkeit war, hatte er im langen Kampfe der Partheien, fern vom Throne und der Hoffnung dazu aufgewachsen, auch gelernt, sich den Umständen zu fügen, auf die Gemüther gerade so zu wirken, wie es seine Absicht forderte. Er war bei aller natürlichen Offenheit sehr klug, gewann die Herzen gleich sehr durch das, was er war und was er schien. Vor ihm war eine schreckliche Zeit gewesen, man fand nach ihm oft genug Ursache, ihn zurück zu wünschen; dieß mußte den Glanz seiner Eigenschaften in der Bewunderung und Liebe seines Volks erhöhen. Auch alles was Sully gethan, gewollt und gedacht hat, geht in den Augen der Nachwelt zum Theile mit Recht auf Heinrich über, macht seine kurze Geschichte noch ruhmvoller und bedeutender.

Seine politischen Gesinnungen und Grundsätze in Beziehung auf Europa überhaupt, waren nur dem bessern Anscheine nach, nicht im Wesen, von der Politik der übrigen französischen Könige verschieden. Die meiste Aufmerksamkeit verdient hier seine Idee von einer allgemeinen christlichen Republik, nach welcher Europa in mehrere Erb = und Wahlkönigreiche und Freistaaten eingetheilt, und ungefähr wie in dem deutschen Staaten = Systeme auf der deutschen Reichsversammlung und in Reichsgerichten die innern Streitigkeiten geschlichtet wurden, so auch da vor einem allgemeinen europäischen Parlamente die Streitigkeiten der Mächte entschieden werden sollten. Daß Frankreich dabei nicht vergessen

war, und wer, wenn das Ganze ausgeführt worden wäre, dabei den Vorsitz geführt, und den herrschenden Einfluß gehabt haben würde, läßt sich leicht denken. Bei diesem berühmten Plane einer christlichen europäischen Republik ist es zuerst nur ein auffallender und trauriger Beweis, wie sehr durch die Glaubenskriege alle reinern Grundsätze und Ideen der frühern Zeit vergessen, wie tief Europa durch diese Erschütterungen in der politischen Sittlichkeit herabgesunken war, daß jetzt der Gedanke von einem sittlichen Bande und Vereine aller christlichen Staaten und Völker, nachdem er Jahrhunderte lang in Deutschland und in Italien allen öffentlichen Verhältnissen und Handlungen zum Grunde gelegen hatte, dessen vollkommnere Ausführung am meisten nur durch die eigennützige Politik der französischen Könige verhindert worden war, jetzt nichts desto weniger als eine neue französische Erfindung aufgestellt wurde, die nur zu vortrefflich sei, um ausgeführt werden zu können, daher man es sich auch vorbehielt, in der Anwendung andere Grundsätze zu befolgen. Unausführbar mochte der Plan freilich sein, so wie er für das Einzelne schon in Gedanken ausgemahlt war, weil die Macht, über ganz Europa nach Belieben zu schalten, doch noch nicht erreicht war. Ueberall leuchtet aus den Zügen dieses Gemähldes nichts anders hervor, als die alten, aus der frühern französischen Geschichte schon hinreichend bekannten Vergrößerungsplane, nebst der Feindschaft gegen das österreichische Haus. Ein Krieg Frankreichs gegen Spanien konnte gerecht gefunden werden; Spanien hatte einen starken Einfluß und vielen Anhang in Frankreich gehabt. Spanien hatte sich in Frankreichs innere Unruhen gemischt, und so konnte hier wenigstens das Recht der Vergeltung angeführt werden. Welche Gefahr aber konnte wohl damahls das französische Reich von Deutschland oder von Oesterreich besorgen? Es war hier auch nicht die entfernteste Veranlassung zu einem gerechten Kriege gegeben. Daß er die unterdrückte Glaubensfreiheit in Deutschland vertheidigen wolle, konnte Heinrich nicht einmahl zum Vorwande nehmen, außer etwa auf die Art wie sein Vorfahr, Heinrich der Zweite, sich den Beschützer der deutschen Freiheit

nannte, indem er einige Stücke des Reichs an sich riß. Die Glaubensfreiheit war so wenig unterdrückt, die Macht beider Glaubenspartheien in Deutschland so groß, daß wenn ja an wirklicher Macht auf einer Seite einiges Uebergewicht, dieses auf Seiten der Protestanten war. Auch war in Deutschland schon lange Frieden zwischen beiden Partheien, ihr gegenseitiges Verhältniß rechtlich und gesetzlich bestimmt und entwickelt, mehr als damahls noch in Frankreich oder überhaupt in irgend einem andern Lande Europa's Statt fand. Daß Heinrich alles that, was er vermochte, um diesen Frieden aufzulösen, um den schrecklichsten Bürgerkrieg über Deutschland herbei zu führen, das läßt sich schwerlich rechtfertigen als nach derselben unsittlichen Politik, welche die französischen Könige schon früher befolgt hatten, indem sie die Protestanten in Paris hinrichten ließen, in Deutschland aber zum Kriege gegen den Kaiser aufreizten, und überhaupt den Glauben und die Glaubenskriege als ein Spiel und Werkzeug zu eroberungssüchtigen Absichten gebrauchten. Heinrich ist unter allen am meisten der heimliche Anstifter des dreißigjährigen Kriegs gewesen, er hat jene schreckliche Flammen angefacht, und in dieser Beziehung nach keinen andern Grundsätzen gehandelt als die, durch welche Richelieu nach ihm der Urheber von so vielem Unglücke für Deutschland gewesen ist; nur daß Heinrich, wenn er länger gelebt hätte, bei seinen glänzenden Eigenschaften als Feldherr und König, Deutschland noch ungleich mehr Verderben gebracht haben würde, als es Richelieu vermochte.

Einen weit wirksamern Einfluß als Heinrichs Projekt, um die Idee einer christlichen europäischen Republik, eines rechtlichen und sittlichen Verhältnisses aller Staaten und Völker von neuem zu beleben, hat ein Staat gehabt, der erst jetzt zu bilden sich anfing. Holland, ein Staat von geringem Umfange, der aber im siebzehnten und der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eine der wichtigsten Stellen in der Weltgeschichte behauptete, so daß von ihm späterhin ein ganz neues europäisches Staatensystem, eine neue Epoche in der Geschichte ausgegangen ist. Zu dem Kampfe, welchen die Niederländer erst für die Erhaltung der alten Rechte,

dann für die völlige Unabhängigkeit bestanden, waren Katholische und Protestanten gleich anfangs verbunden gewesen. Allerdings hatte diese Verschiedenheit auch die Folge, daß das Ganze sich trennte, die brabantischen Niederlande sich mit Spanien wieder vereinten, Holland sich ganz losriß. Es blieben die Wirkungen der Vereinigung aller verschieden Glaubenden zur gemeinschaftlichen Selbsterhaltung und Vaterlandsliebe sehr groß. In Holland zuerst entwickelten sich Grundsätze der Duldung und eine Eintracht, die nicht wie in England und Frankreich mit Niederdrückung des einen Theils und bloß zu Staatszwecken beabsichtigt, noch auch wie in Deutschland, zwar ein Frieden mit gegenseitiger rechtlicher Anerkennung, aber mit bleibender Zwietracht, eigentlich also nur eine Frist, nur ein langer Waffenstillstand, sondern eine wirkliche Eintracht war, auf innere Ueberzeugung und ein sittliches Band gegründet. Die vortheilhafte Wirkung davon zeigte sich sogleich in der wissenschaftlichen und geistigen Cultur, worin Holland allen den Ländern, welche an der allgemeinen Erschütterung Antheil genommen hatten, bald sehr zuvoreilte. Seit Europa getrennt war, hatte sich auch die Literatur und die wissenschaftliche Bildung eines jeden Landes und jeder Nation mehr auf sich beschränkt, der literarische Verkehr und Verein, der sonst Statt hatte, war verschwunden oder loser geworden. Holland besaß zuerst seit der Kirchentrennung im Hugo Grotius wieder einen europäischen Gelehrten, wie sie vor der Reformation und früher gebildet, auch noch in den ersten Jahren derselben vorhanden gewesen war; einen Gelehrten, der den größten Einfluß auf sein Zeitalter, auf ganz Europa, man kann sagen auf die Weltgeschichte hatte. Sein großer Antheil an der Ausbildung des neuen Völkerrechts kann dieß allein schon bewähren; und wie sehr er durch umfassende Kenntniß und Gesinnung über sein Zeitalter der Streitsucht erhaben war, erhellt schon daraus, daß er, der ohne Vergleich der erste protestantische Gelehrte war, von der alten Kirche gleichwohl so geehrt ward, daß diese ihn fast für einen der ihrigen hielt. Es entging Hugo Grotius selbst in Holland nicht aller Verfolgung der beschränkter Denkenden; damahls hätte in einem

der andern Länder ein Geist wie der seinige kaum entstehen, sich schwerlich zu dieser Mäßigung und Höhe der Ansicht ausbilden können. Wenn Holland nicht ganz ohne Gährung blieb, so kam es doch nie zu so schrecklichen Ausbrüchen wie in Frankreich und England, was bei der nicht großen Ausdehnung und der gefährlichen Lage dieses Staats schon durch die stets nothwendige Sorge für die Selbsterhaltung begünstigt ward.

Nach der Kirchentrennung hatten sich die Länder und Nationen sehr vereinzelt, der allgemeine Zusammenhang Europa's hatte fast aufgehört. Nur das westliche Europa blieb unter Spaniens noch immer überwiegendem Einfluß in lebhafter Verbindung. Seit dem Zeitalter Karls des Fünften war der dreißigjährige Krieg, an dem fast alle Mächte Antheil nahmen, und aus denen sich ein neues Staatenverhältniß, eine neue Gestalt für Europa entwickelte, wieder die erste europäische Weltbegebenheit. Die Erklärung desselben erfordert also noch einen Blick auch auf die übrigen Länder Europa's und auf die eigenthümliche Gestalt, welche die Reformation bei ihnen annahm. Zunächst auf die nordischen Reiche, besonders Schweden, das bald eine so große Stelle im Schauplatz der Weltgeschichte einnehmen sollte. Selbst die Art, wie die neue Lehre in diese Länder eingeführt ward, ist merkwürdig und eigenthümlich. In das angränzende Dänemark hatte sich dieselbe zwar gleich mit dem ersten Strome von Deutschland aus verbreitet, aber in dem äußersten Norden fand die neue Lehre wenig Anhang. In Norwegen, in Island, mußte man sie einzuführen fast Gewalt brauchen. In Schweden war die Stimmung des Volks für die neue Lehre durchaus ungünstig, die Anhänglichkeit an den alten Glauben so stark, daß Gustav Wasa, außer dem Glanze und der Liebe, die er noch als Jüngling durch die Befreiung des Vaterlandes sich erworben hatte, alle der nachgiebig standhaften, unermüdlich beharrlichen Klugheit bedurfte, woran er dem Wilhelm von Oranien und der Elisabeth von England nichts nachgab, um das, was er fast zum einzigen Geschäfte seiner langen Regierung machte, durchzusetzen, und endlich zu bewirken, daß Schweden lutherisch wurde. So wie bei dem Hirtenvolke in dem gebirgichten Theile der Schweiz, so

mochte auch bei jenen Söhnen des Nordens, welche den Alpenbewohnern in so vielem ähnlich sind, außer der solchen Völkern immer eigenen Anhänglichkeit an das Alte, die neue Lehre, welche zunächst den Verstand in Anspruch nahm, weniger verführerisch sein, um so mehr, da vielleicht manches Verderbniß, welches der alten Kirche, manche Unsittlichkeit, welche ihren Mitgliedern vorgeworfen ward, von ihrer Sitteneinfalt entfernt, ihnen unbekannt geblieben war. Daß der Norden lutherisch ward, Zwingli's und Calvins Lehre hier keinen Eingang fand, begründete für die Folgezeit Schwedens großen Einfluß in Deutschland, wo die lutherische Parthei bei weitem die überwiegende war; und eben diesem Umstande verdankt der Norden vielleicht noch eine andere glückliche Eigenthümlichkeit, wodurch er sich von den andern Ländern auszeichnete, welche an der neuen Bewegung Antheil genommen; den innern Frieden nähmlich, und daß es hier nicht zu Bürgerkriegen gekommen ist. So gering oft der Unterschied zwischen Luthers und Calvins Lehre geschienen hat, so ist er gleichwohl für die Weltgeschichte von so großen Folgen gewesen, daß wir in allen Ländern, wo nebst Luthers Lehre die des Calvin Einfluß gewann, viele neue politische Ideen sich entwickeln, aber auch große politische Gährungen entstehen sehen. Wie sehr Luthers Lehre seit der Unterdrückung der ersten Volksgährungen der Fürstengewalt in Deutschland günstig war, ist schon erwähnt; noch mehr mußte diese Wirkung im Norden eintreten, wo die neue Lehre nicht durch den Strom einer unwiderstehlichen Volksbewegung sich verbreitet hatte, sondern vorzüglich in Schweden allein durch den Willen des Herrschers eingeführt worden war. Leicht begreiflich wohl ist, daß eine Lehre von Zwingli und Calvin, in der Schweiz veranlaßt und gestiftet, ausgebildet in Holland, und von da aus, wie aus einem sichern Schutzhafen über Frankreich und andere Länder verbreitet, eine ungleich mehr republikanische Richtung haben mußte, welche ihren höchsten Gipfel bei der protestantischen Oppositionsparthei der Puritaner in England erreichte. Dieser so ganz verschiedene politische Geist der beiden Hauptzweige der neuen Parthei ist bis auf Nord-Amerika und die

neueste Zeit herab von so großen welthistorischen Folgen gewesen, daß es unzureichend sein würde, bei jener bloß äußern Veranlassung stehen zu bleiben, und erforderlich scheint, auch auf den innern Grund dieser merkwürdigen Verschiedenheit in wenigen Worten hinzudeuten. Man hat von der Lehre der Protestanten gesagt, sie sei ein reiner Verstandesglauben; einige haben es als einen Vorzug gepriesen, daß Einbildungskraft und Sinnlichkeit hier durch Erkenntniß und Sittlichkeit aufs strengste beherrscht, andre es als nachtheilig getadelt, daß das freie Leben der Einbildungskraft dadurch zu sehr beschränkt werde, und daß dieß auch insonderheit der Entwicklung der schönen Künste ungünstig sei. In dieser Hinsicht nun waren die beiden protestantischen Hauptpartheien, im ersten Zeitalter der Reformation im sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderte ganz verschieden, und aus eben dieser Verschiedenheit erklärt sich auch ihre so ganz entgegengesetzte politische Richtung, da die eine der Monarchie günstig, die andre mehr republikanisch war. Der Grund der Verschiedenheit liegt gerade in dem Unterscheidenden der Lehre, so wenig dieses nach der oberflächlichen Ansicht unseres Zeitalters dem ersten Anblicke wesentlich scheinen mag. Das, wodurch das Christenthum sich von jedem andern, gleichfalls auf die Lehre von einer allmächtigen Gottheit und einer vergeltenden Unsterblichkeit gegründeten Glauben unterscheidet, ist, daß die christliche Lehre von der Gottheit nicht bloß einen reinen Vernunftbegriff aufstellt, wie es in der natürlichen Religion der Philosophen, oder auch in Mahomets Lehre geschieht. Weit entfernt, anzunehmen, daß die Fülle der Gottheit durch die Vernunft erschöpft werden könne, stellt die christliche Lehre das Wesen der Gottheit vielmehr als ein der Vernunft unbegreifliches Geheimniß dar; daher gleich die erste Verschiedenheit in der Ansicht von der Gottheit zwischen Mahomets Lehre und dem Christenthume. In diesem wurde außer dem Wesen der Gottheit, auch die Art, wie Gott sich dem Menschen offenbart und mittheilt, und die Art, wie der Mensch sich mit ihm wieder verbinden, sich ihm wieder annähern kann, als ein Geheimniß aufgefaßt und dargestellt, was der Verstand gar nicht ganz begreifen und fassen kann, und

was eben so sehr auch auf das Herz und auf die Einbildungskraft wirken soll. In der Anerkennung dieses Geheimnißvollen nun, waren die ersten Lutheraner ganz mit den Katholiken einverstanden; eben daher erklärt es sich, daß so viele vorurtheilsfreie Männer von beiden Seiten in der ersten Zeit eine Wiedervereinigung für möglich halten konnten, denn man war mit jener gemeinschaftlichen Anerkennung des Geheimnißvollen wirklich eins in den ersten und wesentlichsten Grundsätzen, gerade in dem, was einem in der Schule der Philosophen gebildeten Geiste am Christenthume am schwersten zuzugestehen und in die eigne Denkart aufzunehmen sein muß. Dagegen Zwingli's und Calvins Lehre durch die Ableugnung des Geheimnisses in dem wesentlichsten von allem was äußerlich schien, den innersten Grund des alten Glaubens berührte und erschütterte. Es zeigte sich die große Verschiedenheit auch gleich im Aeußern sehr auffallend. Wie der Glaube an das Unbegreifliche, eben weil es das, weil es für den Verstand allein nicht zu fassen ist, zu einer bildlichen Darstellung und Andeutung führt, so hatte auch die alte Kirche mehrere äußere Mittel, Zeichen und Gebräuche nicht nur für wesentlich gehalten, sondern auch sinnbildliche Darstellungen aller Art geduldet, ja befördert, die schönen Künste zur Verherrlichung des Glaubens gebrauchend. Alles dieß bildliche Aeußere verwarf nun die reformirte Parthei ohne alle Schonung, ja mit Haß als ganz schädlich, und zeigte sich damit als eine Lehre des reinen Verstandes-Glaubens. Dieß konnte aber keineswegs auf die ältern Lutheraner angewandt werden, weil sie doch das Princip aller jener äußern Bildlichkeit, das wesentliche Geheimniß selbst anerkannten. Daher behielten sie auch ungleich mehr von den äußern Gebräuchen bei, und würden, da ohnehin nicht alles Aeußere von der alten Kirche selbst für gleich alt, wesentlich oder bedeutend gehalten wurde, wohl noch mehr, ja das meiste davon angenommen haben und annehmen können, wenn nur sonst Friede und Wiedervereinigung möglich gewesen wäre. Eine andere merkwürdige Verschiedenheit der beiden protestantischen Partheien liegt darin, daß alle fernern und neuern Secten dergleichen viele noch in der neuesten Zeit, wenigstens für England und Amerika nicht ohne großen

politischen Einfluß gewesen sind, aus der reformirten hervorgegangen. Es war in ihr ursprünglich ein Princip immer fortgehender Veränderung und fernerer Neuerung, wie alles worin der Verstand herrscht, nothwendig von stets in neuen Gegensätzen fortschreitender Natur ist. Daher übertraf auch die reformirte Lehre in der ersten Zeit die lutherische sehr bald an intellectueller Ausbildung; in dem Principe der immer fortschreitenden Entwicklungen und immer neuen Veränderungen liegt der Keim zu stäter Gährung. In der lutherischen Parthei ist es zwar viel später hie und da zu einer Art von innern Auflösung, wie auch in einem bedeutenden Theil der katholischen Kirche gekommen, neue Secten aber, an denen die reformirte Parthei immer so fruchtbar war, hat sie fast keine erzeugt; ja sie stimmte ursprünglich darin mit der alten Kirche überein, daß in dem Glauben an den wahren Gott, so wie er nun einmahl offenbart sei, im Wesentlichen keine Veränderung statt finden könne. Am wichtigsten aber ist der Einfluß, welchen die eine Grundverschiedenheit auf die politische Denkart haben mußte. So wie im Gebiethe des Glaubens die unbegreifliche, auch auf Herz und Einbildung wirkende Idee sich zur reinen Verstandeserkenntniß von Gott verhält; gerade so auch im Staate der Könige, der lebendige sichtbare Stellvertreter der Gerechtigkeit, der nicht bloß dem Verstande und dem Willen, was Pflicht und Rechtens ist, vorzeichnet, sondern auch das Herz und die Liebe des Volks in Anspruch nimmt, und selbst auf die Einbildungskraft durch den Glanz der äußern Erscheinung wirkt, gegen das todte Gesetz, welches der Verstand im Staat fordert. Wo der Verstand, die Ansicht und der Glaube des Verstandes allein herrschen, da wird man die alleinige Herrschaft des Gesetzes als das Wesen des Staats betrachten, welches jede fremde Zuthat nur verunstalte, wird den lebendigen Stellvertreter des Gesetzes höchstens als eine solche an sich unwesentliche Zugabe, als einen für die nicht rein verständige Menge zur Zeit noch erforderlichen Nothbehelf ansehen und dulden. Aber es sind außer dem Verstande noch andre Kräfte im Menschen, welche der königlichen Würde eine ganz andre Bedeutung und Würde geben, und sie nicht als eine mit den Fort-

schritten der Bildung verschwindende Unvollkommenheit des Staats, sondern als das rechte Wesen desselben ansehen lehren. Nicht also zufällig, sondern wesentlich ist die Verschiedenheit, daß die alte Kirche, worin die ältern Lutheraner mit ihr einstimmen, mehr monarchisch, die Gemeinde der Reformirten nach Zwingli und Calvin in der Schweiz, in Holland, England und Nord-Amerika mehr republikanisch gesinnt war. Nicht zum Tadel ist dieß gesagt, sondern zur Entwicklung des innern Grundes von dem, was wirklich geschehen ist; denn wer wollte läugnen, daß jener rupublikanische Geist neben der vorübergehenden Gährung auch sehr wohlthätige, der Menschheit ruhmvolle und große Erscheinungen in den genannten Ländern hervorgebracht habe!

Siebzehnte und achtzehnte Vorlesung.

So wie die Schweiz gleich nach dem ersten gelungenen Kampfe der Unabhängigkeit eine ansehnliche, ja eine große kriegerische Macht wurde, so auch Schweden, nachdem es sich von Dänemark frei gemacht hatte. Ueberhaupt haben in Europa Mächte von dem Anscheine nach geringer Größe gewöhnlich den entscheidenden Umschwung herbeigeführt, oder doch seinen Gang am meisten bestimmt. So Venedig zur Zeit der Kreuzzüge, die Schweiz in den burgundischen und italienischen Kriegen, und wie Holland am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts Europa eine neue Gestalt gegeben, so hat Schweden im siebzehnten Jahrhunderte geherrscht, in der ersten Hälfte desselben das große Frankreich an Glanz übertroffen. Aehnlich an kriegerischem Muthe, Sitteneinfalt und der ganzen Stammesart war die Schweiz und Schweden. Gleichwohl fand ein großer Unterschied Statt. In der Schweiz waren von frühern Zeiten an zwei ganz verschiedene Hauptbestandtheile; Bern, kriegsmuthig wie alle Schweizer, auch eroberungslustig zu den weitaussehendsten Entwürfen; dann die Alpenvölker, die eigentlich nur die Freiheit wollten auf ihren Bergen, jenen weitaussehenden Entwürfen dann und wann überredet, doch nicht von Herzen folgten, oft auch nicht; dazwischen Zürch, verschieden noch in seinen Grundsätzen von jenen, fester in den deutschen Zusam-

menhang verflochten, so mancher andern Verschiedenheiten und fremdartigen Bestandtheile nicht zu erwähnen. Hätten jene kühnen Entwürfe obgesiegt, so wäre wohl, wie es mehr als einmahl möglich schien, ein Theil von Schwaben, Elsaß, Tirol, Savoyen, Mailand mit vereint, an den Ufern des mittelländischen Meers für den Handel des Freistaats eine günstig gelegene Gränze erreicht, und das kriegerische Bern etwa so mächtig geworden, wie Rom vor dem zweiten punischen Kriege. Aber es wirkte die große Kraft nie ganz vereint, wie sie es bei gleichem Kriegsmuthe in Schweden war, unter einem Könige, dem geliebten Könige seines Volks aus Gustav Wasa's, des Befreiers Stamme. Doch schien es unter Gustav Wasa's ersten Nachkommen, als würde durch die neue Dynastie selbst der katholische Glauben über den neuen protestantischen wieder obsiegen, was bei der Art, wie der letzte durch Gustav Wasa hier eingeführt worden, nicht Wunder nehmen kann. Auch war die erste Unternehmung des freigewordenen, kriegerischen, eroberungslustigen Volks und seines Königs zunächst auf die Herrschaft im baltischen Meere und an seinen Küsten, gegen die streitigen Küstenländer des deutschen Ritter-Ordens gegen Pohlen und Preußen gerichtet. Der protestantische Glaube siegte, und der Kampf gegen Pohlen stählte nicht nur die Kraft, sondern ward selbst die Veranlassung zur Einmischung Schwedens in die deutschen Kriege. Pohlen, obwohl seit der Verbindung mit Litthauen eine bedeutende Macht, hatte bloß mit sich und seinen Nachbarn, den Preußen, Russen und Türken beschäftigt, keinen Antheil genommen an den großen Kämpfen Europa's unter Karl dem Fünften. Erst jetzt, nachdem der alte jagellonische Stamm erloschen war, ward es eben dadurch mit verflochten in die allgemeinen Verhältnisse und Streitigkeiten. Denn es schien vermuthlich, um den Streit zwischen den gleich Mächtigen unter den Einheimischen zu vermeiden, rathsamer, einen Auswärtigen zu wählen; auch konnten unter solcher Herrschaft alle, die stark genug waren, es zu wünschen und den Wunsch zu behaupten, völlige Freiheit desto eher erwarten, als unter einem Gebiether aus ihrer eigenen Mitte. Der erste Versuch mit einem

französischen Könige, dem nachmahligen Heinrich den Dritten, endigte schnell mit gegenseitigem Ueberdruße und mit der heimlichen Flucht des Fremdlings. Daß ein Fürst von Siebenbürgen zugleich König von Pohlen sei, konnte schon wegen des gemeinschaftlichen Kampfes gegen die Türken vortheilhaft scheinen. Sollte ein ausländischer König bei der bestehenden Verfassung nicht ganz bloß ein Schattenbild ohne Kraft und Ansehen bleiben, so mußte er aus einem nicht zu entfernten Nachbarsreiche sein; ja wenn er selbst auch Besitzer und Beherrscher eines solchen Reiches war, konnte die Freiheit dadurch noch nicht gefährdet scheinen, eben weil diese anderweitige Macht eine entfernte fremde, keine einheimische war. Gedanken dieser Art müssen die Mächtigsten der Nation wohl geleitet haben, da wir bei allem Wechsel fortgehend zwei Partheien im Reiche finden, eine schwedische und eine österreichische, die zu verschiedenen Zeiten, mehrere aber nicht zur Ausführung gekommene Wahlen österreichischer Fürsten veranlaßte. Von österreichischer Seite ward diese Wahl so wenig gesucht, daß sie das erste Mahl ganz unerwartet kam; es waren jene allgemeinen schon angeführten Gründe der Partheien, welche ihr Verfahren bestimmten. Für Oesterreich sprach das alte Verhältniß mit Ungarn, das Band der gemeinschaftlichen Vertheidigung gegen die Türken, und die Gleichheit der herrschenden Religion. Das schwedische Haus behielt dennoch die Oberhand; weil aber Siegmund katholisch war, verlor er Schwedens Krone, und schloß sich auch durch die Bande der Verwandtschaft an das kaiserliche Haus von Oesterreich; nur daß er im Kampfe gegen Gustav Adolph eher Hülfe von diesem erwartete, als daß er mit so vielen andern nachbarlichen Kämpfen beschäftigt, sie ihm hätte gewähren können. In größere Erschütterungen gerieth Rußland, welches in Maximilian des Ersten Zeitalter nach den mongolischen Verwüstungen unter Wasiliewitsch dem Großen sich schon zum Range einer der ersten Mächte erhoben hatte, jetzt von neuem durch das Erlöschen des alten Herrscherstammes. Pohlen und Schweden rangen um den Preis der russischen Krone, beide drangen tief in das Innere des Reichs. Endlich ermannte sich die Nation unter einer neuen

einheimischen Dynastie, und erhielt ihre Selbstständigkeit, wenn gleich mit dem Verluste einiger Provinzen. Geschieden war Rußland noch immer von dem übrigen Europa, nicht sowohl durch die Entfernung als dadurch, daß es der griechischen Kirche angehörte. Auf diese hatte die Lehre der Protestanten ungeachtet mehrerer Versuche nicht den mindesten Einfluß. So weit aber die katholische Kirche ihr Gebieth, so weit erstreckte der neue Glauben seinen Einfluß, auch auf Pohlen und Ungarn sehr bedeutend. Der Unterschied von der Einwirkung auf andre europäische Länder war hier zunächst nur der, daß nebst den in Deutschland und allen nordischen Ländern anerkannten Protestanten auch solche Secten, die in Deutschland und selbst im übrigen Europa gar nicht geduldet wurden, sich nach Pohlen und Siebenbürgen wandten. Duldung der verschieden Glaubenden war hier schon lange eingeführt durch die Nothwendigkeit, da ein so großer Theil des Volks der getrennten griechischen Kirche angehörte; und wenn es auch nicht reiflich durchdachter, anerkannter Staatsgrundsatz gewesen wäre, so war hier Schutz für die anderwärts nicht geduldeten leichter zu finden, schon wegen der nach Art orientalischer Reiche weniger strengen innern Einrichtung und Verwaltung; in Ungarn und Siebenbürgen um so mehr, da jenes zwischen österreichischer und türkischer Herrschaft getheilt war, dieses zwischen beiden wechselnd schwebte. Es hatte der Einfluß der Reformation, der wegen der innigen Verbindung mit Deutschland in Ungarn besonders stark war, in diesem Reiche zunächst nur die Folge, die Verschiedenartigkeit der Bestandtheile, aus denen diese Reiche selbst in Rücksicht der Abstammung und der Sprache zusammengesetzt sind, noch zu vermehren. Ob diese Verschiedenartigkeit der innern Bestandtheile dereinst zu desto allgemeinern Grundsätzen der Glaubensduldung, wie sie selbst in Holland und Deutschland nicht Statt fanden, führen; ob die Verschiedenartigkeit selbst zu einer desto reichern Gestaltung des Ganzen verknüpft werden, oder zur innern Uneinigkeit und Auflösung führen sollte, das blieb noch der Zukunft, dem Geiste, der sie beseelen, den Helden, die sie herbeiführen würde, überlassen. Mehr als einen großen Gesetzgeber und Volksbildner

hatte Ungarn unter seinen Königen gezählt; nur daß, was sie gewirkt, nebst den Früchten deutscher und italienischer Bildung in der türkischen Verwüstung großentheils wieder zu Grunde ging. Pohlen, von diesem Unglücke zwar verschont, hatte unter vielen durch kriegerischen Ruhm ausgezeichneten Königen gleichwohl keinen besessen, den großen Ludwig ausgenommen, welcher beide Reiche beherrschte, der als großer Gesetzgeber, Stifter, Volksbildner, das für Pohlen gewesen wäre, was Stephan im Mittelalter, Mathias Corvin in der Zeit aufblühender Wissenschaften für Ungarn waren. Die nächste Wirkung der sich hier ausbreitenden Reformation mußte bei der damahls herrschenden Erbitterung der Gemüther die sein, daß für das Haus Oesterreich dieser Theil seiner Macht viel unwirksamer ward. Außerdem war in Ungarn unter Kaiser Maximilian dem Zweiten gegen die Türken wieder einiges gewonnen worden; unter Kaiser Rudolph dem Zweiten ließ es sich auf das günstigste an, daß nebst Siebenbürgen sogar die ganze Wallachei, welche durch eigne Kraft unter einem muthvollen Fürsten sich vom türkischen Joche frei gemacht hatte, unter kaiserliche Hoheit und Schutzherrschaft kommen würde. Allein durch den Einfluß der Glaubenstrennung und der daher entstandenen Zwietracht und Kriege schwand jene Hoffnung bald wieder, und selbst Ungarn im Glauben getheilt, vermehrte weniger die Macht als die Gefahren des kaiserlichen Hauses zu der Zeit, da Ferdinand der Zweite es vom gänzlichen Umsturze rettete.

Schon unter Ferdinand dem Ersten zeigte sich die große innere Gährung, welche durch die Ausbreitung der neuen Lehre veranlaßt, in Rudolphs des Zweiten letzten Jahren eine so furchtbare Höhe erreichte. Gegen die, welche im schmalkaldischen Kriege in Böhmen sich ihm abtrünnig gezeigt hatten, glaubte der sonst gewiß weder harte noch herrschsüchtige Ferdinand Strenge zeigen zu müssen. Wie duldsam er übrigens in Glaubenssachen handelte und gesinnt war, ist bekannt. Noch mehr als er, Karls geliebter Maximilian der Zweite; lobenswerth zwar an sich, vielleicht aber zu nachgiebig für jene Zeiten. Wo einmahl zwei Partheien im entschiedenen Kampfe gegen einander stehen, da darf bei dem,

der zum Haupte und Führer der einen Parthei berufen ist, die Mäßigung gegen die andere nicht so weit gehen, daß die eigne Parthei das Zutrauen zu ihrem Führer verliert, oder gar viele, die eigne Fahne verlassend, zu den Grundsätzen und Meinungen der andern übergehen. Nicht die Abgeneigtheit des römischen Hofes, welcher den ersten österreichischen Kaisern der deutschen Linie so vieles zum Vorwurfe machte, was zu verhüthen oder zu verändern leider gar nicht in ihrer Macht gestanden hatte; nicht des Churfürsten von der Pfalz Erwartung und öffentliche Aufforderung an Kaiser Maximilian den Zweiten sich für die Protestanten zu erklären; wohl aber die Ungewißheit des öffentlichen Urtheils über seine wahre Meinung bei Katholischen, so wie bei Protestanten, und die Wirkungen, welche diese Ungewißheit nothwendig haben mußte, leiten uns darauf hin, die erste Ursache von der großen innern Gährung, die am Ende von Rudolphs Regierung in den österreichischen Staaten ausbrach, in Maximilians zu großer Nachgiebigkeit und Milde zu suchen. Daß er dabei ganz uneigennützig, daß er für sich selbst auch nichts weniger als schwankend, daß es nur Duldsamkeit war, die jenem Betragen zum Grunde lag, das kann ihn hinreichend rechtfertigen für den schönen Fehler, daß seine Gesinnung zu weit von der seines Zeitalters entfernt war, als daß er ihr ohne Gefahr für die Zukunft hätte folgen dürfen. Mag also auch wahr sein, daß er durch seine Nachgiebigkeit eben jene heftigen Ausbrüche, die er vermeiden wollte, nur desto mehr vorbereiten helfen, seine Absicht darf deshalb nicht verkannt werden. Auch würde er, hätte er länger gelebt und geherrscht, wahrscheinlich die Nothwendigkeit eingesehen haben, Festigkeit mit der Milde zu verbinden, und dann die großen Erwartungen, die man als Kaiser von ihm hatte, ganz erfüllt haben. Ausgezeichnete Eigenschaften des Geistes wie des Herzens, besaß er im vollen Maaße, auch von Tapferkeit und kriegerischer Fähigkeit hatte er unzweideutige Beweise gegeben. Die im Schatten jener Milde angewachsene Gährung wieder zu beruhigen, war Rudolph der Zweite nicht geeignet, obwohl er an Geist und Kenntnissen den meisten Zeitgenossen weit überlegen

war. Seine Gedanken waren selten auf der Erde daheim: wie mußte die damahlige Zeit mit ihren erbitterten Leidenschaften, oft kleinlich eigennützigen Streitigkeiten dem erscheinen, der gewohnt war, und nichts mehr liebte, als sich einzig mit Tycho Brahe und Keppler am gestirnten Himmel mit dem Anblicke der ewigen Ordnung und Eintracht zu erfüllen! Es war jene Neigung nicht eine müßige Liebhaberei; er folgte nicht bloß den großen Männern in ihren Gedanken und Betrachtungen; er war selbst Forscher, Kenner in mehr als einem Fache der Naturkunde. Um so weniger freilich konnte er das sein und das leisten, was an seiner Stelle in jenem Andrange drohender Verhältnisse und herannahender Gefahr von ihm erwartet und gefordert ward. Doch war seine bei dieser Sinnesart sehr begreifliche Abneigung vor den Geschäften nicht Gleichgültigkeit gegen das allgemeine Wohl. Selbst in seinem letzten Zustande, da er ganz in sich gekehrt war und krank im Gemüthe schien, arbeitete er an Entwürfen des allgemeinen Friedens. Aber wo sollte der Frieden, der in der Betrachtung und der Liebe der Natur dem Herzen zu Theil wird, damahls Eingang finden in die erbitterten Gemüther des kämpfenden Zeitalters? — Diese unglückliche Geistesrichtung und endliche Geisteskrankheit Rudolphs, nebst der ungeduldigen Heftigkeit des ehrgeizigen Mathias, welchen erst die Uebereinkunft der Fürsten des Hauses, und sodann Deutschland berief, das schwankende Steuer der Herrschaft an Rudolph's Statt zu ergreifen, erregte nun in dem herrschenden Hause selbst eine Zwietracht und Gährung, wodurch die des Volks und des Staats erst recht gefahrvoll ward. Schon in der Jugend hatte Mathias, nach den Niederlanden während den ersten Unruhen berufen, gezeigt, daß es ihm an kluger Mäßigung fehle. Er wenigstens durfte sich nicht mit Oranien verbinden und Don Juan gewaltsam vertreiben; auch verfehlte er dadurch ganz den großen und schönen Zweck zu dem er berufen war, ein Erhalter der Niederlande, Vermittler und Friedensstifter zwischen ihnen und Spanien zu sein, und vermehrte nur das Mißtrauen und die Entfernung, die ohnehin schon zwischen dem spanischen und dem deutschen Oesterreich

obwaltete. An des verdrängten Bruders Stelle getreten, entwickelte Mathias nicht die glänzend großen und wohlthätigen Eigenschaften, die allein ehrgeizige Schritte vergessen machen können. Wie ganz anders, da der unvermeidliche Drang der Umstände ihm ein gleiches Schicksal zu drohen schien, als das, welches er seinem Bruder bereitet hatte, mit welcher Würde und Mäßigung betrug sich Ferdinand, an die gefahrvolle Stelle tretend, die er, wie alle fühlten, mit Ruhm zu behaupten, allein den Muth und die Kraft besaß. Wie einst Karl durch die entscheidende Wahl auf den großen Schauplatz der Weltgeschichte berufen worden, so waren auch jetzt aller Augen auf Ferdinand gerichtet, auch er war zu einem nicht minder großen und wichtigen, aber schweren und gefahrvollen Kampf berufen. — Schon erhob sich von allen Seiten der wilde Sturm jenes Krieges, der lange drohend über Deutschland gestanden, wie ein schweres Ungewitter, das sich zu entfernen scheint, dann wiederkehrend, nun mit verdoppelter Wuth ausbricht.

Die Anlage dazu war lange vorhanden. Der Friede selbst, den, als Karl Deutschland verlassen hatte nach Moritzens Abfall, sein Bruder Ferdinand schloß zwischen den Anhängern des alten und des neuen Glaubens, war nur ein Waffenstillstand, und zwar kein durchaus bestimmter. Nur die Friedensliebe der Kaiser, und nach Moritzens Tode auch die der vornehmsten lutherischen Fürsten erhielten ihn. Als Moritz von Sachsen durch einen frühzeitigen Tod seinen ehrgeizigen Entwürfen entrissen ward, da ging wohl die erste und größte Gefahr vorüber. Bei seiner durchdringenden Klugheit und Verstellungskunst hätte sein Ehrgeiz leicht, wo nicht die Herrschaft über Deutschland erreicht, denn dazu fehlte ihm der Glaube und das Vertrauen des Volks, welches Gustav Adolf so sehr an sich zu fesseln wußte; gewiß aber doch lange Kriege veranlaßt. Schon zu dieser Zeit hatte der Markgraf von Brandenburg das Geheimniß entdeckt, welches der Schlüssel war zu allen Unternehmungen der Helden des dreißigjährigen Krieges; das Geheimniß, sich durch den Krieg selbst die Mittel zur Fortsetzung des Krieges zu verschaffen. Wie der Graf von Mannsfeld, und Christian von Halberstadt im Anfang des dreißigjährigen Krieges, so

machte auch der Markgraf Albrecht schon sechzig Jahre früher die wehrlosen geistlichen Staaten zum vorzüglichen Schauplatz seiner verheerenden Streifzüge. In der deutschen Verfassung, in dieser Menge von kleinen, den Krieg zu führen, zu schwachen, gleichwohl den Krieg zu nähren hinreichend reichen und ergiebigen Staaten, welche, seitdem die kaiserliche Macht wirksam zu sein aufgehört, so lose zusammenhingen; darin, und in dem allgemeinen Wohlstande bei einer so wenig zusammenhängenden und zum Theil wehrlosen Verfassung lag die Möglichkeit, daß Deutschland dreißig Jahre der Schauplatz eines Krieges sein konnte, welcher nun, nachdem er einmahl entzündet war, wie eine verheerende Flamme sich selbst ernährend fortbrannte. Die einzelnen Streitsachen hätten bei der Friedensliebe der Kaiser und auch der vornehmsten lutherischen Mächte, besonders Sachsens, alle wieder ausgeglichen werden mögen, wie selbst Gebhards, des Churfürsten von Cöln Versuch, sein Land, nachdem er Protestant geworden war, als weltlicher Fürst zu behaupten, und die daraus entstandene Fehde, die Ruhe nicht lange störte. Auch der Erbstreit über das erledigte Herzogthum Jülich und Cleve, hatte zu keinen allgemeinen Krieg geführt, obwohl es vielleicht geschehen sein würde, wenn Frankreich nicht nach Heinrichs des Vierten Tode von neuem in innere Unruhen versunken, und dadurch von der Anstiftung des Krieges abgezogen worden wäre. Es lag aber in dem allgemeinen Verhältniß der Katholischen und der Protestanten etwas, das mehr und mehr beide Theile zum Krieg stimmen mußte. Dem Anscheine nach war beider Macht ungefähr gleich, im Wesentlichen fand eine große Verschiedenheit Statt. Die Katholischen hatten mehr das Ansehen, da selbst protestantische Churfürsten nicht selten sich an den Kaiser schlossen, sie hatten die alte Verfassung, die Formen, meistens auch die Mehrheit in den verfassungsmäßigen Versammlungen und Gerichten für sich, die Protestanten hingegen, die Stimme des Volks, und den Schwung des Zeitgeistes. Ein gefährliches Verhältniß, bei welchem der Vortheil meistens nur zu sehr auf Seiten der Protestanten war. Man hat oft erinnert, daß die eingezogenen geistlichen Güter größtentheils zu guten Zwecken des öffentlichen Wohls

verwandt seien; dieß kann hinreichend sein für die kleinern mittelbaren. Hat man aber zu allen Zeiten die eigenmächtige Besitznahme einer, wenn gleich nicht beträchtlichen freien Reichsstadt, so lange noch die deutsche Verfassung bestand, als einen Bruch derselben, ja als einen hinreichenden Grund zum gerechten Kriege einmüthig angesehen, wie viel mehr ward selbst das Gleichgewicht der Macht unter den ersten Fürstenhäusern verändert, durch die Einziehung ganzer fürstlicher Bisthümer, welche selbst bedeutende Glieder und Theile des Reichs gewesen waren! Daß eine solche Veränderung wenigstens nur, wenn sie nicht einseitig, sondern nach einem einstimmigen Beschluß des ganzen Reichs und Reichsoberhauptes geschehen wäre, rechtlich hätte genannt werden können, das ist wohl eben so einleuchtend, als daß ein lebenslänglicher Wahlfürst, wie der deutsche Hochmeister und jeder geistliche Churfürst es war, wenn er der ersten Bedingung seiner Wahl und seines Amtes öffentlich entsagte, auch an die mit dieser Bedingung verknüpfte Würde und Herrschaft weiter keinen Anspruch zu machen berechtigt sein konnte. Man sollte kaum glauben, daß es für diesen so einfachen Rechtsgrundsatz noch eines ausdrücklichen geistlichen Vorbehalts bedurft hätte. Gleichwohl wollten die Protestanten diesen nicht anerkennen, und groß war allerdings die Versuchung, wenn sich ihnen eine günstige Gelegenheit zeigte, die Macht ihrer Parthei ansehnlich zu verstärken und ihre Lehre zu verbreiten. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn auch von der andern Seite Einige anfingen den Frieden selbst, da er doch keine Sicherheit gewährte und immer wiederhohlte Eingriffe erfolgten, für ein Uebel zu halten, vielleicht im Stillen zu wünschen, daß der Drang der Umstände ihn nie herbeigeführt hätte, zu bereuen, daß man so viel nachgegeben hatte, wie denn allerdings in dem Kampfe gegen eine neu anwachsende, der alten Verfassung entgegenstrebende Macht durch die erste rechtliche Anerkennung mehr eingeräumt wird, als irgend ein Kriegsglück, das noch so glänzend immer noch dem Zufall unterworfen bleibt, je gewähren kann. Natürlich auf der andern Seite, ja unvermeidlich scheint der lebhafte Antheil, welchen protestantische Fürsten an dem Schicksal ihrer Glaubensgenossen unter

katholischen Herren nahmen. Und doch war eben dieser Antheil von den gefährlichsten Folgen für das gegenseitige Verhältniß des Volks und der Fürsten. Wie leicht konnte der Schutz, welchen die anders Glaubenden bei einer ausländischen Macht suchten, die unvorsichtige Menge über die Gränze des Erlaubten hinüberführen, üble Absichten Einiger sie zu eigentlich strafbaren Verbindungen mißleiten? Man darf überhaupt die jetzigen Verhältnisse gar nicht auf die damahlige Zeit übertragen. Wenn bei dem ersten Ausbruche der niederländischen Unruhen in drei Tagen vierhundert Kirchen zerstört, wenn noch vor dem Ausbruche des dreißigjährigen Kriegs protestantische Unterthanen eines katholischen Fürsten die entflammten Reden ihrer Lehrer mit der laut geäußerten Ueberzeugung verließen: daß es doch noch besser sei, unter türkischer Herrschaft zu stehen, als unter einer katholischen, so war gewiß nicht von einer bloßen Verschiedenheit der Denkart die Rede, sondern der Staat selbst unmittelbar gefährdet. Jetzt nachdem die Leidenschaften längst erloschen sind, wird es dem Staate leicht, jeden Mitbürger seiner Ueberzeugung ruhig folgen zu lassen. Damahls würde der größte Duldungslehrer aus unserm Jahrhunderte, dorthin und auf den mächtigsten Thron versetzt, nicht vermocht haben, den Geist der herrschend war, die Menschen und die Verhältnisse der Staaten mit einem Mahle zu ändern, und durch den bloßen Willen das wirklich zu machen, was erst die allmählige Frucht der Zeit sein konnte. Zu frühzeitige Milde und die Friedensliebe eines wissenschaftlichen Geistes, auf die gefahrvollen Verhältnisse des Staats übertragen, wie es von Maximilian und Rudolph geschah, konnten sogar den Ausbruch noch beschleunigen, oder eher gefährlicher machen als verhüthen. Wir haben auch in neueren Zeiten gesehen, wie gewaltig Meinungen, die wenn gleich nicht unmittelbar den Glauben betreffend, doch nicht ohne Beziehung auf ihn und von verwandter Natur sind, in den Staat und in das Schicksal der Völker eingreifen können. Damahls waren die Meinungen noch tiefer vielleicht eingewurzelt, die Leidenschaften heftiger entflammt, ungleich verwickelter die Verhältnisse wegen der innigen Verflechtung auch des äußern Kirchenvereins mit dem Staate, deren Band sich

in neuen Zeiten immer mehr von einander getrennt und aufgelöst hat. Die Reformation hatte es herbeigeführt, daß die Fürsten sich einer großen Gewalt in Glaubenssachen gebrauchten, wenn gleich in Deutschland nie ein solches Supremat gelehrt ward, wie es in England eingeführt war. Denn da die protestantischen Fürsten hierin keinen Richter über sich erkannten, so geschah, was sie darin wollten, oft nicht ohne Willkühr und Gewaltsamkeit im Verfahren. Es war die Pfalz nach dem Willen seiner Beherrscher den Glauben in kurzer Zeit mehrmals zu ändern genöthigt; in kurzer Zeit erst calvinisch, dann lutherisch, dann wieder calvinisch geworden, wobei mehrere tausend Lehrer und Beamte, die sich der Veränderung nicht fügen wollten, das Land verlassen mußten. Was so viele Katholische von ihren protestantischen Fürsten sich hatten müssen gefallen lassen, was sich eine protestantische Parthei gegen die andere erlaubt hielt, war es zu tadeln, wann katholische Fürsten gegen protestantische Unterhanen das Gleiche für Recht hielten? Doch geschah dieß in Oesterreich erst dann, als sichtbar kein anderes Mittel mehr blieb, den Staat zu retten. Versetzen wir uns also in die Verhältnisse der damahligen Zeit, so werden wir uns überzeugen müssen, daß, wenn nicht etwa eine Parthei ganz obsiegen, sondern Katholiken und Protestanten ferner in Deutschland zu gleichen Theilen leben sollten, keine andere Maaßregel möglich blieb als der Grundsatz, welcher Ferdinands des Zweiten Verfahren im Allgemeinen zum Grunde lag, den Protestanten nähmlich vollkommen freien Abzug zu gestatten. Hart war es allerdings nach unserer Ansicht, besser aber doch, als wenn mit bleibendem Mißtrauen zwischen Fürsten und Volk, stets erneuerte Aufstände und Unruhen grausame Bestrafungen und harte Gesetze nach sich zogen. Weniger hart auch war diese Maaßregel als der Ausweg, welchen in England die siegende königlich gesinnte protestantische Parthei der unterliegenden republikanischen mindern Parthei offen ließ, sich nähmlich neue Wohnsitze in einem andern Welttheile zu suchen. In Deutschland konnten dagegen, bei der Menge und Verschiedenheit größerer und kleinerer katholischer und protestantischer Staaten, die Ausgewanderten fast gewiß sein, irgendwo in einem nahen deut-

schen Lande bei Glaubensgenossen Schutz, gute Aufnahme, und eine neue Heimath zu finden. — Ein Verlust für den Staat war allerdings die Auswanderung so vieler arbeitsamen Mitglieder, auch war diese einfachste aller Bemerkungen den damahligen Staatsmännern wohl nicht so ganz verborgen als man voraussetzt; aber man hatte noch nicht gelernt, die Freiheit der Menschen dem Geldertrage ihrer Anzahl unterzuordnen. Einer beträchtlich spätern in vielen Beziehungen cultivirtern Zeit, Ludwig dem Vierzehnten war die Maaßregel vorbehalten, indem er die Einheit des Glaubens in seinem Reiche durch Gewalt erzwingen und doch auch der Schatzkammer den empfindlichen Verlust ersparen wollte, die Protestanten zu gleicher Zeit durch militärische Gewalt zu bekehren, und ihnen die Auswanderung zu verbiethen. — So wie nach bürgerlichen Kriegen jederzeit eine Amnestie eintreten muß, so sollte auch die Geschichte jener Zeiten in einem solchen Geiste der Amnestie betrachtet werden. Wenn man Gustav Adolphen, der mehr als das halbe Deutschland für seine Ueberzeugung verwüstete, der auch gegen seine deutsche Glaubensgenossen Schritte that, die wohl schwerlich anders als aus dem Rechte der Waffen abgeleitet werden können, große Geisteseigenschaften nicht abspricht, so sollte auch Kaiser Ferdinand der Zweite eben so beurtheilt werden, dessen unerschütterlichen Heldenmuth selbst seine Feinde ihm nie abgesprochen, und daß er aufrichtig nach fester Ueberzeugung handelte, nie bezweifelt haben. Nur da, wo sichtbar Habsucht und böse Absicht, nicht Ueberzeugung und Begeisterung für seine Sache die alleinige Triebfeder ist, wie bei Richelieu, soll das Urtheil der Nachwelt und der Geschichte ohne Schonung verdammen.

So groß die Anzahl der Feldherrn und Staatsmänner ist, welche in dem langen Kriege mitgewirkt und sich einen Nahmen gemacht haben, so sind es gleichwohl nur vier Männer, durch deren Willen und Charakter diese Begebenheit bestimmt ward, und welche auf den Gang derselben und auf den Geist ihres Zeitalters mächtig und selbstständig gewirkt haben. Ferdinand der Zweite, Wallenstein, Gustav Adolph und Richelieu; vier Männer von dem verschiedensten Geist und Glauben, gaben jeder dem Kriege auch

einen andern Zweck und eine andere Richtung. Alle andere Helden des dreißigjährigen Krieges waren entweder nur Werkzeuge und Gehülfen der Genannten, oder solche, die gegen das Ende des Krieges, da die Begebenheit, die nun schon in sich vollendet ihren ferneren Lauf von selbst nahm, die Erfolge desselben benutzten. Von Kaiser Ferdinand darf nur der falsche Schein hinweggeräumt werden, so zeigt sich die einfache Seelenstärke dieses Charakters von selbst in ihrem wahren Licht. Es hat Ferdinand der Zweite den österreichischen Staat unläugbar errettet, für seine Glaubensgenossen, da sie ohne seine Standhaftigkeit gewiß unterlegen wären, wenigstens das erkämpft, was sich unter solchen Umständen erkämpfen ließ, Gleichheit der Rechte, Erhaltung eines gesetzlichen Besitzstandes. Daß Pflichtgefühl und feste Ueberzeugung allein ihn mit Heldenmuth beseelte, der ihn nie verließ während des schweren Kampfes, zu welchem er sich berufen glaubte, berufen fühlte, das wird nicht bezweifelt, wo man irgend nach den Thatsachen urtheilt. Daß er die Gerechtigkeit zu ehren wußte, hat er mehrmals auch in der Hitze dieses erbitterten Kampfes bewiesen. Die sanftern Gefühle, für die er bei der Strenge seiner Sitten nicht unempfänglich war, die Treue und zärtliche Liebe, besonders für seine erste Gemahlin, beweisen, daß er selbst, obwohl in einem Zeitalter des Hasses und der Zwietracht lebend, nicht von hassendem Gemüthe war. Ein Heldenmuth, wie der seinige, kann auch nicht von andern erlernt oder eingeflößt werden. Der Vorwurf, daß die Jesuiten zu vielen Einfluß bei ihm gehabt, ist um so sonderbarer, da die damahls so innige Verbindung der Glaubens- und Kirchensachen mit dem Staate, geistliche Rathgeber für einen Fürsten nothwendig machte, was selbst bei Protestanten der Fall war. Unter den so unbedingt verdammten Geistlichen, welche unter Ferdinand in Oesterreich großen Einfluß hatten, waren gleichwohl ein Fürst Cardinal Dietrichstein, welcher als Staathalter von Mähren der anerkannte Wohlthäter des Landes war; ein Cardinal Pazmany, der in der Geschichte von Ungarns Cultur nie vergessen werden wird.

In Wallensteins sonderbarem Charakter war sein astrologischer Wahn wohl das, woraus alles erklärt werden muß. Daher der

gränzenlose Stolz, die Verachtung aller andern Menschen, als Wesen geringerer Art. Mehr als durch seine letzten zweideutigen Anschläge, die seinen Sturz veranlaßten, hat er dadurch verschuldet und Unglück über Deutschland gebracht, daß sein Ehrgeiz es vorzüglich mit war, welcher den Krieg so groß machte und durch die kundgegebene Absicht eine Herrschaft auf der Ostsee an sich zu reißen, den König der Schweden, welcher durch den Beistand, den der Kaiser seinem Schwager Sigmund gegeben hatte, schon gereizt war, selbst nach Deutschland herbeilockte. Jener in sich gekehrte Stolz und sein Wahn bei der innern Gluth der Leidenschaften könnte Wallensteins großen Verstand in sich selbst verwirrt haben, und so die Erklärung derjenigen rechtfertigen, die einiges in seinem letzten Betragen weniger auf Verrath als auf diese Verwirrung seines Gemüths deuten. Was ihn in die Zahl der ersten Männer seiner Zeit setzt, wenn ihn auch an eigentlicher Feldherrnkunst andere übertroffen haben, oder ihm gleichgekommen sind, das ist nicht bloß sein erfinderischer Geist, sondern jene Gewalt, welche er über die Gemüther ausübte. Was würde wohl aus Deutschland geworden sein, wenn der sonderbare astrologische Held seine Entwürfe ausgeführt, wenn er wirklich obgesiegt hätte? So viel ist gewiß, wenn Oesterreich von einer herrschsüchtigen und eigennützigen Politik beseelt, zur rechten Zeit mit den Schweden hätte theilen wollen, so wäre nichts leichter gewesen, als mit dieser vereinten Macht Frankreichs Einfluß von Deutschland abzuhalten, und es in seine Gränzen zurückzuweisen; die Beute aber groß genug, um auch für Wallenstein ein Königreich abzuwerfen. Dazu aber war Oesterreichs und auch Schwedens Denkart viel zu aufrichtig.

Als Wallenstein ein Gebiether der Ostsee zu sein wähnte, dann bald Gustav Adolph einen großen Theil von Deutschland so schnell als siegreich durchzog, als Augsburg dem schwedischen Könige huldigte, da ward ein ganz neuer Umschwung der Dinge erwartet, da erinnerte man sich in Italien an die Zeit der Völkerwanderung, und an die alten Heereszüge der ehemahligen Gothen; nach der Eroberung von Deutschland, von Pohlen und Ungarn, schien selbst ein Zug der siegreichen Schweden nach Spanien nicht unmöglich.

Gustav Adolphs Sinnesart war in anderer Weise eben so einfach, als die Ferdinands. Neben der durchdringenden Klugheit, die mehrere Helden seiner Parthei auszeichnete, besaß er von seinem Ahnherrn Gustav Wasa auch die Gabe, durch glänzende Thaten die Liebe seines Volks zu begeistern; eine Gewalt, wie er sie auf die Gemüther und auf das Volk hatte, war seit Luther von Niemand der Seinigen ausgeübt; das Vertrauen, der Glaube, den er auf sich selbst hatte, flößte auch andern denselben unerschütterlichen Glauben ein. Daß Ehrsucht und Eroberungssucht bei ihm mit der Ueberzeugung für die gute Sache zu kämpfen, verbunden und verwebt gewesen, darf kaum erinnert werden.

Nach Gustavs, Wallensteins und Ferdinands Tode, war das Große aus dem Kriege verschwunden. Nur Richelieu lenkte jetzt noch mit einem einzigen zerstörenden Zwecke im Auge, die verwüstende Flamme, sie zu erhalten unablässig bemüht. Die alten französischen Entwürfe gegen Spanien und Deutschland verfolgend, nur behutsamer und mit desto sichererm Erfolge, im Innern aber Ludwigs des Eilften Grundsätze vollständig auszuführen, nur gewaltsamer und entschlossener, das war der Geist von Richelieu's Herrschaft; Despotismus im Innern, Anarchie in allen andern Staaten rund umher zur eigenen Vergrößerung. Wenn Gustav Adolph und Ferdinand für ihren Glauben aufrichtig kämpften, Wallenstein mit seinem großen Verstande dem astrologischen Wahne nachhing, so kann jenes System der Ungerechtigkeit und der Unsittlichkeit, wenn man auch noch auf die Mittel sieht, welche Richelieu sich erlaubte, deren keins ihm zu schrecklich oder zu schlecht war, jene absichtliche Mißhandlung, jene Nichtachtung und Verletzung alles Heiligen und Guten, wohl als der wahre politische Atheismus betrachtet werden.

Der westphälische Frieden, der den langen Kriegsleiden Deutschlands endlich ein Ziel setzte, war schon früh gehofft, und mehrmahls und vielfältig versucht, mißlungen, wieder mühsam bearbeitet, bis er zuletzt dennoch zu Stande kam. Keiner hatte beim Anfange gleich die ganze Dauer dieses Kriegs voraussehen können, der nicht so wohl ein einzelner Krieg war, als eine fort-

laufende Reihe mehrerer verschiedener sich an einander kettenden Kriege des pfälzisch-böhmischen, des dänischen, des schwedischen, an den sich zuletzt noch ein französischer schloß. Als der Churfürst von der Pfalz aus Böhmen vertrieben, er selbst aus seinem Lande verbannt, in die Acht erklärt war, schien der Krieg geendet. Aber es war ein täuschender Schein. Nicht ohne spanische Hülfsvölker hatte Ferdinand jenen Krieg beenden können; die Einmischung einer auswärtigen Macht führte auch die der andern herbei; es machten die protestantischen Mächte gemeinschaftliche Sache, und zufällige Umstände bestimmten es, daß nicht Schweden, sondern Dänemark zuerst als Kämpfer auftrat. Die deutschen Fürsten, besonders die protestantischen selbst hätten diese gefährliche Einmischung der fremden Mächte, durch die der Krieg so Unglück bringend für Deutschland wurde, am besten verhüten können; wenn sich mehrere, gleich Sachsen, aber auch dieses mit mehr entschiedener Kraft an den Kaiser angeschlossen, und gemeine Sache mit ihm gegen den Churfürsten von der Pfalz gemacht, dessen Unternehmung sie ohnehin nicht billigten, dagegen alle auswärtigen Mächte vom Reiche ausgeschlossen hätten. Weit entfernt, die Sache ihrer Glaubensgenossen dadurch zu verlassen, würden sie vielmehr gerade als Bundesgenossen es am besten in der Hand gehabt haben, die Rechte der Ihrigen zu sichern. Den auswärtigen Einfluß abzuwehren, die Streitigkeiten bloß durch die inneren eigenen Kräfte zu schlichten, das muß das erste Gesetz sein in jedem Bundesstaate, der bestehen soll. Als Ferdinand auch in diesem zweiten Kriege den entscheidendsten Sieg davon trug, trat Schweden an die Stelle, und jetzt ward der Krieg am furchtbarsten und gefahrvollsten. Das war der große Stoß, welchen Richelieu den Kaiserlichen beibrachte, daß er es durch seine Anstiftung bei den katholischen Fürsten, besonders bei Baiern dahin brachte, daß Ferdinand, den allgemeinen Klagen nachgebend, Wallenstein verabschiedete. Die Klagen mochten an sich gerecht sein, nur war die Frage, ob Wallensteins Bedrückungen und Art, den Krieg zu führen, nicht in der Nothwendigkeit und der Lage der Sache gegründet sei. Leichter würde es immer für Deutschland

gewesen sein, jene Bedrückung noch eine kurze Zeit zu ertragen, als achtzehn Jahre lang die verwüstenden schwedischen Kriegsheere mit eigenen Kräften gegen sich selbst zu nähren und zu waffnen. So waren es Ferdinands eigene Bundsgenossen und Werkzeuge selbst, die ihn oft am meisten mitten im schönsten Gelingen hemmten. Nicht leicht hat wohl überhaupt ein andrer Fürst mit so geringen Hülfsmitteln, von Gefahren und Feinden aller Art umringt, selbst in denen, die mit ihm und für ihn kämpften, und die er zu brauchen nicht umhin konnte, oft neue und die größten Hindernisse findend, dennoch mit so immer gleichem Muthe und freudiger Kraft seinem Ziele nachgestrebt. Wie große Opfer hatte er nicht bereitwillig gebracht, um sich Baiern als Bundesgenossen, Sachsen in Frieden zu erhalten; wie viele Rücksichten mußten nicht stets auf Spanien genommen werden; wie viel verdarb nicht Wallenstein, noch mehr aber, daß die Häupter des katholischen Fürstenbundes, nichts Arges ahnend, den französischen Eingebungen so zugänglich waren. Was Ferdinand als Kaiser für sich und seine siegreichen Feldherren gethan, und man ihm vielfältig vorgeworfen hat, das findet seine beste Rechtfertigung, wenn man es vergleicht mit den Gewaltschritten und Forderungen der Schweden, als sie Sieger waren. Allerdings hat die Zurückforderung der geistlichen Güter viel beigetragen zum schnellen Ausbruche zu bringen, was in der französischen Absicht und der schwedischen Eroberungssucht schon lange vorbereitet lag; aber an sich ungerecht kann man nicht finden, daß Ferdinand einen Frieden als entscheidenden Maaßstab des rechtlichen Besitzstandes zum Grunde legen, auf einen Frieden zurückgehen wollte, der seinen Vorfahren von der siegenden Gegenparthei eigentlich war abgenöthigt worden. Karl der Fünfte, die Lage der Dinge und die Welt wohl kennend, war auch als Sieger in Rücksicht der geistlichen Güter nachgiebiger; besser wäre es vielleicht gewesen, Ferdinand hätte gleich zugestanden, was er nachher doch bewilligen mußte; daß aber nicht der gewöhnliche Eigennutz des Siegers, sondern Gesinnungen ganz anderer Art sein Beweggrund bei diesem Schritte gewesen, ist hinreichend bekannt. Wallenstein, der,

was der Graf von Mannsfeld und Christian von Halberstadt im Kleinen gethan, im Großen nach Grundsätzen übte, und eben dadurch die nothwendige und einzige Art des Gelingens in diesem Kriege zeigte, konnte und mußte in einem Kriege dieser Art eine große Belohnung erhalten; daß sie ihm nicht Belohnung, sondern nur Zunder seines unbegränzten Ehrgeizes ward, das lag in ihm selber. Nach seinem, und noch mehr nach des Kaisers Hintritte, ward der Krieg wieder wie er begonnen hatte. Einzelne Abentheurer und Heerführer auf dem großen Kriegsfelde, die Verwüstung mit Blitzesschnelle bald hier, bald dorthin leitend, zeigten mehr das Schauspiel einer zerstörenden Naturbegebenheit, eines einmahl entflammten nun gesetzlos sich verbreitenden Feuers, als einen großen Entwurf, den Gedanken eines großen Mannes. Der Zweck des Krieges ward im Kriege selbst vergessen, die Erbitterung des Glaubenshasses erlosch in der Wuth des Glaubenskrieges selbst; ja schon in Wallensteins Heere, vorzüglich während seines zweiten oberfeldherrlichen Laufes war nicht die Begeisterung für den einen oder den andern Glauben herrschend, und die beseelende Kraft des Ganzen, sondern ein eigenthümlicher, gegen die Glaubensmeinung eher gleichgültiger, von ihr ganz unabhängiger Soldaten-Geist. — Epoche machte der endlich durch die Nothwendigkeit herbeigeführte Frieden für Europa, eben als Glaubensfrieden als anerkannte Unmöglichkeit, den Kampf zwischen dem alten Glauben und der neuen Lehre durch die Waffen zu schlichten, und Feststellung eines rechtlichen Verhältnisses zwischen den Anhängern des einen wie der andern.

* * *

Man kann alle die Unruhen und einzelnen Kriege, welche nach der Glaubenstrennung die Niederlande, Frankreich und Deutschland mit Blutvergießen erfüllten, an denen Spanien, England, Dänemark und Schweden Antheil nahmen, wegen dieses Antheils fast aller Nationen, des innern Zusammenhangs und der Verflech-

tung der Begebenheiten, als einen allgemeinen europäischen Krieg betrachten, welcher von dem ersten Ausbruche der niederländischen Unruhen bis zum westphälischen Frieden volle achtzig Jahre gedauert, während dieser Jahre die meisten Länder Europa's betroffen, einige der wohlhabendsten verwüstet und zu Grunde gerichtet hat. Wenn man diesen achtzigjährigen Krieg der katholischen und der protestantischen Parthei als einen zusammenhängenden, fortgehenden Kampf betrachtet, so könnte es mit Rücksicht auf das Ganze sonderbar scheinen, daß die katholische Parthei, bei einer dem Anscheine nach so großen Uebermacht in Europa, nicht die Oberhand behalten, und einen vollkommenen Sieg davon getragen habe. Mit Rücksicht auf einzelne Epochen des achtzigjährigen Kampfs, möchte man eher die Frage aufwerfen, weßhalb die Protestanten einmahl so weit gekommen, nicht noch weiter ihr Glück verfolgt haben, und ganz Sieger geworden seien. Die gesammten katholischen Mächte als eine der kriegführenden Partheien betrachtet, so lag die Ursache ihrer geringen Wirksamkeit bei scheinbarer Größe nicht sowohl in Spaniens Verfall; denn nach der kraftlosen Regierung Philipps des Dritten erhob sich das Reich unter Philipp dem Vierten doch wieder mit neuem Glanze und neuer Thätigkeit; sondern in dem Mangel an Einheit unter den verschiedenen Mächten. Selten war Eintracht unter den beiden Linien des österreichischen Hauses; ungeachtet der häufigen Familien-Verbindungen beider Häuser hatte die mißtrauische Entfremdung unter Philipp dem Zweiten zu tief und zu lang gewirkt, als daß sie so leicht wieder gehoben werden konnte; ja auch, als durch die Bemühung eines großen Staatsmanns, zwischen Philipps des Vierten regerer Thätigkeit und Ferdinands des Zweiten großen Zwecken eine Verbindung zu Stande kam, war die Eintracht dennoch nicht immer vollkommen, so wie sie hätte sein sollen, die Verschiedenheit der Grundsätze und der Absichten oft noch von fühlbaren und nachtheiligen Folgen für die gemeinschaftliche Wirksamkeit. Dem römischen Hofe hätte es eigentlich obgelegen, das Band zu sein zwischen den beiden Mächten, die Eintracht zwischen ihnen ununterbrochen fest zu knüpfen; er hätte als Vermittler zwischen ih-

nen, das Gleichgewicht des Ganzen erhalten und auf die wohlthätigste neue Weise abermahls die Würde eines Schiedsrichters der europäischen Angelegenheiten behaupten mögen. Einigemahl hat allerdings der römische Hof diese Obliegenheit erfüllt, und ist das gemeinschaftliche Band der katholischen Mächte gewesen, aber bei weitem nicht wirksam, nicht fortdauernd genug. Nichts erlischt leichter, als der lebendige Geist eines Bundes; ein halbes Jahrhundert der Eintracht und des vereinten Wirkens kann oft nicht wieder ersetzen, was in einem ungleich kürzern Zeitraume gegenseitigen Mißtrauens, eigennütziger Vereinzelung der Zwecke versäumt ward, und verloren ging. Wenn der römische Hof gegen die österreichischen Kaiser anerkannter Maaßen oft nicht nachgebend genug war, von ihnen zu fordern schien, was die deutschen Verhältnisse jenen zu leisten und zu erreichen schlechterdings unmöglich machten, so muß man es ihnen noch ungleich mehr zum Vorwurfe machen, den wahren Sitz des Uebels nicht erkannt, gegen Frankreich fast immer zu nachgiebig gewesen zu sein. Denn darin lag die eigentliche Schwäche der katholischen Macht in Europa, daß Frankreich nur dem Scheine nach, und selbst nach diesem nicht immer zur katholischen Parthei gehörte, in der That durch seine durchaus eigennützige Politik eine eigene Parthei für sich bildete. In Rom hätte man es einsehen und voraussehen müssen, daß ein Gustav Adolph an der Spitze eines siegreichen protestantischen Heeres der Kirche lange nicht so gefährlich sei, als der bloß politische Schein-Katholicismus der letzten Valois, in der starken Hand eines Richelieu. In ihrem Schooße hat von jeher die Kirche ihre größten Feinde und Verderber gehabt, mehr zu fürchten, als alle äußern Gegner. — Wer diese innere Schwäche der katholischen Parthei allein im Auge hat, möchte sich fast wundern, daß sie nicht ganz unterlegen sei, daß die Protestanten nicht vollkommen obgesiegt haben. Aber in Holland und England durchkreuzten sich die politischen und religiösen Grundsätze und Zwecke der verschiedenen politischen und religiösen Partheien viel zu sehr, als daß auch nur in England die katholische Parthei ganz hätte unterdrückt werden, geschweige denn wie

in Schweden der Geist auf Eroberungen sich hätte lenken können; was Hollands gefahrvolle Lage und geringe Ausdehnung ohnehin von seiner Gesinnung entfernte. Hier war ein hartnäckig unbezwinglicher Widerstand und erkämpfte Unabhängigkeit das einzige, was die Protestanten beabsichtigen und erreichen konnten. Deutschland war das einzige Land, wo der Sieg vollkommen, wo der Protestantismus erobernd werden, und dann freilich, wenn er einmahl hier gesiegt hatte, sein Uebergewicht auch auf das ganze übrige Europa erstrecken konnte. In Deutschland allein war der neue Glauben durch eine wahre Volksbewegung verbreitet worden, deren Kraft auch nach dem ersten gewaltsamen Umschwunge nicht ganz erloschen war, bis zum westphälischen Frieden. Diese in dem großen, volkreichen, damahls so ganz kriegerischen Lande alle Berechnung übersteigende Volkskraft des ganzen Deutschlands stand mehr als ein Mahl jedem siegreichen Fürsten der Parthei, der sie zu brauchen gewußt hätte, zum vollen Gebrauche und zu den kühnsten Entwürfen frei. Aber eben an einem solchen Fürsten, an einem großen Helden, den einzigen seiner Laufbahn früh entrissenen Gustav Adolph ausgenommen, fehlte es, sonst würde Deutschland ohne Zweifel ganz protestantisch, würde mit dem einen Sieger zugleich unter Einen Herrn gekommen, und nach Aufhebung aller geistlichen Fürstenthümer bei der damahligen Bevölkerung wieder wie im Mittelalter der erste aller europäischen Staaten, ja wahrscheinlich eine erobernde Macht geworden sein. Dem Schwedenkönige, so gewiß er als Herr von ganz Deutschland dieß, und nicht Schweden als das Hauptland seines Reichs hätte behandeln müssen, würde doch in der öffentlichen Meinung das immer geschadet haben, daß er ein Ausländer war, wenn er auch länger gelebt, und fortdauernd gesiegt hätte; der einzige deutsche Fürst, der vor Gustav Adolph gleich große Entwürfe auszuführen vermocht haben würde, Moritz von Sachsen, hätte wegen seiner zu kundbar gewordenen Zweideutigkeit nie die gleiche Gewalt auf die Gemüther des Volks erlangen können, wäre ihm auch nicht ein eben so frühes Todesloos gefallen, wie dem schwedischen Helden.

Wenn man die wichtigsten Ereigniſſe der Weltgeſchichte aufmerkſam betrachtet, ſo wird man leicht gewahr, daß die wenigſten ganz das geworden ſind, was ſie anfangs zu werden beſtimmt ſchienen. Die größten Entwürfe der Helden und Herrſcher ſind bei dem vollendetſten äußern Gelingen, dennoch durch die Einwirkung der Nebenumſtände anders gewendet und nur unvollkommen ausgeführt worden; die größten Bewegungen der Zeit und der Völker haben meiſtens einen ganz andern Ausgang genommen, als der ihnen anfänglich beſtimmt ſchien, ſich weit entfernt von dem Ziele, auf welches ſie zunächſt gerichtet waren. Es iſt daher keine müſſige Grübelei, in der Geſchichte zu fragen, was unter gewiſſen Umſtänden hätte geſchehen mögen, zu bemerken, an wie wenigem es oft lag, daß der Ausgang nicht ein ganz anderer war als der er wirklich geworden iſt. Das wirft oft am meiſten Licht auf die Begebenheiten, auf ihren wahren Gang und Geiſt, wenn man ſich bei der Beurtheilung zurückverſetzt in die Mitte derſelben, da ſie noch unentſchieden waren, um den verſchiedenen möglichen Ausgang nebſt ſeinen Folgen zu überdenken. Was würde wohl die Folge geweſen ſein, welche Geſtalt würde Europa wohl gewonnen haben, wenn die katholiſchen Mächte in jenem langen Kampfe ganz obgeſiegt hätten, wenn auch in Frankreich die Parthei der Guiſen und der ſpaniſche Einfluß, wenn mit Hülfe eben desſelben in England die katholiſche Parthei die Oberhand behalten, in Schweden die ganze Dynaſtie wie einige der Mitglieder zu denſelben zurückgekehrt, in Deutſchland der alte Glauben wenigſtens der herrſchende geworden wäre? Die Beantwortung dieſer Frage iſt nicht unwichtig, ſelbſt für die Richtigkeit mancher Grundſätze und Anſichten über Verfaſſung der Staaten und Bildung der Menſchen. Spanien und Oeſterreich hätten alsdann, wie man nach Kaiſer Ferdinand des Zweiten erſtem Siege allgemein zu fürchten ſchien, das entſchiedenſte Uebergewicht in ganz Europa erhalten. Aber eben der Theilung wegen hätte dieß der Freiheit nicht nachtheilig werden, noch weniger die gefürchtete Univerſal-Monarchie herbei führen können, um ſo mehr, da der römiſche Hof als natürliches Band und unabhängiger Einheitspunkt zwiſchen

beiden das Gleichgewicht und die Freiheit zu erhalten, durch alle Beweggründe aufgefordert gewesen sein würde. Für die Denkfreiheit, für die Entwicklung des Geistes würden die Folgen schwerlich so nachtheilig gewesen sein, als man nach dem ersten Scheine voraussetzen möchte. Denn die Beschränkung der Freiheit war ja bloß durch die Gährung und die Trennung herbeigeführt, mit dem Siege würde der Zwang von selber nachgelassen haben; mit der wieder hergestellten Einheit würde auch die Freiheit und gleichförmige Geistesentwicklung zurückgekehrt sein, welche vor der Trennung in ununterbrochenem Wirken Statt fand. Nur mit einem wichtigen Unterschiede: so wie die neuere europäische Bildung, in welcher der protestantische Geist das Uebergewicht erhalten hat, mehr von der einseitigen Entwicklung des Verstandes ausgegangen ist, dieser immer das entschiedenste Uebergewicht darin behauptet hat, so würde in jenem Falle die Bildung mehr von der Fantasie ausgegangen sein, wie dieß in Spanien und in Italien der Fall war, bis etwa bei nachlassendem Zwange die gleichförmige Thätigkeit und Harmonie aller Kräfte sich wieder hergestellt hätte. In welchem Falle glücklicher, das zu entscheiden, gehört kaum noch der Geschichte an; nicht bloß eine andre Geistesbildung, sondern auch eine andre Weltgeschichte würden die letzten anderthalb Jahrhunderte alsdann aufzuweisen haben. Denn daß die größten Bewegungen derselben in den Grundsätzen und derjenigen Richtung der öffentlichen Meinung ihren Grund haben, die aus jenerherrschend gewordenen, einseitigen Verstandesbildung hervorgegangen sind, und hervorgehen mußten, das ist wohl einleuchtend.

Wenn auf der andern Seite ganz Deutschland protestantisch geworden, unter einen Sieger und Herrn gekommen, und wieder ein durchaus kriegerischer, vielleicht erobernder Staat geworden wäre, welches würden die Folgen gewesen sein? Glänzend vielleicht für die politische Macht und die Entwicklung der Nationalkraft. Schwerlich für die Geistesfreiheit im Anfange so günstig als man vorauszusetzen geneigt ist. Daß die ältern Lutheraner in Rücksicht der unabänderlichen Glaubensbestimmung nicht minder

streng gewesen, als die alte Kirche, ist schon erinnert worden. Ja es war die Norm des Glaubens in der alten Kirche eigentlich einfacher, bloß die Idee und die Thatsache enthaltend, welche alle christliche Partheien als Grundlage des Christenthums anerkennen, nebst einigen negativen Bestimmungen gegen die abweichenden neuen Lehren gerichtet; wobei der Philosophie übrigens sehr freier Spielraum blieb, wie die Geschichte der Zeit vor der Glaubenstrennung zur Genüge beweist. Bei den ältern Lutheranern war aber die Norm des Glaubens in den symbolischen Büchern ein ganzes ausführliches System, der Geist insofern ungleich mehr beschränkt. Es würde auch in der siegenden lutherischen Kirche die Freiheit nur erst dann sich haben entwickeln können, wenn der Zwang, der im Grunde von beiden Seiten vorzüglich nur durch den Kampf veranlaßt und auf den Kampf berechnet war, mit dem vollendeten Siege und Kampfe weggefallen wäre. Sehr verschieden aber würde der Gang der europäischen Bildung in diesem Falle des in ganz Deutschland und von da wohl auch in einem großen Theile Europa's siegenden Protestantismus gewesen sein, als der er nach festgesetztem Gleichgewichte beider Partheien geworden ist. Alle jene Wirkungen, die wir in der Geschichte der neuern Jahrhunderte einer einseitigen Verstandesherrschaft als ihrer innern Ursache zuschreiben können, würden dann um so viel schneller und allgemeiner sich entwickelt haben. Daß es zu innern Unruhen und Kriegen unter den Protestanten selbst gekommen sein würde, läßt sich leicht vermuthen. Außer dem Johann von Leiden hätte vielleicht auch Deutschland dann einen Cromwell und andre seltsam fürchterliche Erscheinungen gesehen. Der Uebergang von einer einseitigen Verstandesherrschaft zur Schwärmerei ist nicht schwer; jede unterdrückte Kraft rächt sich gern durch einen verdoppelten Ausbruch. In Deutschland war die mit dem ersten Ausbruche der Glaubenstrennung zu gleicher Zeit frei gewordene Schwärmerei zwar nicht öffentlich sichtbar und politisch wirksam; aber weit verbreitet war ihre Kraft im Verborgenen. Meinungen der Art wie jene, denen der seltsam außerordentliche Wallenstein nachhing, waren überall ver-

breitet, und nicht ohne gegenseitigen Zusammenhang. Vielleicht daß selbst Wallensteins schnelles Emporkommen, ein Theil von seinen außerordentlichen Mitteln aus solchen geheimen Verbindungen seine Erklärung findet. Gewiß würde, wenn er alle seine Entwürfe hätte ausführen können, eine ganz eigenthümliche von der neuen Lehre eben so sehr als von der alten Kirche verschiedene Gestalt des öffentlichen Lebens und der Meinung zum Vorschein gekommen und herrschend geworden sein.

Keiner von diesen äußersten Fällen sollte eintreten, weder die alte Kirche noch die neue Lehre sollte einen vollkommenen Sieg davon tragen; vielmehr war das an dem Frieden, der den langen Kampf endlich beschloß, das wichtigste; es war die ausgesprochene Entscheidung der Weltgeschichte, daß jener Kampf durch Gewalt nicht ausgemacht und gelöst werden könne. Hätte die alte Kirche in jenem Kampf ganz gesiegt, so würde, weil er durch solchen Kampf errungen, der Sieg doch nur eine Frucht der Gewalt geschienen haben; wäre die neue Lehre ganz die herrschende geworden, so würde mit der alten Kirche auch unermeßlich viel von der alten Bildung und Verfassung unwiederbringlich mit zerstört worden sein, was in spätern ruhigern Zeiten erkannt worden ist und genutzt. In so fern muß die damahls bleibende Trennung als ein Gut, oder doch als das mindere Uebel von beiden Partheien anerkannt und betrachtet werden. Außerdem hat die Trennung in einigen Fällen vielleicht gedient, gegenseitig die Geisteskraft durch den Kampf zu schärfen und zu erhöhen. Oefter war jedoch die Folge der Trennung die, daß der zerstörende Geist der Streitsucht wie ein fressendes Gift alles immer mehr ergriff, und die lange Anspannung mit Erschlaffung und gegenseitiger Auflösung endete. Nicht durch den Geist der Trennung wird die wahre Bildung befördert, sondern durch den Geist der Eintracht, durch harmonische Thätigkeit und Entwicklung aller Kräfte. — Das also waren die politischen Folgen der Glaubenstrennung; nach einem schwankenden wogenden Zustand, bevor man die neue Erscheinung erst ganz fassen lernte, welcher Zustand fünfzig Jahre währte, und die ersten einzelnen Kriege in Deutschland und der Schweiz umfaßte, folgte

ein achtzigjähriger allgemeiner Glaubenskrieg. Als endlich dann im Frieden die Unmöglichkeit einer gewaltsamen Entscheidung auf ewige Zeiten anerkannt ward, so erfolgte durch die festgehaltene Trennung allmählig eine innere Auflösung aller, das Leben lenkenden, bestimmenden, beherrschenden Grundsätze und öffentlichen Meinungen; unter dem täuschendsten Schein von Mäßigung und Frieden führte auch diese große innere Veränderung endlich zu gewaltsamen Ausbrüchen und Umwälzungen, die nicht minder heftig und groß waren, als jene frühern, und immer deutlicher bewährte sich's, daß der Geist, daß der Gedanke die bewegende Kraft der Weltgeschichte sei.

Als europäischer Glaubensfrieden; das war er wenigstens seinem Zusammenhange und seiner entferntern Wirkung nach, obgleich einzelne Thatsachen noch später an die frühere Zeit der erbitterten Glaubenskriege, besonders in England erinnert haben; als europäischer Glaubensfrieden, war der westphälische Frieden wenigstens das Ende eines großen und langen Uebels. Für Deutschland waren seine Folgen, so wie die des vorangegangenen Krieges durchaus nachtheilig. Jetzt war der Einfluß fremder Mächte so anerkannt, so verfassungsmäßig festgesetzt, daß sich im Frieden selbst der deutliche Keim zu fernern Unruhen, Eingriffen, weitern Kriegen, wie es alles erfolgte, ja zur völligen Trennung und Auflösung leicht erkennen ließ, und nur etwa die längere oder kürzere Frist, in welcher die verschiedene Art und Weise wie diese Auflösung erfolgen würde, zweifelhaft sein konnte. Seit dieser Zeit ist auch die Macht des bürgerlichen Standes in Deutschland allmählig wieder in Abnahme gekommen; zwar blieben noch die unabhängigen Reichsstädte zum Andenken der ehemahligen Freiheit, und in mehreren Ländern behielten die von Fürstengewalt abhängigen Städte dennoch einen Antheil an den landständischen Rechten; allein bei der ganz veränderten Kriegskunst und der immer steigenden Fürstengewalt, war es mehr ein äußerer Schein als eine wahre große Macht, wie vor der Glaubenstrennung die der Städte im südlichen und rheinischen Deutschland, den Fürsten wie dem Adel selbst im Krieg gewachsen, oder zur Zeit der blühenden Hanse

bis auf den dreißigjährigen Krieg. Dieser Krieg war es, der den alten Wohlstand und großen Reichthum Deutschlands vernichtete. Zwar hatte Deutschland schon durch die Entdeckung der neuen Welt gelitten, gegen deren Gold- und Silbererguß die alten vaterländischen Quellen edler Metalle zu sehr zurückstanden; auch war die alte Richtung des morgenländischen Handels über Italien, und dann über Deutschland dem letztern vortheilhafter. Doch war dieser Verlust noch nicht für den Wohlstand tödtlich gewesen; ja bis auf den dreißigjährigen Krieg war Deutschland zwar nicht so glänzend reich wie Portugall und Spanien, übertraf aber an wahrem Wohlstande und lebendigem innern Reichthume vielleicht alle durch die neue Welt zu plötzlichem Glück gelangten Länder. Die Quelle des deutschen Reichthums lag darin, worin ein großer Theil der Reichthümer Englands im achtzehnten Jahrhundert, in den Manufakturen; denn in diesen behauptete damahls durchaus durch die Menge, in einigen Fächern auch durch die Vortrefflichkeit, Deutschland den Vorzug vor allen andern europäischen Ländern, wie England in neuerer Zeit. Und diese wurden im dreißigjährigen Kriege zerstört; zahllose Schaaren von Arbeitern wanderten aus, ergriffen das Kriegsleben, verarmten, kamen um. In jeder ausführlichen Geschichte des dreißigjährigen Krieges findet man erstaunenswerthe Beispiele von einzelnen deutschen Städten, wo vor dem Kriege die Anzahl der Arbeiter eines Gewerbes nach Tausenden gezählt, nach dem Kriege nur noch wenige Einzelne gefunden wurden. Planmäßig benutzten England, Holland und Dänemark, Deutschlands nachtheilige Lage, um den eignen Handel empor zu bringen. Die verminderte Bevölkerung vollendete den Verlust und machte ihn dauernd. Lehrreich würde die Untersuchung sein, den wie vielten Theil seiner Bevölkerung Deutschland in diesem Kriege eingebüßt habe, ob die Hälfte derselben, oder ob etwa bis an zwei Drittheile, denn wenige Kriege in der Weltgeschichte kommen in den verwüstenden Folgen diesem gleich.

Nicht bloß die Zahl, auch der Geist des übrig bleibenden Geschlechts war verändert, und wurde es dauernd durch den Frieden. In allen Zeiten waren die Deutschen eine kriegerische Nation ge-

wesen, lange Zeit hindurch auch getheilt, vereint immer die erste in Europa; selbst in den Jahrhunderten, als Handel und Gewerbe einen großen Theil des Volks beschäftigte, waren nebst dem Adel auch die Städte von kriegerischem Geiste und Muth beseelt geblieben. Jetzt wurde der größte Theil des deutschen Reichs, die ganze Masse der kleinern Staaten in einen ewigen Friedensstand versetzt, denn nur einige wenige der größern Fürsten waren etwa noch mächtig genug zu bedeutenden kriegerischen Unternehmungen, die auch ihnen schwer gemacht wurden durch die künstliche Verflechtung der Verhältnisse, und den Weisesten in der neuen Ordnung der Dinge selten rathsam scheinen konnten. Gut und heilsam möchte dieß genannt werden in Beziehung auf die innere Ruhe; bei der geringen äußern Sicherheit, welche der Frieden übrigens versprach, hieß es nichts anders als Deutschland der Zukunft und seinem kaum vermeidlichen Schicksale wehr- und waffenlos überliefern.

Als der Friede endlich in Deutschland schon geschlossen war, dauerte gleichwohl dieselbe Kriegsflamme, die sich hier entzündet hatte, an den entgegengesetzten Enden von Europa noch geraume Zeit fort. Nur eine Fortsetzung des allgemeinen Krieges war der noch zehn Jahre fortdauernde Kampf zwischen Spanien und Frankreich. Im Norden schien die einmahl rege gewordene Eroberungslust Schwedens unter dem rastlosen kühnen Karl Gustav alle benachbarten Staaten jetzt noch mehr zu bedrohen, als selbst unter Gustav Adolph. Wäre es Karl Gustav gelungen, die Eroberung von Dänemark zu vollenden, so hätte er alsdann sein Reich auf lange als das erste im Norden gründen mögen. So waren seine Eroberungen, wie späterhin die Karls des Zwölften mehr glänzend und schreckend, wie ein vorübergehendes Meteor, als für die Dauer begründet. Es zeigte sich an Schweden, daß ein Eroberer in Europa wenigstens, und ganz seltne Fälle ausgenommen, an geographische Gesetze gebunden sei. Ungleich sicherer daher als Schwedens glänzende Epoche, war der langsame aber starke Anwachs der russischen Macht unter der Herrschaft des Romanow'schen Hauses. In dem pyrenäischen Frieden, welcher zehn Jahre nach dem westphälischen, den Kampf zwischen Frankreich und Spanien beschloß, war nun

endlich ganz entschieden dargelegt, was bisher immer noch zweifelhaft hätte scheinen können, Frankreichs Uebergewicht und Spaniens Verfall. Wohl war schon unter Philipp dem Zweiten der Grund dazu gelegt worden, durch seine unbiegsame Strenge und Ueberspannung aller Kräfte, am meisten durch die gewaltsame Besitznahme von Portugall und durch die, aus der Erbitterung der Glaubensstreitigkeit auch im Innern hervorgegangene Unterdrückung der Volksfreiheit. Zwar hat weder Philipp der Zweite, noch haben seine Nachfolger die spanische Verfassung wesentlich in ihrem Grunde angetastet, oder gar umstoßen wollen; allein daß die Könige nach Sitte morgenländischer Sultane meistens in der Verborgenheit ihres Pallastes zurückgezogen lebten, konnte nicht ohne große Wirkung bleiben auf den Geist, auf das Leben des Staats und der Verwaltung. Was vielleicht mehr als alles andere zum Verfall Spaniens beitrug, war, daß man verabsäumte die Nationalkraft durch Versammlung der allgemeinen Cortes von Zeit zu Zeit mit neuem Schwung zu beleben. Gleichwohl war unter Philipp dem Zweiten die Kraft des Staats, und vorzüglich der Nation immer noch sehr groß; es konnte noch viel auf Rechnung der alten Größe gesündigt werden, ehe sie ganz vernichtet war. Wie sehr auch Philipp der Zweite noch gewußt, das Ganze mit starker Hand zusammen zu halten, und selbst zu herrschen, das zeigte sich am meisten unter seinen Nachfolgern. Philipp der Dritte war mit der ängstlichsten Sorge dahin erzogen, daß nur ja sein Gemüth nicht in unzeitigem Ehrgeize so leidenschaftlich aufbrausend werde, als es mit dem unglücklichen Don Karlos der Fall gewesen war, wie denn überhaupt die Menschen einen Fehler meistens dadurch gut zu machen glauben, daß sie zu dem entgegengesetzten übergehen. Daher vermochte Philipp der Dritte bei vielen guten Eigenschaften nicht den Mißbrauch der Gewalt durch große Staatsdiener, seine ersten Stellvertreter und Statthalter zu verhüthen. Sehr nachtheilig wirkte dieser Mangel an Disciplin im Staate auch in Italien, da einzelne spanische Große, wie in der bekannten Verschwörung des Marquis von Bedmar zu Venedig, durch den Mißbrauch der Gewalt dem spanischen Ruhme und Einflusse in der öffentlichen Mei-

nung einen unglaublichen und nicht zu berechnenden Schaden zufügten. Daher entstanden heftige Gegenwirkungen, Venedigs nicht unwichtige Feindschaft, und dadurch ward es Richelieu'n möglich, der spanischen Größe in Italien den ersten großen Stoß beizubringen. Die Vertreibung der Morisken unter Philipp dem Dritten, muß vielleicht, wie die Revolution Portugalls unter Philipp dem Vierten, den ersten Gewaltschritten Philipps des Zweiten, die nicht wieder gut gemacht werden konnten, als unvermeidliche Folge seiner Fehler zugeschrieben werden. Unter Philipp dem Vierten erhob sich übrigens die spanische Monarchie in vieler Hinsicht noch einmahl mit neuem Glanze; vielleicht war nur das der Fehler, daß man zuviel auf einmahl wollte, daß man alle begonnene Kämpfe wieder erneuerte; auch traten erst jetzt manche Nachwirkungen der frühern Staatsfehler als unvermeidliche Folgen derselben hervor. Daher war Spanien seinen Feinden nicht mehr gewachsen; die Minderjährigkeit nach Philipps des Vierten Tode führte einen neuen Verfall herbei, der unter Karlos des Zweiten Herrschaft nur immer weiter sich entwickelte; der Kampf um die Erbschaft des Reichs nach seinem Tode war für Spanien zerstörend, und verloren blieb unter den französischen Beherrschern der alte spanische Ruhm und Einfluß auf Europa.

So war also Richelieu's Wunsch gelungen, Deutschland in einen dauernden Zustand von Ohnmacht zu versetzen, Spaniens Macht zu untergraben. Es war in dieser Rücksicht Ludwig dem Vierzehnten mit starker Hand vorgearbeitet. Dieses kann indessen nicht dienen, seinen Ruhm zu schmälern; jede glanzvolle Epoche der Geschichte ist, ehe sie sich ganz entwickelte, schon früher vorbereitet, und im Keime oft lange vorhanden gewesen, ehe sie äußerlich erscheint und die Welt mit Ruhm und Erstaunen erfüllt. So war auch Karl dem Großen, und Karl dem Fünften vorgearbeitet worden. Wie Karl der Fünfte war auch Ludwig der Vierzehnte von vielen großen Männern im Felde und Staate, wie in den Wissenschaften und in der Geistesbildung umgeben. Dieses kann ihm selbst nicht zum Nachtheil gereichen, vielmehr ist die erste und wesentlichste Eigenschaft für den Beherrscher einer großen Monarchie

eben dieſe königliche Kunſt, mit großen Männern umzugehen, das Verdienſt, das Genie zu erkennen, es zu gebrauchen und um ſich zu verſammeln. Das hat Ludwigs Ruhm groß gemacht; auch die Kunſt beſaß der franzöſiſche Monarch, welche Philipp dem Zweiten in ſo hohem Maaße noch eigen geweſen war, allem was ihn umgab und was er that, ein Gepräge von Würde zu verleihen. Gleichwohl findet, wenn wir Ludwigen mit Karl dem Fünften vergleichen, ein großer Unterſchied Statt; denn nicht leicht wird man z. B. von Karl dem Fünften anführen können, daß neben den großen Männern auch minder fähige und würdige ſo großen Einfluß bei ihm gehabt haben, wie dieß bei Ludwig oft der Fall war, wo beſonders in der letzten Zeit ſeiner Regierung die großen Talente im Felde und im Staate durch untaugliche erſetzt wurden. Wenn die glänzende Epoche Frankreichs unter Ludwig dem Vierzehnten am meiſten der innern Nationalkraft ſelbſt, nach endlich wieder hergeſtellter innerer Ruhe zugeſchrieben werden muß, ſo hat Ludwigs Zeitalter dieß mit allen glänzenden und großen Epochen der Geſchichte gemein. Fragen wir nach dem Gebrauch, den er von dieſen herrlichen Mitteln gemacht, nach den Zwecken und Planen, die er vorzüglich gehabt, ob ſie in der Anlage groß und ruhmvoll waren, und würdig in der Ausführung, ſo iſt die Antwort, welche die Geſchichte auf dieſe Frage giebt, weniger günſtig als Ludwig von den Lobrednern ſeiner Nation dargeſtellt zu werden pflegt. Er wollte Holland erobern, und ward gerade dadurch der Begründer der Macht Englands, welches faſt ſchon abhängig von ihm war. Daß König Wilhelm mit unbedeutender Macht, ſelbſt in Holland mit Hinderniſſen und Hemmungen umringt, auch als Feldherr keiner der Erſten ſeiner Zeit, bloß durch beſonnenen Muth und ausdauernde Klugheit, worin er ſeinem Vorfahr Wilhelm von Oranien glich, im Stande geweſen iſt, Holland in unabhängiger Freiheit und Kraft zu erhalten, England wieder zu einem der mächtigſten und kraftvollſten Staaten umzuſchaffen, Europa aber eine neue Geſtalt zu geben; das iſt eines der erhebendſten Beiſpiele, welche die Geſchichte aufſtellt von dem was Einſicht und ſtandhafte Beharrlichkeit auch gegen die größte Uebermacht

vermögen. — Das deutsche Oesterreich wollte Ludwig durch die türkische Macht vollends vernichten. Aber so wenig gelang diese Absicht, daß gerade die mißglückte türkische Unternehmung es war, welche Oesterreichs kriegerischen Geist nach dem Zustande von Schwäche der auf den dreißigjährigen Krieg folgen mußte, von neuem weckte, und hier im Osten einen großen Umschwung der Dinge herbeiführte, so daß nach vollendeter Befreiung Ungarns, schon eher Eugen Oberfeldherr ward, an die Wiedereroberung auch der ungarischen Nebenlande gedacht werden konnte. — Wenn es Ludwigen endlich doch noch gelang, sein Haus auf dem spanischen Throne zu erhalten, so ist bekannt, daß er dieß nur dem Zufalle und den Fehlern des Gegentheils, einer von jenen plötzlichen Veränderungen verdankte, welche in Englands Verfassung liegen, und Ursache sind, daß diese Macht glückliche Kriege selten durch einen vortheilhaften Frieden zu benutzen wußte. Gelungen sind Ludwigen seine Vergrößerungsabsichten außerdem vorzüglich nur gegen die Gränze des in verfassungsmäßige Ohnmacht versetzten deutschen Reichs; auf eine Weise betrieben, die selbst seine Lobredner kaum ganz zu entschuldigen vermögen. Nicht bloß als an sich ungerecht, sondern auch weil man eine Habsucht dieser Art mehr an einem Staate von minderer, oder von der zweiten Größe erwarten und verzeihen würde; für einen großen Staat ist auch unter der Voraussetzung einer ganz eigennützigen Politik, wenigstens der Schein der Großmuth und der Würde für die Dauer unentbehrlich, und selbst für die wahre Kraft oft wichtiger als eine geringe Erweiterung. — Daß Ludwig des Vierzehnten stäte Kriege Frankreichs Kräfte erschöpft, der Zustand von Schwäche in welchen es nach ihm abermahls zu sinken drohte, also nicht bloß seinen Nachfolgern zuzuschreiben, sondern die erste Quelle davon in seinem unausgesetzten Ehrgeize zu suchen sei, das ist oft bemerkt worden. Die größte und gefährlichste Wunde aber schlug er Frankreich wohl durch die Verfolgung der Protestanten, und überhaupt durch die gewaltsame Einmischung in Kirchen- und Glaubenssachen; eben dadurch veranlaßte er eine innere Gährung und geistige Gegenwirkung, welche so stark war, daß sie späterhin ganz Frankreich erschüttert hat.

Dieser unzeitige Verfolgungsgeist war es, welcher jenen Charakter der heftigsten und leidenschaftlichsten Opposition vorbereitete, welcher die französische Literatur und Philosophie im achtzehnten Jahrhunderte so sehr auszeichnete, und sie zu einer großen gefährlichen Staatskraft machte. Jene geistige Opposition hatte schon im siebzehnten Jahrhunderte einen sichern Zufluchtsort und einen festen Wirkungspunkt vorzüglich in Holland, oder auch in der Schweiz. Was von da aus, um nur einen aus vielen zu nennen, Voltaire's Vorgänger und Quelle, Bayle, auf Frankreich wirkte, das war in seinen Folgen vielleicht wichtiger, als was Kriegsheere und Feldherrn vermocht hätten.

An der französischen Literatur, deren glänzende Epoche Ludwigs Zeitalter mit dem bleibendsten Ruhme umgeben hat, ist in dem Anfange jener Epoche unter Richelieu, und bei den frühern Schriftstellern derselben, der noch sehr sichtbare spanische Anstrich und Geschmack, auch in politischer Hinsicht merkwürdig, als ein Beweis, wie mächtig und wirksam der spanische Einfluß in Frankreich selbst auf den Geist gewesen war. Richelieu's nächster Zweck, eine französische Literatur zu bilden, war unstreitig der, durch den Glanz dieser neuen Erscheinung die Aufmerksamkeit von so manchen drückenden Gefühlen des Elends, oder empörenden Anblicken ungerechter Allgewalt abzulenken, nebst dem aber den Hof und den Thron zum Mittelpunkte aller geistigen Kräfte der Nation, und eben dadurch desto sicherer zum Beherrscher auch über den Geist und die Meinung zu machen. — Die innere Vortrefflichkeit der französischen Literatur unter Ludwig für Frankreich selbst, in dem was die Grundlage und der wahre Maaßstab aller Nationalbildung ist, dem Anbau nähmlich der Landessprache, erhellt am besten, wenn man die Sprachvollkommenheit der ersten Schriftsteller aus Ludwigs Zeit auf der einen Seite, mit dem theils verworrnen, theils ungebildeten Ausdrucke der frühern französischen Schriftsteller vergleicht, auf der andern Seite aber in Erwägung zieht, wie wenig es ausgezeichneten

Talenten der nachfolgenden Zeit gelungen ist, in dieser Beziehung die einmahl erreichte Vollkommenheit und Sprache auf neuem Wege zu übertreffen. In Rücksicht auf Kunst und Geschmack, wurden im Ganzen die Grundsätze in der französischen Literatur herrschend, die in der spätern Zeit auch in Italien immer mehr geltend geworden waren; in allen Fächern der Kunst und der Darstellung ward die Nachahmung der Alten als die Grundlage der Vortrefflichkeit anerkannt; eine Nachahmung der Alten, welche weder dem Geiste und den Sitten des neuen Europa ganz angemessen, noch auch mit einer richtigen Kenntniß des Alterthums verbunden war. In einer Hinsicht nahm der französische Geschmack eine ganz andere, von der italienischen Kunstart sehr abweichende Richtung. Dort war seit der Glaubenstrennung die Philosophie ausgeschlossen oder unwirksam und kraftlos gewesen, eben dadurch aber die ganze Bildung, Kunst und Literatur Italiens und Spaniens, mehr eine Cultur der Einbildungskraft als des Verstandes geworden, welche einseitige Herrschaft der Fantasie im siebzehnten Jahrhunderte schon in allen Arten der Kunst und Literatur die nachtheiligen Folgen der gestörten Harmonie in manchen Erscheinungen verrieth. Das Gefühl dieser Fehler veranlaßte in der französischen Literatur und Kunst eine Gegenwirkung, woran vielleicht nur das zu tadeln ist, daß mit dem Mißbrauche der Fantasie, zugleich diese selbst durchaus gefesselt oder ausgetilgt worden. Doch diese Betrachtungen gehören mehr der Literatur an; wichtiger in seiner historischen und politischen Folge ist es, daß auch in der französischen Literatur wie in der gallikanischen Kirche die Trennung der Philosophie und Religion zum großen Nachtheile beider, immer mehr anerkannt und als Grundsatz aufgestellt wurde. Dadurch ward die Sache des alten Glaubens, welche zugleich auch die der alten Verfassung war, von der gefährlichsten Seite wehrlos gelassen, und den Angriffen der immer leidenschaftlicher und gefährlicher anwachsenden Opposition im voraus Preis gegeben. Je verschiedenartiger die Elemente dieser Opposition waren, welche von der reformirten Parthei zuerst gebildet,

durch die Streitigkeiten der Janseniſten genährt, und in philoſophiſcher Zweifelſucht vollends entwickelt worden, in Frankreich erzeugt, in Holland gepflegt, von da auf Frankreich und auf das ganze übrige Europa zurück wirkten; je mehr Kraft hatte ſie, eine allgemeine Auflöſung aller alten Grundſätze und Meinungen zu bewirken.

Neunzehnte, zwanzigste und ein und zwanzigste Vorlesung.

Mit einem freudigen und erhebenden Gefühle, oft auch mit einer gemischten Empfindung der Wehmuth und Rührung verweilen wir bei dem Bilde der alten Zeiten, wo unter einer schlichteren und strengeren Außenseite die Kraft im Herzen desto lebendiger und reiner wirkte, und den beschränkteren Wirkungskreis der Glaube an alles Göttliche verschönte. Ganz anders, ernster und herber ist das Gefühl, mit dem wir die Geschichte der letzten Jahrhunderte in ihrer Verkettung bis auf die Begebenheiten unserer eigenen Zeit begleiten. Wie wenn trübe Wolken plötzlich den heitern Himmel verdunkeln, oder wie bei der drohenden Stille vor dem Ungewitter, so erfüllt sich die Brust mit ängstlicher Erwartung, wenn wir sehen, wie die alten Bande immer mehr sich lösen, und unter dem täuschenden Scheine von einer neuen Bildung und Freiheit, von Schonung und Frieden, im Innern etwas Furchtbares sich vorbereitet, alle Begebenheiten in unsichtbarer Verkettung immer mehr sich einem großen, gefahrvollen und unvermeidlichen Verhängnisse entgegendrängen, welches unaufhaltsam alles in seinem Schwunge mit sich fortreißt. Wenn auch einzelne große Menschen oder Thaten uns mit einem Gefühle der Bewunderung erfüllen, wenn jenes dem Menschengeschlechte herannahende Ver-

hängniß selbst uns mit erhabenem Staunen erfüllt; so ist es doch mehr nur eine Belebung des Muthes zum schweren Kampfe, ein starkes Gefühl von dem, was Pflicht, was die große Bestimmung eines verhängnißvollen Zeitalters ist, als reine ungetrübte Freude.

Schaudervoll ist der Blick auf die Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges; aber noch trauriger und quälender für das Gefühl jener lange Zustand von Ohnmacht, von Erniedrigung und Schwäche, der auf den verwüstenden Krieg folgte. Zwar erhohlte sich Deutschland zu neuem Wohlstande, Oesterreich durch die Fülle seiner nie versiegenden Kraft hob sich wieder zu der alten Würde empor. Eine neue Sonne von Glück ging auf über Europa, als Oesterreich im höchsten Glanze des kriegerischen Ruhms strahlte, England die hohe Stufe der Macht, welche es noch jetzt behauptet, plötzlich erstieg; und beide vereint als der Mittelpunkt eines großen Staatenbundes, Europa nach so vielen Stürmen endlich eine allgemeine Herrschaft, wo nicht der strengen Gerechtigkeit, doch der gegenseitigen Ausgleichung und Schonung, ein fortdauernd mildes Verfahren nach Gefühlen und Grundsätzen der Billigkeit zu verheißen schienen. Aber es zeigten sich nach dem kurzen Genusse dieses täuschenden Zeitraums von äußerer Mäßigung und anscheinender Friedensliebe nur zu bald die Vorbothen und Anfänge jener allgemeinen Erschütterung, welche alles verschlungen hat.

Der Zustand von Schwäche, in welchen nicht nur Deutschland, sondern auch Oesterreich nach dem dreißigjährigen Kriege versank, war von der Art, daß Kaiser Ferdinand der Dritte, der nebst manchen andern ruhmvollen Eigenschaften auch kriegerischen Geist, als Sieger in der wichtigen Schlacht bei Nördlingen noch als römischer König erprobt hatte, von allen Tugenden, zu denen er Hoffnung gab, fast nur die eine der standhaften Geduld zu üben Gelegenheit fand. Nur durch diese, und durch die Unermüdlichkeit des Grafen Trauttmansdorff kam der von den zermalmten Völkern heiß ersehnte, von dem sich durchkreuzenden Eigennutze der Staatskunst vielfach gehemmte und gehinderte Frieden endlich

dennoch zu Stande. Derselbe Zustand der Dinge dauerte fort, in der ersten Hälfte der Herrschaft Kaiser Leopolds des Ersten, Ludwigs anfangs an Macht so ungleichen, am Ende seines Lebens unerwartet siegreichen Gegners. Mit den rechtlichsten und besten Gesinnungen und mannichfaltigen Kenntnissen aller Art, verband dieser Monarch eine Standhaftigkeit selbst im äußersten ganz verzweifelten Unglücke, welche Ferdinand des Zweiten nicht unwürdig gewesen wäre. Gleichwohl war der große Umschwung der Dinge, und Oesterreichs hoher Glanz in den letzten Jahren der Herrschaft Kaiser Leopolds nicht zunächst ihm selbst, noch auch allein dem großen Eugen, sondern der wieder auflebenden Kraft der gesammten Nation und der allgemeinen Veränderung des Zeitalters und aller Verhältnisse zu verdanken. Wie vieler Zeit und langsamen Anstrengungen es bedurfte, ehe Oesterreichs Kraft nach dem tiefen Falle des allverwüstenden Krieges und des noch unglücklicheren Friedens, sich wieder erheben konnte, das geht am anschaulichsten hervor aus Montecuccoli's Art und Verfahrungsweise; jenes Helden, der als Gelehrter, Forscher und Erfinder in der Kriegskunst nicht minder Epoche gemacht hat, als er durch sein behutsames Zaudern und Zögern, wie es den geschwächten und sparsamen Kräften ganz angemessen war, berühmt geworden ist. Ein nur auf das Große sinnender, kühner, rascher Feldherr wäre für diese erste Stufe der wieder auflebenden österreichischen Macht noch gar nicht an seiner Stelle gewesen.

Um die Geschichte und die Verhältnisse jener Zeit unter Leopold in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts überhaupt richtig zu beurtheilen, muß noch eine Wirkung in Erwägung gezogen werden, welche der westphälische Frieden für alle deutsche Staaten in ihrem innern Zustande hatte; der sichtbare Einfluß desselben auf den eigenthümlichen Charakter, durch welchen seit jener Epoche die deutschen Staatsbeamten sich auszeichnen. Es ist überhaupt der in verschiedenen Zeiten und Umständen sehr verschiedene Geist der Staatsbeamten als eines abgesonderten Standes, einer der wichtigsten Gegenstände der geschichtlichen Beobachtung. Im Allgemeinen läßt sich als ein fast unvermeidliches Ereigniß

das festsetzen: je mehr die Staaten altern, um so mehr nimmt auch die Zahl der Staatsbeamten zu. Nicht immer, nicht nothwendig wird der Geist dieses Standes auch ein sich selbst und seinen Vortheil von dem Staate absondernder, dem öffentlichen Wohle mithin verderblicher Geist; oft aber geschieht es allerdings, daß die allgemeine Entartung, sich auch in diesem wesentlichsten Bestandtheile des Ganzen zunächst und am auffallendsten kund giebt, so daß der Staat am Ende nur um der Staatsbeamten willen vorhanden zu sein scheint. Nur geschieht dieß meistens in verschiedenen Staaten auf ganz verschiedenem Wege. In Frankreich ging der Geist der unbeschränkten Herrschaft von dem Mittelpunkte der Allgewalt natürlich auch auf die Masse der Staatsdiener über. Nur in einem Punkte ist doch selbst die scheinbare Allgewalt unbeschränkter Alleinherrscher meistens abhängig, in Rücksicht des Geldes nähmlich, und der Finanzen. Dieß bewährte sich vor allem in Frankreich. In keinem andern Staate Europa's wird man seit Ludwig dem Vierzehnten, die Zahl und den Einfluß der Finanz-Staatsdiener so groß wie hier, diesen Geist in der ganzen Masse so herrschend finden. In England entwickelte die Freiheit und der alte Streit der republikanischen und der königlichen Grundsätze, der Whigs und der Tories ausgezeichnete Kräfte und einen edlen Ehrgeiz bei den höhern Staatsbeamten, aber mit diesen auch den leidenschaftlichen Partheigeist, welcher die großen Talente oft zu nachtheiligen oder unwürdigen Schritten verleitet hat. Den Charakter der deutschen Staatsbeamten bestimmte vorzüglich der westphälische Frieden. Schon früher machte die Verbindung der römischen und der verschiedenen deutschen Rechte die Geschäfte verwickelt. Noch nie aber war ein Frieden geschlossen worden wie der westphälische, die streitigen Rechtsverhältnisse nach allen Förmlichkeiten bis in das Geringfügige genau bestimmend. Dieses System von rechtlichen Förmlichkeiten ward nun Grundlage wie des gesammten deutschen Staates, so auch für die Einrichtung der einzelnen Länder und für den Geist der Beamten. Aber nicht bloß dieser, nicht bloß der Gang der eigentlichen Staatsgeschäfte, sondern mit

ihnen zugleich auch alles, was geschah im Kriege und Frieden, der Gang der Begebenheiten selbst nahm diese Richtung und diesen Charakter einer schwerfällig langsamen aber rechtlichen Förmlichkeit an.

Dieser Gang aller Staatsgeschäfte und Geist der Staatsbeamten, hatte auch auf den besondern Charakter des deutschen Adels seine Wirkung, weniger auf den von Oesterreich. Diejenige neue Form des Adelsstandes, welche nach Aufhebung des Faustrechts entstanden war; jene Form desselben, da der Adel als die wahre Stütze und Grundlage des Throns, als ein unentbehrliches verbindendes Mittelglied zwischen dem Volke und dem Könige, und die strengste und höchste Aufopferung im Dienste des letzteren als die höchste Bestimmung des Adels betrachtet wird, hatte in Spanien zuerst die vollkommenste Ausbildung und den höchsten Glanz erhalten; nächstdem in Frankreich. In Spanien wirkte der Geist dieses Adels noch lange fort in lebendiger Kraft, als diese Kraft auf dem Throne selbst schon erloschen war; mehr und mehr aber mußte der despotische Schlummer, welcher im Mittelpunkte herrschend ward, sich auch über die ganze Masse verbreiten. In Frankreich konnte die Unsittlichkeit, welche unmittelbar nach Ludwig am Hofe Ton ward, da schon Ludwig selbst bei aller Würde, die ihn umgab, manche persönliche Neigungen und Schwächen öffentlicher hatte kund werden lassen, als es der königlichen Würde ziemt und zuträglich ist, nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf einen Theil des Adels bleiben, mit den alten strengen Sitten auch die Grundsätze auflösend. In England führte die eigne Verfassung, noch mehr aber der Welthandel einen ganz neuen, großen Einfluß des Geldes und des Reichthums auf alle übrigen Verhältnisse und auch auf den Adel herbei. Alles dieses fand in Deutschland entweder gar nicht, oder doch nur in geringem, ungleich minder wirksamen Maaße Statt. Mit der Trennung Deutschlands in mehrere kleine Fürstenstaaten, so wie der westphälische Frieden sie festsetzte, ging das Nationalgefühl verloren, welches in einer großen Monarchie den Adel stets mit edler Ruhmbegier beseelt; und weil die meisten kleineren Staaten in der innern

Einrichtung ein Nachbild des gesammten Reichskörpers mit allen seinen Förmlichkeiten werden wollten, so trat oft an die Stelle des wahrhaft königlichen von hohem Nationalgefühle beseelten, in der ruhmvollen Aufopferung für den König seine Bestimmung suchenden Adels, ein mehr nur für die äußere Form allein berechneter, und in dieser glänzender Hof- und Staats-Adel. In Oesterreich und Ungarn jedoch erlosch der kriegerische Geist nie, auch in dem Zustande von Schwäche, welcher auf den dreißigjährigen Krieg folgte. Es war nicht der Geist eines Einzigen, sondern die gesammte Nationalkraft, welche den großen Umschwung der Dinge gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts bewirkte, und eine neue Epoche des glänzender als je wieder auflebenden Oesterreichs unter Montecuccoli, den beiden Starhembergen und dem großen Eugen herbei führte. Und wie viele andere Nahmen sind nicht noch neben diesen den Jahrbüchern der Geschichte jenes glorreichen Zeitraums eingegraben! Alles was der spanische oder auch der französische Adel immer zu der blühendsten Zeit jener Königreiche für Beweise von kriegerischem Geiste und vaterländischem Ehrgefühle gegeben hatte, das ward in Oesterreich und Ungarn erreicht oder übertroffen in jenem Zeitraume der Befreiung Wiens und Ungarns von der drohenden türkischen Uebermacht bis da Maria Theresia die Erhaltung des Reiches ihrer eigenen Standhaftigkeit, und der von Ehrgefühl und Liebe zu ihr begeisterten Tapferkeit ihrer treuen Völker verdankte.

Schon hatte sich noch vor dem türkischen Angriffe auf Wien unter Montecuccoli die österreichische Kriegsmacht zwar langsam, aber desto sicherer wieder erhoben; da war es eben die Erschütterung eines gewaltigen Angriffs und die drohende große Gefahr, was die schlummernde Kraft ganz weckte, und dem mißlungenen Unternehmen der Türken gegen die Kaiserstadt die Befreiung von Ungarn zur glorreichen Folge gab. Dadurch trat Oesterreich wieder ein auf die Stufe einer Macht von der ersten Größe, und damit war der eine Grundstein der europäischen Freiheit im achtzehnten Jahrhunderte gelegt, und der feste Tragepunkt eines rechtlichen und sittlichen Gleichgewichtes der Staaten gefunden.

Die innere Ursache von den großen Veränderungen der östlichen Reiche und Nationen Europa's am Ende des siebzehnten und im achtzehnten Jahrhundert lag in dem Verfall der asiatischen Mächte. Früher schon hatte der Untergang der mogolischen Herrschaft im nordwestlichen Asien den Grund zu Rußlands Größe gelegt; auch Persiens innere Erschütterungen blieben nicht ohne Einfluß auf das östliche Europa. Am meisten wirkte das schon am Ende des siebzehnten Jahrhunderts entschiedene Sinken des türkischen Reichs. Es hätte dasselbe in seiner sonderbaren Zusammensetzung aus so vielen unterjochten Nationen, welche zahlreicher als die herrschende waren, nur durch eine andere Behandlung und Verfassung in seiner geographischen Lage aber nur als große Seemacht, und durch die Herrschaft im mittelländischen Meere vollkommene Festigkeit und Einheit gewinnen mögen. Um eine zum Theil auf so künstlichem Grunde beruhende Macht von sehr zusammengesetzter Art in fortdauernd gesunder Kraft zu erhalten, hätte es daher einer Geistesbildung, einer strengen Staatseinrichtung und regen Thätigkeit bedurft, wozu die natürliche Beschaffenheit der Nation, noch mehr aber der Glaube derselben es nicht so leicht kommen ließ. Unaufhaltsam sank daher die türkische Macht, ungeachtet der kriegerische Muth der Nation immer derselbe blieb; und mehr als einmahl verdankte das Reich seine Erhaltung nur der Uneinigkeit oder den sich durchkreuzenden Zwecken der verbündeten europäischen Mächte.

Drei Verhältnisse sind es vorzüglich, welche den Gang und den Charakter der europäischen Staaten und Nationen in den letzten Jahrhunderten bestimmt haben. In den westlichen Ländern war es der Welthandel, welcher seinen herrschenden Einfluß auf alles erstreckte und allem andern seine Richtung gab. Er hatte die Wirkung, daß diejenigen Länder, welche mit Amerika, oder mit Indien verbunden waren, wie Spanien und England, sich im Laufe der Zeiten immer mehr von dem übrigen Europa absonderten; entweder durch eine geringere Theilnahme an den europäischen Begebenheiten und Verhältnissen, wie es früher schon mit Portugall, und im achtzehnten Jahrhundert auch mit Spanien der Fall war;

oder aber dadurch, daß die außereuropäischen Besitzungen, Verhältnisse und Vortheile, wie in Holland und England, immer größeren Einfluß auch auf die Entscheidung und Richtung der europäischen Angelegenheiten erhielten. In den mittleren Ländern Europa's hingegen, in Frankreich und in Deutschland sind die Entwickelung, die Veränderungen und Erschütterungen der öffentlichen Meinung von der Reformation bis zur Revolution dasjenige gewesen, was die Geschichte der Staaten und die Schicksale der Nationen am meisten bestimmt und entschieden hat. Zwar hat auch England Antheil genommen an diesen Bewegungen, so wie Frankreich an dem Welthandel. Aber was hat in England den Streit der öffentlichen Meinungen eigentlich stets geschlichtet, was hat das innere Gleichgewicht und Ruhe unter den streitenden Kräften wieder hergestellt, als der große Welthandel, das erste Ziel, Bedürfniß oder Gesetz der Nation? Wenn Frankreich hingegen am Welthandel, an Indien und Amerika einigen nicht unbedeutenden Antheil nahm so war dieser doch weder an sich so groß, wie in Spanien oder England, noch war auch der Einfluß auf das Mutterland so stark und alles entscheidend, wie in jenen Ländern. Geringeren und nur entfernten Einfluß hatte der Welthandel auf die östlichen Reiche und Nationen; und wenn auch hier die Erschütterungen und Trennungen des Glaubens und der öffentlichen Meinung nicht unwirksam blieben, so waren es doch nur Nachwirkungen von jenen Bewegungen, welche in den mittleren Ländern, in Deutschland oder Frankreich zuerst entstanden und von da ausgegangen waren; so wie auch für die Fortschritte der Bildung mehr oder weniger das westliche Europa dem östlichen als Beispiel und Quelle diente. Das wichtigste Verhältniß für diese östlichen Reiche und Nationen blieben die orientalischen Begebenheiten. Wie einst die plötzlich anwachsende Größe und herannahende Eroberung der türkischen Macht es war, was sie alle erschütterte, zerstörend oder auch neue Kräfte in ihnen entwickelnd, so war es jetzt wieder der Verfall derselben türkischen Macht, welcher in der Geschichte der östlichen Reiche eine neue Epoche machte. So unabhängig sich Europa wähnt, so sehr es selbst nicht bloß der Mittelpunct, sondern der Inbegriff der gan-

zen Menschheit zu sein glaubt, so herrschend im achtzehnten Jahrhundert der europäische Einfluß nebst Amerika auch in Asien geworden ist, mehr fast, als unter Alexanders Nachfolgern oder Roms Cäsaren; so ist dennoch Europa eben durch diese Herrschaft, durch diese außereuropäische Macht vielfach gebunden, und die erste Quelle der Veränderungen, welche hier vorgehen, meistens in den Bewegungen und Erschütterungen entfernter Welttheile zu suchen. Seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts war der Antheil, welchen jedes der östlichen Reiche an dem Verfall der türkischen Macht nahm, der Vortheil, welchen es davon nicht bloß durch äußere Erweiterung, sondern besonders auch durch innere Benutzung zog, von alles entscheidendem Einflusse. Rußland und Ungarn nehmen in dieser Hinsicht die erste Stelle ein. Zwar nahm auch Pohlen unter dem ruhmvollen Nationalkönig Sobieski, einen glorreichen Antheil an den gemeinschaftlichen Kriegsthaten und an der Befreiung des zum letztenmahle von der türkischen Uebermacht bedrohten Oesterreich wie des eignen Vaterlandes; denn es war Oesterreich von dieser Seite wie Deutschlands, so unstreitig auch Pohlens Vormauer, welches nach der Besiegung jener Länder um so gewisser gefallen sein würde. Auf diesem Wege fortwandelnd, hätte Pohlen, um groß zu werden und zu bleiben, dann nur noch eines Gesetzgebers bedurft, wie ihn Rußland in Peter dem Großen fand. Aber der Geist der Partheien und der ausländische Einfluß behielt wieder die Oberhand; und so ward Schwedens letzte erobernde Kraft unter Karl dem Zwölften nur angewandt, um Pohlen zu zerstören; denn seit der Eroberung Pohlens durch Karl und dem Gebrauche, welchen er von dieser Eroberung machte, ward die Saat der Anarchie noch allgemeiner über die Nation verbreitet, und faßte tiefer Wurzel als je zuvor. Schweden zerstörte zugleich sich selbst in dem unverhältnißmäßigen Kampf, und mit Schwedens Fall war auch Rußlands Uebermacht und Größe entschieden. Daß sie dauernd ward, ist Peters des Großen Werk. Einzig, wie der Sieger Eugen, der Wiederhersteller Oesterreichs und der europäischen Freiheit, in der Zeitgeschichte der südlichen und westlichen Staaten erscheint, deren Verhältnisse er mit so hellem Blick überschaute und

ordnete, in der wahren Staatskunst nicht minder groß, als im Kriege, eben so trat auch Peter der Große auf, als Schöpfer und Stifter eines neuen Reichs, als Wohlthäter des Nordens. Die Geschichte jenes Zeitraums ist reich und voll von Leben, weil nicht einer allein Alles war, sondern mehrere Männer der ersten Größe von verschiedenen Seiten her gleichzeitig zusammen wirkten, um die herrliche Erscheinung des neuen gebildeten Europa hervorzurufen. Man kann alles, was an Peter dem Großen getadelt wird, in dem Einen Geständniß zusammen fassen, daß er ein Despot war. Es läßt sich aber mit Recht fragen, ob in einem Reiche, wo eine nicht geregelte, despotische Adelsherrschaft, wie in mehreren slavischen Ländern des Nordens, die einzige bestehende Verfassung war, um zu innerer Stärke, Einheit, und einer zweckmäßig wirksamen Einrichtung zu gelangen, etwas anderes zunächst an die Stelle treten konnte, als eine Monarchie, welche für den Anfang auch despotisch sein mußte. Es hat ein solcher Despotismus, der mehr auf einen Zustand von Barbarei berechnet und angemessen erfunden worden ist, den Vorzug, daß in der Folgezeit, wie die spätere russische Geschichte es beweist, wenigstens Milderungen der anfänglichen Härte möglich bleiben. Dieß ist nicht der Fall, wenn der Despotismus nicht auf Barbarei gegründet, sondern aus der Anarchie, aus der allgemeinen Auflösung aller Gesetze, Sitten und Grundsätze hervorgegangen ist, wie bei den Tyrannen des entarteten Rom. Hier ist, sobald die despotische Gewalt nachläßt, nicht Milderung zu hoffen, sondern nur neue Erschütterungen und Umwälzungen.

Erst durch die innere Benutzung ward der Zuwachs der äußern Erweiterung für Rußland wahrhaft ergiebig und dauernd, und weil dieß Peters erstes Ziel war, wird er der Große genannt. Wohlthätig für Rußland war es besonders, daß Holland und England zunächst seine Vorbilder in der Cultur, für das Seewesen, für Schifffahrt und Handel wurden; daß nicht bloß nach schnellem äußern Glanze gestrebt, sondern dieser durch die sichere Grundlage nützlicher Künste am besten für die Zukunft vorbereitet ward. Ferner, daß mit der höheren französischen Bildung in spä-

teren Zeiten auch die deutsche, weit allgemeiner auf alle Stände wirkende, Eingang und Einfluß gewann; da hingegen die französische ganz vom Thron und von der Hauptstadt ausgegangene Bildung mehr nur den höheren Ständen angemessen bleibt, und wo sie allein herrscht, leicht nur eine für den Staat nicht minder als für den Geist, nachtheilige gänzliche Trennung veranlaßt, zwischen einem durchaus rohen und barbarischem Volke, und einer geringen Anzahl von Mächtigen, welche in aller Schwelgerei einer ausländischen Bildung verweichlicht, sich selbst fremd fühlen unter ihrer Nation.

Ein ganz anderer Weg als der, auf welchem Rußland gegründet ward, mußte es sein, auf welchem Ungarn von alten Zeiten her durch deutsche und italienische Cultur bereichert, nach allem was unter der türkischen Herrschaft verloren und verwüstet worden war, zu der ehemahligen Größe wieder hergestellt werden sollte. Es wäre dem Reichthume der innern Kräfte nach wohl leicht gewesen, wenn nur nicht hier, wie in Deutschland der Zwiespalt des Glaubens, die dadurch genährten Partheiungen, und das herrschende Mißtrauen, dem Guten und dem Fortgange der Bildung im Wege gestanden hätten. Daher erntete das reiche Land die Früchte von Eugens Siegen erst später, am meisten unter der milden rastlos verbessernden und wohlthätigen Herrschaft Karls des Sechsten. Man hat an Leopold dem Ersten getadelt, daß er durch die Strenge, zu welcher ihn die feste Anhänglichkeit an den alten Glauben führte, jenen innern Zwiespalt und die Hindernisse nur vermehrt habe, welche Ursache waren, daß, was so glorreich wieder erobert worden, nicht auch sogleich dem Ganzen in dem Maaße zu Gute kam, wie sich nach der innern Stärke und dem neuen Schwunge der Thätigkeit sonst wohl hoffen ließ. Nicht ganz ungegründet im Allgemeinen ist jener Tadel. Denn wenn gleich die Gesinnungen durch die äußern Umstände unverändert, in allen Zeiten dieselben bleiben sollen, so müssen allerdings doch die Grundsätze der Anwendung und Ausführung mit den Verhältnissen und Zeiten sich ändern. Wenn daher Ferdinands des Zweiten Standhaftigkeit mitten in der Hitze des schrecklichen Kampfs mit Recht bewundert wird, so kann

dennoch eine ähnliche Strenge in spätern Zeiten nicht angemessen gefunden werden. Andere Tugenden werden entwickelt am Tage der Schlacht, andere, wenn die streitenden Mächte die Hand der Versöhnung sich wieder gereicht haben. Was würde aus Europa, aus Deutschland, aus Oesterreich geworden sein, wenn dem Eroberer Gustav Adolph, dem Andrange der im Gemüth verwilderten und empörten Völker, dem unruhigen aufgeregten Ehrgeize, so vieler einzelnen Fürsten und Heerführer ein minder entschlossener Kaiser entgegen gestanden hätte, als Ferdinand der Zweite? Nachgiebigkeit und unzeitige Milde würden in seiner Lage das Uebel nur ärger gemacht und alles verdorben haben. Anders aber, nachdem ein ewiger Glaubensfriede geschlossen und von ganz Europa anerkannt war; jetzt war es an der Zeit, die Gemüther mehr und mehr zu beruhigen, die gegenseitigen Verhältnisse zu schonen, und Grundsätze der Duldung zu entwickeln. Wollte man gleichwohl nicht bei dieser allgemeinen Ansicht stehen bleiben, sondern im Einzelnen prüfen, so würde man den Kaiser im Ganzen vollkommen gerechtfertigt, und die erste Ursache von dem, was unter Leopold in Ungarn Bedauernswerthes geschah, meistens in dem Betragen des Gegentheils finden. Denn auch hier nahm die Gegenparthei den gefährlichen, der wahren Nationalwürde, Einheit und Wohlfahrt gewiß eben so sehr als dem Hofe entgegengesetzten und widerstreitenden Charakter einer Verbündung mit den ausländischen Mächten, mit Frankreich und den Türken an. Glücklich also, daß bald andere Grundsätze herrschend, und die Eintracht zwischen dem Könige und der Nation besonders durch Karl den Sechsten dauernd wieder hergestellt wurde. Ihm und dem wohlthätigen Einflusse seiner innern Verwaltung auf die Gemüther wie auf den äußern Wohlstand, gebührt ein großer Antheil an jener Liebe der Nation für die Erbin Maria Theresia, an jener glorreichen Entwicklung der Nationalkraft, welche damahls, als Theresia von Feinden umringt war, und von Allen verlassen schien, den alten Kaiserthron gerettet hat.

Die neuauflebende Macht Oesterreichs war der eine Grundpfeiler der europäischen Freiheit, den andern gründete König Wil-

helm, welcher mit geringen Mitteln durch ſtandhafte Klugheit Ludwigs Uebermacht allein beſiegte, in dem von ihm geretteten und wieder hergeſtellten England. Es hatte der Glaubenseifer der Proteſtanten einen ſehr weſentlichen Antheil an Wilhelms Unternehmen und Gelingen, nicht nur Holland unabhängig zu erhalten, ſondern auch England durch eine große Gegenwirkung frei zu machen von dem franzöſiſchen Einfluſſe, welchen es unter den letzten Stuarten erlitten hatte. Auch war das Verhältniß der Katholiſchen in England im Ganzen, es waren manche einzelne Begebenheiten während der Gegenwirkung und Revolution keineswegs einer vollkommnen Gerechtigkeit oder auch nur einer gegenſeitigen Schonung und Duldung gemäß. Aber es war doch nicht die Sache des Glaubens allein; dieſe war nur mitwirkende Kraft, die Hauptbeziehung blieb immer der Widerſtand gegen Ludwigs nach allen Seiten um ſich greifende Erweiterungen. Mit Recht alſo verbündete ſich Oeſterreich, obwohl es nie nach Frankreichs Beiſpiel im Innern desſelben die Hugenotten zu unterſtützen oder anzuſtiften auch nur den Willen gehabt hatte, jetzt ohne Rückſicht auf den Glauben mit der erſten proteſtantiſchen Macht für die Erhaltung der europäiſchen Freiheit. Und eben dieſe neue Verbündung der freieſten proteſtantiſchen und der rechtlichſten katholiſchen Macht hat am meiſten dazu beigetragen, Grundſätze der Duldung zu entwickeln und einen Geiſt der ſittlichen Schonung über alle Staatenverhältniſſe in ganz Europa zu verbreiten. Selbſt in der geſitteteren Art den Krieg zu führen, zeigte ſich der wohlthätige Einfluß dieſer neuen Bildung. Wie ſehr ſticht nicht gegen die Grauſamkeiten, gegen die Erbitterung und die Verwüſtungen des dreißigjährigen Krieges, das gegenſeitig herrſchende feinere Ehrgefühl, die Anerkennung ſittlicher Grundſätze und Verhältniſſe im ſpaniſchen Erbfolgekriege ab! Leider muß man bemerken, daß dieſe noch an den Einfluß des ehemahligen Rittergeiſtes erinnernde, auf feineres Ehrgefühl gegründete Mäßigung faſt in jedem der nachfolgenden Kriege des achtzehnten Jahrhunderts wieder mehr abnahm und dem Kriegsungeheuer auch dieſer letzte wohlthätige Schleier des äußern Anſtandes endlich entriſſen ward.

Nicht die vollkommene Gerechtigkeit war die feste Grundlage, aber eine solche wenigstens mehr als bisher anerkannte und herrschend werdende Billigkeit war der herrschende Geist der europäischen Staatenverhältnisse und Friedensverhandlungen im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Der in den Friedensschlüssen meistens angenommene und befolgte Grundsatz, die gemeinschaftliche Ausgleichung durch die gemäßigte Befriedigung Aller zu suchen, nur mit äußerster Vermeidung einer jeden für das Gleichgewicht gefährlichen Uebermacht mußte doch nothwendig zur Auflösung eben dieses Gleichgewichts führen. Denn es ließ sich bei dieser Behandlung der europäischen Angelegenheiten und Verhältnisse leicht voraussehen, daß die kleineren Staaten immer mehr zur Befriedigung der mächtigern aufgeopfert, Europa also, wenn auch nicht dem Nahmen, doch der That nach, unter wenige große Staaten getheilt werden würde, oder wenn man die Gewichte in der Wagschale allzu oft veränderte und hin und her legte, der Zufall auch plötzlich einmal dazwischen treten, die Wagschale auf eine Seite umschlagen und das Kunstwerk des Gleichgewichtes für immer vernichten könnte.

Obwohl nun diese dem Anscheine nach gemäßigte Politik des Gleichgewichts der Billigkeit und schonenden Formen den Keim ihrer innern Auflösung schon in sich trug, so wollen wir doch gern anerkennen, daß nächst der vollkommnen Gerechtigkeit als dem höchsten, dem Menschen aber schwer zu erreichenden Gute, nur zu oft die Billigkeit, wenn wir sie schmerzlich vermissen, als das zweite nach ihr, und oft schon das als ein hohes Gut erkannt wird, wenn nur schonende Formen in den menschlichen Angelegenheiten beobachtet und geehrt werden; und daß unstreitig viel gewonnen sei, wenn nur jede entschiedne Ungerechtigkeit in den allgemeinen Verhältnissen, so wie damahls öffentlichen Widerspruch findet. Nach dieser Ansicht wird der Zustand der europäischen Staaten von der Wiederherstellung Oesterreichs, der Befreiung Wiens und dem Umschwunge der Dinge unter König Wilhelm in England bis auf Maria Theresia immer als eine der bessern Epochen

in der Geschichte erscheinen, am meisten, wenn man sie mit derjenigen vergleicht, welche unmittelbar vorherging oder bald darauf folgte.

Für Europa wurde diese Epoche wohlthätig, für Oesterreich war und ist sie die ruhmvollste. Durch Eugen, den Großen und den ihm ganz gleichgesinnten hochanstrebenden Kaiser Joseph den Ersten, ward der hohe alte Begriff von Oesterreich der Welt wieder im vollsten Glanze dargestellt; in Rücksicht der geographischen Lage und Verhältnisse, vielleicht in diesem neueren nach Eugens Sinn gebildeten Umrisse noch glücklicher und günstiger als selbst unter Karl dem Fünften; der Begriff von Oesterreich, als derjenigen Macht, welche mit allen andern Mächten innig verknüpft, und fern von den beschränkten Grundsätzen einer kleinlichen politischen Selbstsucht vielmehr auf das Große und Ganze gerichtet, der Mittelpunkt der gesitteten europäischen Staaten zu sein, die alte Würde und Verfassung Deutschlands und Italiens zu schützen, überhaupt aber die allgemeine Gerechtigkeit in Europa aufrecht zu erhalten, vor allen andern berufen sei.

Nachdem so manche große Erwerbungen, auf das Recht gegründet, durch siegreiche Waffen behauptet waren; Erwerbungen, die aber im politischen Sinne erst urbar gemacht, und durch den weitern Anbau zu ihrer vollen Blüthe gebracht werden mußten; da war eine vorzüglich nur auf die innere Verwaltung und Wohlfahrt gerichtete Regierung, wie die, Kaiser Karls des Sechsten unstreitig die wünschenswertheste und die wohlthätigste. Diesem Zwecke und Geschäfte widmete er sich ganz, so lang er herrschte, er, der als Jüngling in Spanien und Barcellona die rascheste Thätigkeit und einen unerschütterlich standhaften Muth genugsam bewährt hatte. Wenn ihn nur nicht die vielfachen, nach jener Berechnung des Gleichgewichts der Staaten sich immer mehr verwickelnden und verschlingenden äußern Verhältnisse von diesem seinem liebsten Ziele oft wieder abgezogen hätten! Am meisten trug jedoch zu den weniger glücklichen Ereignissen am Ende seiner Regierung der eine Fehler bei, welchen mehrere Beherrscher dieses Hauses begangen haben; der Fehler, daß er auf Verträge, feier-

lich angenommen, bestätigt und beschworen von den andern Mächten, viel fester baute und sich verließ, als dem klugen Eugen rathsam schien, und als der Erfolg wünschen ließ. — Die ersten blühenden Zeiten Eugens müssen überhaupt als das goldene Zeitalter der neuern Geschichte betrachtet werden. Die Verbindung der Seemächte mit Oesterreich bildete damahls, was eigentlich immer die Verfassung von Europa sein sollte, eine wahrhaft europäische Eidgenossenschaft, zum Schutze der allgemeinen Freiheit und Gerechtigkeit. Nur zu bald aber zeigte sichs, daß dieser hohe Begriff nur von wenigen verstanden ward. Schon unter Walpole's Einfluß und in Karls des Sechsten letzten Zeiten, trat das Schwankende eines todten Gleichgewichts an die Stelle jener hohen Bundestugenden und Begeisterung für europäische Freiheit und Bildung. Das gefahrvolle Spielwerk der immer von neuem nach Willkühr veränderten Bündnisse, wie sie damahls dem österreichischen Erbfolgekriege vorangingen, bezeichnet die erste Stufe der allgemeinen Auflösung Europa's und aller bestehenden Verhältnisse.

Wie groß und wie allgemein unter dem täuschenden Schleier eines herrschenden sittlichen Ceremoniells im Innern dennoch der Verfall der Ehre und aller Grundsätze in ganz Europa war, davon giebt das Betragen der Regierungen, vorzüglich aber der deutschen Fürsten bei Karls des Sechsten Tode solche Beweise, welche der Nachdenkende auch jetzt noch nicht ohne Schmerz und Unwillen betrachten kann. Von der glorreichen Standhaftigkeit, durch welche Maria Theresia alle Gefahren dennoch überwunden, und die Würde des alten Throns behauptet hat, ist das Andenken den Herzen der Gutgesinnten zu lebendig und gegenwärtig, als daß es einer erneuerten Darstellung bedürfte. Unter allen königlichen Frauen, welche in alten oder neuern Zeiten einen Thron mit Ruhm und Würde behauptet haben, wird man außer Isabellen von Castilien nicht leicht eine finden, welche ihr in allen weiblichen und fürstlichen Tugenden als Königin und Mutter ihres Volks an die Seite gestellt werden könnte. Ihre Thaten haben das salische Gesetz, welches die Frauen vom Throne ausschließen will, am

besten widerlegt. Das Gesetz lebendig darzustellen als die sichtbare Gerechtigkeit, die Einheit des Volks in sich zu tragen, das ist der göttliche Beruf der Könige. Aber so wie uns selbst die Natur in rührenden Beispielen lehrt, daß nichts die Gewalt der Mutterliebe übersteige, um die Ihrigen zu retten und zu erhalten; so zeigt uns auch die Geschichte Zeiten und Lagen, wo jene göttliche Gerechtigkeit, durch die Stärke weiblicher Tugend, durch die treuen und liebevollen Gefühle einer Mutter, vereint mit den Gesinnungen und Grundsätzen einer fürstlichen Sinnesart am besten erhalten und wirksam gemacht werden konnte.

Das ganze Europa, die Welt mit allen ihren Verhältnissen im Blicke zu umfassen, wie Karl der Fünfte; diesen Beruf eines wahren Kaisers vermochte die Fürstin nicht zu erfüllen. Wohl aber verdiente sie ein König, wie der treue Ungar sie nannte, zu heißen, auch durch männliche Standhaftigkeit; als Mutter ihrer Völker wird noch das späteste Andenken derselben sie ehren.

Wenden wir jetzt den Blick von dem allgemeinen Zustande Europa's und von Oesterreich, das abermahls der Mittelpunkt desselben geworden war, auf den innern Zustand von Deutschland und einige Erscheinungen der Geistesbildung, die von wichtigem Einflusse auf die sittlichen Verhältnisse waren.

Ungeachtet des Zustandes von Ohnmacht, in welchem Deutschland seit dem westphälischen Frieden während der ganzen letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts versetzt blieb, erhohlte es sich durch den Reichthum seiner innern Hülfsmittel dennoch bald. Noch am Ende des siebzehnten Jahrhunderts, als alle Fürsten herbei eilten zu der Rettung von Wien, zeigte sich der deutsche Nationalgeist mit einer Kraft und Würde, die man kaum in jenem Zeitraume hätte erwarten sollen. Die Stelle, welche Deutschland im achtzehnten Jahrhunderte in Europa einnahm, war sehr bedeutend und in mancher Beziehung die wichtigste. So groß war die innere Kraft, daß, obwohl die meisten der kleinern Reichsstaaten verfassungsmäßig in einen fortdauernd friedlichen und wehrlosen Stand versetzt waren, mehr als die Hälfte also der deutschen Macht unangewandt und unentwickelt blieb, dennoch unter den

vier kriegerischen Hauptmächten Europa's, zweie Deutschland angehörten. Bei vielen andern üblen hatte der österreichische Erbfolgekrieg und der siebenjährige wenigstens die eine gute Folge, daß Oesterreichs und Preußens Kriegsmacht durch den gegensei-tigen Kampf auf eine so hohe Stufe der Kraft und der Vervollkommnung getrieben wurden, daß sie einzeln genommen, jeder andern gewachsen, beide vereint allen überlegen gewesen sein würden. Wenn Deutschland schon in dieser Hinsicht im achtzehnten Jahrhunderte wieder wie ehemahls, als der mächtigste Staat von Europa erschien, so wurde der äußere Glanz und Einfluß wenigstens dem Anscheine nach noch dadurch vermehrt, daß deutsche Fürstenhäuser in so manchen der umgebenden Reiche zur Herrschaft gelangten. Auf einem der ersten Throne Europa's, in England, herrschte mit ununterbrochener Sicherheit ein uraltes deutsches Fürstenhaus; in Pohlen, obwohl nicht ohne Wechsel, doch glänzend das sächsische. Auch in Schweden gelangte, wie schon früher in Dänemark ein deutsches Haus auf den Thron; in Rußland ist nachmahls die herrschende Dynastie durch vielfache Familienverbindungen, obwohl noch den alten Nahmen tragend, der Wahrheit nach eine deutsche geworden. Aber nicht bloß die Dynastie betraf es; auch deutsche Denkart, Sprache und Bildung hatte in Rußland und Dänemark durch den Besitz deutscher Länder starken Einfluß, und fand in England aus der gleichen Ursache wenigstens einen Punkt des Anhalts und Eingangs. Wie groß, wie wohlthätig hätte nicht der deutsche Einfluß auf Europa werden können, wenn dieß alles benutzt, wenn ausgeführt worden wäre, was durch diese Vortheile im Keime schon vorhanden und gegeben war! In Deutschlands Mitte selbst schwang sich eins der ersten Fürstenhäuser, Preußen, durch behutsame Benutzung der äußern Verhältnisse, und angestrengte Anwendung der innern Hülfsmittel zur königlichen Würde, und bald auch zur königlichen Macht empor. Weniger glücklich strebte seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, Baiern bald nach der Krone von Spanien, bald nach dem Kaiserthume. Auch durch ausgezeichnete Geisteskraft glänzten mehrere der deutschen Fürsten und Könige.

Gleichwohl war jener äußere Glanz nicht mit wahrem Vortheile und wohlthätigem Einflusse verbunden; der Ehrgeiz der Fürstenhäuser war dem Vaterlande nicht heilsam. Englands Verbindung mit Hannover war nicht diejenige, welche für England die wünschenswertheste, und für Europa in ihren Folgen wahrhaft wohlthätig sein konnte. Die damahlige Herrschaft des sächsischen Hauses in Pohlen, diente nur den Stoff des Zwiespalts und des Mißtrauens in Europa und auch in Deutschland zu vermehren. Wie Preußen, nachdem es selbst die alte Verfassung Deutschlands vollends aufzulösen am meisten beigetragen, daß eine neue bessere an die Stelle treten konnte, durch seine schwankende Politik stets gehindert; wie Baierns Ehrgeiz mehr als einmahl Unglück über Deutschland gebracht hat, das lehrt die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts nur allzudeutlich. Schon Preußens Größe an und für sich war für ein bloßes Mitglied des Reichs zu übermächtig; noch mehr aber war durch die Art, wie es zu dieser Größe gelangte, die deutsche Verfassung in ihrem innersten Grunde erschüttert worden. Als das gesammte nördliche Deutschland unter Preußens und Englands Einfluß im siebenjährigen Kriege sich vom Reiche und vom Kaiser absonderte, da war diese Verfassung eigentlich aufgelöst und vernichtet; eine völlige Trennung schien kaum zu vermeiden. Nur daß dieselbe Macht, welche die große Trennung zuerst verursachte, durch ihr nie schlummerndes Mißtrauen und durch Zweifel im entscheidenden Augenblicke gehindert hat, daß die Trennung nicht vollkommen wurde, was vielleicht in mehr als einer Rücksicht das Heilsamste gewesen sein möchte.

Auch für den Charakter und den Geist der Nation war das ehrgeizige Streben der deutschen Fürstenhäuser nicht vortheilhaft, um so mehr, da dieselben ihren Vortheil und ihren Ruhm so oft nur in der ausländischen Abhängigkeit suchten. Seit dem westphälischen Frieden war dem deutschen Geiste seine Laufbahn unwandelbar vorgezeichnet. Die alte kriegerische Macht der Nation, welche sie in den vorigen Zeiten gehabt hatte, ward durch unzählige Bande gehemmt und gefesselt; der größte Theil der innern Kräfte war

unwirksam gemacht worden. Ob je wieder ein großer Gebrauch davon gemacht werden sollte, das hing von dem guten oder üblen Willen der Fürsten und davon ab, ob sie von edler Ruhmbegier, oder von gemeinem Ehrgeize beseelt und geleitet wurden. Auch möchte man wohl fragen, ob denn die ausschließende Richtung auf kriegerischen Ruhm und Einfluß auch die wünschenswertheste für das Vaterland, die wohlthätigste für Europa sei oder gewesen sein möchte. Welthandel und Seeherrschaft hatten eine andre Richtung genommen, der Kunstfleiß der Deutschen war immer noch derselbe, im Einzelnen bewundernswerth; wann es aber möglich sein würde, was auswärtige Länder in dieser Hinsicht von Deutschlands Unglück für Vortheil gezogen hatten, wieder zu ersetzen, das mußte im achtzehnten Jahrhunderte wie auch noch jetzt sehr zweifelhaft erscheinen. Derjenigen Eigenschaft, welche noch keiner ihrer Feinde der deutschen Nation abgesprochen hat, der rastlosen und unermüdlichen Thätigkeit blieb, nachdem die kriegerische Macht gehemmt, der Handel weggeleitet, der Kunstfleiß dadurch gelähmt war, kaum ein andrer Spielraum frei, als der innere der Erkenntniß. Nach Erkenntniß mit unermüdlicher Treue zu forschen, Erkenntnisse aller Art in sich aufzunehmen, das ward jetzt unterscheidendes Streben, Ziel und Beruf des deutschen Geistes. Schon von dem westphälischen Frieden an war diese Richtung merklich; nur, daß die Nachwirkungen des verwüstenden Krieges nicht bloß die äußere Wohlfahrt, sondern auch den Geist lähmen mußten. Schädlicher noch wirkte später, als die Kräfte sich wieder erhohlt hatten, der stets auf das Ausland gerichtete Ehrgeiz der größern Fürstenhäuser, und dann der neue Bürgerkrieg, welcher Deutschland in dem langen Kampfe zwischen Oesterreich und Preußen spaltete. Dennoch aber hat sich der deutsche Geist in dieser Richtung mehr als bei andern Nationen wirksam gezeigt, und es ist selbst nach der Auflösung der äußern Nationaleinheit die deutsche Bildung in Wissenschaften und Künsten eine europäische Weltkraft geblieben, die, wenn gleich keiner der großen deutschen Herrscher bis jetzt sie angewandt und benutzt hat, wie sie sich hätte anwenden und benutzen lassen, ihre Wirkungen noch in ferne Zeiten erstrecken wird.

Das rastlos unermüdliche Streben nach Erkenntniß ist der unterscheidende Vorzug dieser deutschen Geistesbildung; und so wenig als die innere Vortrefflichkeit der französischen Literatur in dem, worin sie vollkommen ist, in der Sprachbildung und im darstellenden Ausdrucke, durch die einseitigen Grundsätze Einiger oder durch den übermüthigen Mißbrauch Anderer aufgehoben wird, eben so wenig wird die Mannichfaltigkeit und Gründlichkeit der Kenntnisse, welche den wissenschaftlichen Unterricht und den gelehrten Stand in Deutschland vor allen Ländern Europa's auszeichnen, durch den oft fühlbaren Mangel an Einheit oder auch dadurch aufgehoben, daß nicht alles von dieser Erkenntniß sogleich brauchbar erscheint und unmittelbar in's Leben eingreifen kann. Diese Fehler der deutschen Geistesbildung lagen bis jetzt mehr in den Staatsverhältnissen als in dem Geiste selbst. Die Spaltung des Glaubens und der Staaten mußte natürlich auch auf die Geistesbildung ihren Einfluß haben; und die Ohnmacht, die Unbedeutendheit, in welcher ein großer Theil der kleineren deutschen Staaten sich befand, konnte keine andere Folge hervorbringen, als eine völlige Gleichgültigkeit, ja eine gewisse Geringschätzung gegen alles, was den Staat und das öffentliche Leben betraf. Daher jene ausschließend wissenschaftliche Richtung des deutschen Geistes, die Neigung sich mit den allerentferntesten Gegenständen angelegentlich zu beschäftigen, während die nächsten oft so dringend einer Hülfe zu bedürfen und die ganze Aufmerksamkeit zu erfordern schienen.

War es zu verwundern, wenn bei so kleinlichen Verhältnissen der Staatsverfassung und des öffentlichen Lebens der gleiche Geist anfangs auch in den Wissenschaften die Oberhand gewann? Daß es aber nur in den Verhältnissen, nicht in der Natur lag, zeigte manche Erscheinung. Selbst in dem ersten Zeitraume der Ohnmacht nach dem unglücklichen Frieden, hatte Deutschland in Leibnitz einen Mann aufzuweisen, dessen sich schwerlich damahls ein anderes Land rühmen durfte. Er war wieder, wie früher Hugo Grotius, ein europäischer Gelehrter, durch den Umfang seiner Verhältnisse wie seiner Kenntnisse und durch den Einfluß,

welchen er hatte. Obwohl er nach alter Sitte meistens lateinisch, Gelegenheitsschriften, auch französisch schrieb, und nur einmahl gezeigt, wie vortrefflich er, wenn er gewollt, er die deutsche Sprache zu gebrauchen wisse; so gehört er dennoch nicht bloß Europa, sondern auch Deutschland insbesondere an, durch den Einfluß, welchen er vorzüglich hier gehabt, durch die ganze Natur und Art seines Geistes, und auch durch die Epoche, in welche er fällt, und der er seine Bildung verdankt; jene glänzende und glückliche Epoche, Eugens Zeitalter, da durch die Verbindung zwischen Oesterreich und England die allgemeine Freiheit erhalten, eine neue Duldung verbreitet und besonders in Deutschland auch der Geist von neuem geweckt und erregt wurde. Groß war Leibnitz durch den Umfang seiner Kenntnisse, noch mehr aber durch die Richtung derselben, durch den Gebrauch, welchen er davon machte. Er war es, der vorzüglich, ja fast allein jener schon damahls sich bildenden falschen Philosophie und geistigen Opposition, welche zuerst den Glauben, dann alle Grundsätze, Sitten und Verfassungen untergraben hat, entgegen arbeitete, um die Religion zu vertheidigen, und die wahre Philosophie wieder herzustellen. Dieses war eben dasjenige, dessen das Zeitalter am meisten bedurfte. Wenn Leibnitz allein nicht vermocht hat, den hereinbrechenden Strom des Unglaubens und der geistigen Verwirrung und Verwüstung ganz abzuwehren, so darf sein großes Verdienst darum nicht verkannt werden. Es hat ihm vielleicht nur das gefehlt, was überhaupt der deutschen Geistesbildung nach ihm; die zu große Vielseitigkeit seiner Wißbegier, die zu große Mannichfaltigkeit seiner Kenntnisse und gelehrten Beschäftigungen hat der Kraft und der Einheit geschadet. Sein Charakter, der Gebrauch, welchen er von seinem Geiste und seiner Erkenntniß machte, läßt sich vielleicht durch ein Gleichniß aus der Geschichte der Zeit, welcher er angehört, erklären. Wenn es erlaubt ist, so verschiedenartige Thätigkeiten mit einander zu vergleichen, und den Denker neben jene beide berühmten österreichischen Feldherren zu stellen, welche den Geist ihrer Zeit und die Stufe der sich allmählig wieder erhebenden deutschen Kraft so vortrefflich bezeichnen;

so hatte Leibnitz als Gelehrter und Philosoph weit mehr von der behutsamen Kunst des Montecuccoli als von der kühnen Größe seines erhabenen Freundes und Gönners Eugen.

Dichter und Redner gehören ihrer Sprache und ihrem Vaterlande an; die meisten Gelehrten nur der Wissenschaft. Einige aber, durch den großen Einfluß auf ihr Zeitalter, oder als Bild und Inbegriff seiner Denkart, nicht bloß ihrem Volke, sondern der Welt und dem ganzen Menschengeschlechte. Solche in die Weltgeschichte eingreifende Denker und Gelehrte waren im Alterthume Plato und Aristoteles; Albertus Magnus im deutschen Mittelalter. Von Geschichtschreibern und Lehrern der Staatskunst Tacitus bei den Römern; Macchiavelli, durch kühnen Geist nicht minder ausgezeichnet als durch nachtheilige Wirkungen, in der Zeit der blühenden italienischen Bildung. Nach der Glaubenstrennung waren Hugo Grotius und Leibnitz die größten und die ersten, welche sich über die Verwirrungen der Streitsucht hinweg wieder zu einer umfassendern und reineren Philosophie des Lebens, des Rechts und des Glaubens erhoben haben.

Nicht minder gehören der Weltgeschichte, obgleich nicht im wohlthätigen Sinne, die Nahmen einiger französischen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts an; jene anfangs bloß wissenschaftliche Oppositions-Parthei, welche nun allmählig zur Reife und endlich zum Ausbruche kam. Wohin das Ganze ziele, konnte wohl nicht mehr undeutlich sein, nachdem Helvetius den sinnlichen Eigennutz zu allgemeinem Beifalle als die einzige vernünftige Denkart, alles übrige als bloßes Vorurtheil darstellte; Diderot, als der Anstifter und Mittelpunkt einer Gesellschaft von mehreren, zum Theile anonym wirkenden Schriftstellern, unverhohlnen Atheismus predigte, nicht bloß die christliche oder überhaupt die geoffenbarte, sondern selbst die natürliche Religion angreifend, mit einem sonderbar leidenschaftlichen Haß, aber systematisch und nicht ohne einen täuschenden Anschein von historischer Gelehrsamkeit. Schädlicher noch als jene beiden wirkten vielleicht Rousseau und Voltaire, gerade durch ihre bessern Eigenschaften und größern Talente. Die hinreißende Beredsamkeit des ersten war ganz geeignet,

auch das Herz der Edleren zu ergreifen. Der Witz, die Dichtergaben, die Mannichfaltigkeit literarischer Formen und Kenntnisse des Letztern trugen um so mehr dazu bei, die neue zerstörende Denkart auch unter den höhern Ständen der Gesellschaft zu verbreiten, da sich dieselbe durch ihn wenigstens in den Formen noch an die ältere der Nation so werthe französische Geistesbildung anschloß. Gemein war ihnen bei sonstiger großen Verschiedenheit der Ansicht die zerstörende, den Glauben, die Sitten und alle gesellschaftlichen Grundsätze, wie den Staat auflösende Richtung und Denkart. Und wie groß war nicht außer den genannten wichtigsten Schriftstellern, die Zahl derjenigen, welche in jeder Art des Vortrags die neue Lehre zu verbreiten suchten! Seitdem bei der gebildetsten Nation des Alterthums mit einem Mahle eine Schaar von Sophisten auftrat, welche durch glänzende Beredsamkeit, Witz und neue Wendungen des Scharfsinnes nicht bloß den Glauben und die Gebräuche des Volks, sondern auch die reinere Erkenntniß der Philosophen, ja überhaupt alle Sittlichkeit und Gerechtigkeit verspotteten und lächerlich machten, so daß in kurzer Zeit die Erziehung und die Denkart, ja die ganze Lebenseinrichtung der Griechen verändert ward, worauf der Untergang der freien Staaten folgte; seit dieser Zeit war noch kaum ein ähnliches Schauspiel gesehen worden.

Der politische Einfluß der französischen Geistesbildung im achtzehnten Jahrhunderte, die Richtung, welche die öffentliche Meinung hier nahm, wurden also mehr und mehr die allergefährlichsten. Ganz anders war es in England. Ungeachtet mancher Uebereinstimmung in den ersten Grundsätzen, ja obgleich die englischen Schriftsteller nicht selten die Quelle waren, aus welcher die französische der Religion und dem Staate entgegenarbeitende Parthei ihre Gedanken schöpfte; so nahm hier doch dieselbe Erscheinung eine durchaus andere Wendung. Wie im Staate selbst, so ist auch in der Geistesbildung, in der Literatur und Philosophie Englands eine Art von gesetzlicher Verfassung, eine gewisse constitutionsmäßige Beschränkung eingeführt, indem durch das allgemein verbreitete Gefühl von der Nationalwohlfahrt und von den Grundsätzen,

welche zu ihrer Erhaltung nothwendig sind, die streitenden Kräfte auch in diesem geistigen, dem Scheine nach ganz freien Gebiethe, stets in ein festes Gleichgewicht gesetzt, darin erhalten und gefährliche Ausbrüche einer allgemein schädlichen und zerstörenden Denkart abgewehrt wurden. Nie hat es daher in England zu einer so allgemeinen sittlichen Auflösung kommen können, wie in Frankreich. Wo nur immer die steigende Zweifelsucht den ersten Stützen der gesellschaftlichen Verfassung, den Grundsätzen der Sittlichkeit und Gerechtigkeit Gefahr zu drohen schien, da war man patriotisch bemüht, wenn auch nicht durch tiefere Erkenntniß das Uebel in der Wurzel zu heben, so doch wenigstens die wankende Grundlage der sittlich nothwendigen Meinungen durch irgend eine Wahrscheinlichkeit oder Annahme äußerlich zu stützen und aufrecht zu erhalten, damit das Gebäude des gesellschaftlichen Lebens nicht umstürze.

Was die Mehrheit der Denker und Gelehrten oder vielmehr der Nationalgeist selbst in England bewirkt hat, das wollte für Deutschland Kant allein zu Stande bringen; der wissenschaftlichen Denkart nähmlich eine dauernde Gestalt und Verfassung zu geben; so wie sie der allgemeinen Wohlfahrt in allem was die höchste Erkenntniß, das Leben und den Menschen betrifft, gemäß wäre; ein Versuch, welcher in Deutschland durchaus nicht gelingen konnte. Indessen hat Kants Philosophie wenigstens das Gute gehabt, daß sie dem unverhohlen atheistischen Geiste und Einfluß der neuern französischen Literatur entgegenarbeitete, auf Leibnitz und überhaupt auf die ältere, bessere Philosophie zurückzugehen veranlaßte. In vielen Stücken war dennoch die Lehre der deutschen Philosophen den auflösenden Grundsätzen des Zeitalters nicht ungünstig. Es wird dieß Niemanden befremden, der sie genauer durchforscht, weil sich dann zeigt, daß ungeachtet aller scheinbaren Ehrfurcht vor der Erfahrungswissenschaft und dem Glauben an das Uebersinnliche der innere Geist dieser Philosophie unter einer etwas andern Form dennoch kein anderer ist, als eben jener Vernunftschwindel, welcher sich als die allgemeine Krankheit des achtzehnten Jahrhunderts offenbart hat. Nur daß dieses Uebel

bei dem deutschen Philosophen viel tiefer aus der Wurzel hervorgeht, und sich zu einer ungleich vollkommneren wissenschaftlichen Gestalt entwickelte. Zwar wollte der Stifter selbst dieser Vernunftschwärmerei noch einigermaßen Bande anlegen und gewisse constitutionsmäßige Schranken setzen. Aber vergeblich war dieser Versuch. Bei dem passiven Zustande des größten Theils von Deutschland, bei dem Mangel einer zusammenhaltenden Staatsverfassung und stark wirkenden Nationaleinheit, konnte nichts entfernter sein von dem Charakter der deutschen Geistesbildung und öffentlichen Meinung, als jene constitutionsmäßigen Schranken, welche die Literatur und Philosophie der Engländer durch das Gefühl des Gemeinnützigen und für die öffentliche Wohlfahrt Erforderlichen in einem erträglichen Gleichgewichte erhalten. Dagegen hatte es in Deutschland, wenn selbst die schädlichsten Lehren der französischen Philosophie einzelne Anhänger fanden, hier nie den unmittelbaren praktischen Schaden. Vielmehr verbreitete sich bei der durchaus nicht politischen Wendung der deutschen Geistesbildung und Denkart eine gewisse Gleichgültigkeit gegen alles Aeußere, eine Vielseitigkeit der Ansicht, an der schon das sehr gefährlich war, daß man sich dabei so leicht in alles finden und alles gefallen lassen konnte, wenn man nur die Freiheit behielt, es sich auf seine eigene Weise zu gestalten; daß man einer gebietherischen Meinung, welche durch äußere Verhältnisse oder Gewalt aufgedrungen werden sollte, keinen festen innern Widerhalt entgegenzustellen vermochte. Es konnte in Deutschland nie aus der Vernunftschwärmerei jene leidenschaftliche Zerstörungssucht entstehen, wie in Frankreich; sondern höchstens nur die Auflösung, welche ohnedieß in den Verhältnissen des Zeitalters lag, auch in der Denkart immer allgemeiner verbreitet und beschleunigt werden. Wissenschaftliche Schwelgerei ward das unterscheidend Eigenthümliche der deutschen Geistesbildung; wobei es nicht an einer sittlichen Stimmung und an Gemüth fehlt, wohl aber an Kraft und an Einheit, wenn nicht veränderte Umstände in der Folgezeit bei erwecktem Gefühle dessen, was uns fehlte, es eben dadurch herbeiführen.

Die wissenschaftliche Denkart hat im achtzehnten Jahrhunderte einen so großen und allgemein sichtbaren Einfluß selbst auf die

äußere Geschichte, auf den Gang und das Schicksal der Staaten und der Völker gehabt, daß diese kurze Erwähnung hier nicht an der unrechten Stelle scheinen wird.

In der öffentlichen Meinung lag der eine tiefe, und nachdem das Uebel eine gewisse Höhe erreicht hatte, kaum mehr abzuwendende Grund zu einer allgemeinen Erschütterung Europa's. Der andere lag in den veränderten Staatsgrundsätzen Frankreichs und in den neuen Verhältnissen Deutschlands, dessen Macht nicht minder groß als der Zwiespalt derselben gefährlich war. Die ersten Vorbothen des herannahenden Ausbruchs waren die Aufhebung der Gesellschaft der Jesuiten, die Theilung von Pohlen und der nordamerikanische Krieg, bis dann in den Niederlanden und in Holland, in eben dem Lande, wo das Staatssystem des achtzehnten Jahrhunderts seinen Ursprung genommen hatte und begründet worden war, das Feuer zuerst aufging. Der Mittelpunkt aller großen Ereignisse des achtzehnten Jahrhunderts ist die bekannte Veränderung der Staatsgrundsätze von Oesterreich, da statt der alten Verbindung mit England, welche das glänzende Zeitalter Eugens begründet hatte, nach des Fürsten Kaunitz Plan das Bündniß mit Frankreich geschlossen ward. Von diesem wichtigen Ereignisse erhalten alle nachfolgenden Begebenheiten des achtzehnten Jahrhunderts ihr Licht, ja selbst bei den frühern muß man den durch jenes Ereigniß erfolgten Umschwung der Dinge schon im Auge haben, um sie auch in ihrem Einflusse und in ihren Wirkungen zu verstehen.

Wollte man nach den Folgen urtheilen, so dürfte jenes System des Fürsten Kaunitz in mancher Hinsicht als nachtheilig erscheinen. Wie sehr es aber aus der ganzen damahligen Lage von Europa hervorging, das erfordert nur einen Blick auf die übrigen europäischen Mächte. Es war in Frankreich das Staatssystem gleichfalls ganz verändert worden. Viele französische Schriftsteller sind geneigt, das achtzehnte Jahrhundert bis auf die Revolution durchaus als eine Epoche des fortgehenden Verfalls der französischen Macht anzusehen. Mit Recht in Hinsicht auf das Verderbniß der öffentlichen Meinung; manches mag auch für

jenes Urtheil sprechen, wenn man die Stärke der kriegerischen Landmacht zum einzigen Maaßstabe nimmt; ja auch an den Intriguen des Hofes; welche in Frankreich immer so öffentlich bekannt wurden, mochte sich manches Zeichen der Schwäche wahrnehmen lassen. Ganz anders aber fällt das Urtheil aus, wenn man weniger auf den äußern Kriegsruhm, als auf die innere Wohlfahrt und den blühenden Gewerbfleiß sieht. Wenn indessen der Verfall auch in der letzteren Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts sich in mehr als einem Zweige der Staatsmacht deutlich kund gab, so lag die Ursache doch keinesweges in dem neuen Staatssysteme selbst, sondern nur darin, daß es nicht vollkommen glücklich ausgeführt ward, daß es eigentlich mißlang. Die beständigen Eroberungskriege Ludwigs des Vierzehnten hatten den innern Wohlstand durchaus zerrüttet; daher die Neigung zu friedlicheren Grundsätzen. Es war nicht schwer einzusehen und die ältere französische Geschichte enthielt sogar genug Belege dazu, daß die Eroberung und die Beherrschung der angränzenden Länder Frankreich selbst nur wenig wahren Vortheil gewähren könnten, daß Frankreich nie blühend in seinem innern Wohlstande werden würde, als wenn es eine Seemacht, Colonien und einen bedeutenden Antheil am Welthandel erhielte. Dahin ging immer mehr das französische Streben im achtzehnten Jahrhundert. Daß Frankreich bei diesem Streben ungleich friedlichere Grundsätze in Europa annehmen, daß es aufhören mußte, ein erobernder Staat zu sein, wie unter Ludwig dem Vierzehnten, das lag in der Natur der Sache. Für den innern Wohlstand von Frankreich war es unstreitig das Beste, und sehr wahrscheinlich würde es auch für die Ruhe von Europa wohlthätig gewesen sein, wenn dieses Streben gelungen, wenn dieses System herrschend geblieben wäre. Aber es mißlang vollkommen. England ward als Vorbild nachgeahmt und zugleich als Nebenbuhler bekämpft, da hier keine glückliche Gränzlinie die Besitzungen der beiden Nationen in den andern Welttheilen, wie einst zwischen Portugall und Spanien schied, sondern vielmehr die geographische Verflechtung der französischen und der englischen Colonien in West-Indien, in Nord-Amerika und Ost-Indien zu stäten Streitigkeiten den Stoff und Anlaß

enthielt. Um sich greifende Unternehmungen Frankreichs, welche keine andere Absicht zu haben schienen, als die, ganz Nord-Amerika an sich zu reißen, veranlaßten zunächst den siebenjährigen Krieg, welcher zur See und zu Lande ein gedoppelter war. Zur See war er entscheidend unglücklich für Frankreich, siegreich für England; für Europa hatte er keine andre Folgen, als daß Preußen von Rußland und Oesterreich, als eine der Hauptmächte Europa's anerkannt wurde, und es deren statt drei nun vier gab.

Frankreichs Streben nach Seeherrschaft und Welthandel mißlang nicht bloß durch Englands Uebergewicht an Hülfsmitteln in diesem Gebiethe; sondern auch weil die neue Handelsrichtung dem französischen Geiste von Natur nicht sehr entsprach. Man darf nur die Geschichte der französischen Colonien nach ihren eigenen Schriftstellern durchgehen, so wird man leicht in der dieser Nation, sobald sie sich selbst überlassen wird, eignen Veränderlichkeit den Grund finden, warum ihr Handel und ihre Colonien sich oft schnell wieder zum Verfall neigten, oder wenigstens nie das große und sichere Wachsthum erreichten, welches beharrliche Geduld und ausdauernde Festigkeit dem Welthandel und den Colonien der Spanier, der Holländer und der Engländer gaben. Auch das war unschwer vorauszusehen, daß diese für den Wohlstand von Frankreich allerdings angemessene und vielleicht nothwendige Richtung auf Seeherrschaft und Welthandel, wie die äußere so auch die innere Politik wesentlich verändern mußte. Was gäbe es wohl in einem Staate, worauf der Welthandel, wenn er starken Antheil daran nimmt, und Colonien nicht Einfluß hätten? Vielleicht war bei einem so großen Welthandel, als Frankreich ihn wünschte, eine Veränderung der Verfassung selbst nicht ganz zu vermeiden. Aber es war nicht hinreichend, daß die Regierung nach losen Grundsätzen eine unbestimmte Freiheit ließ. Sie selbst hätte mit starker Hand das Steuer ergreifen und den National-Charakter, so weit als diese neue Richtung der Dinge es forderte, umbilden müssen; dagegen aber, gleichwie in England bei großer Freiheit manche Strenge der alten Formen desto unerbittlicher beibehalten wird, so auch die öffentliche Meinung mit Kraft lenken, die gefährliche Opposition niederschla-

gen, und selbst eine durchgreifende Reformation einleiten sollen, damit eine Revolution vermieden würde. Dazu war die Regierung zu schwach, das neue Handelssystem der Wohlfahrt der Nation zwar am angemessensten, aber nicht so ihren Eigenschaften. Der Versuch, ein welthandelndes Volk zu werden, hatte keinen glücklichen Erfolg, der mißlungene Versuch war eine der nächsten Veranlassungen der Revolution, und die ganze Kraft warf sich nach den innern Erschütterungen auf den Eroberungskrieg zurück.

Das ließ sich nicht voraussehen. Und wer hätte sich nicht gern der Hoffnung hingegeben, daß in Frankreich und eben damit auch in Europa, nicht durch Gesinnung oder Laune eines Herrschers allein, sondern durch eine neue Richtung der Nationalkraft ein friedliches und gerechtes System endlich herrschend werden würde?

Sehen wir auf England, so finden sich auch hier Gründe genug, um Oesterreichs neues System zu erklären. Allerdings war die Verbindung zwischen Oesterreich und England in Eugens Zeitalter als eine natürliche, ja für die Freiheit und Erhaltung von Europa nothwendige Verbindung anzusehen! Aber hatte wohl auch England sie immer so betrachtet; oder hatte es hohen sittlichen Grundsätzen der allgemeinen Gerechtigkeit und Staatenfreiheit nicht allzu oft bloß mechanische Begriffe vom Gegen- und Gleichgewichte untergeschoben? Wie sehr enthüllte sich diese verderbliche Ansicht nicht gleich in dem ersten auf Marlboroughs und Eugens ruhmvolle Siege gegründeten Frieden! Wie viel hatte nicht England verschuldet, ehe Maria Theresia sich entschloß, in jene neuen Grundsätze einzugehen! Das ganze Verhältniß gestaltete sich nach einem ruhmvollen Anfange durchaus nicht so wie es hätte sein sollen. Wäre damahls, wie es in jener Epoche auch mit Schonung der alten Formen leicht geschehen konnte, England mit Holland Eine Macht, ja Ein Staat geworden und geblieben, so würde sein Einfluß auf Europa ungleich wohlthätiger geworden sein. England bedurfte eines Besitzes auf dem festen Lande; Hannover aber konnte diesen Zweck nicht angemessen erfüllen. Weit entfernt, durch jene Verbindung übermächtig zu

werden, hätte Frankreich vielmehr alsdann in Hollands abhängiger Lage die Mittel gefunden, sich die Freiheit und Gleichheit auf den Meeren und im Welthandel zu erringen, wornach es in seinem neuen Systeme strebte. Hollands Verfall war die unmittelbarste Folge davon, daß jener Verein nicht zu Stande gekommen ist, und seine Bedrückung die erste Schuld, welche England beigemessen werden konnte. Daß England nach einem durchaus siegreichen Kriege, Spanien in französische Abhängigkeit gerathen ließ, konnte durch einen Zusammenfluß unglücklicher Zufälle und Umstände einigermaßen entschuldigt werden. Daß England in dem österreichischen Erbfolgekriege so wenig that, daß es die Beraubung der Monarchie zuließ, an deren ungetheilter Aufrechterhaltung ihm alles gelegen sein mußte, das enthüllt die Gebrechen seiner sonst so siegreichen und glänzenden Staatskunst.

Würde es aber nicht besser gewesen sein, wenn Oesterreich, statt sein System ganz zu verändern, mit den beiden großen Continental-Mächten friedliche und freundschaftliche Verhältnisse zu erhalten gesucht, in dem Kampfe gegen Preußen aber sich ganz allein auf seine eignen Kräfte verlassen hätte? So dürften jetzt wohl die Meisten urtheilen, nachdem die neuere Zeitgeschichte es immer mehr bewährt hat, daß Oesterreich nie stärker war, als wenn es nur auf sich selbst trauend, die eignen Hülfsmittel ganz zu benutzen wußte. Indessen war der König von Preußen an der Spitze seiner Kriegsheere ein in der That furchtbarer Gegner; zu einer Zeit, da Oesterreich noch die Nachwirkungen von manchem Verluste zu empfinden hatte, und seine Kraft bei weitem noch nicht so angespannt und vollkommen entwickelt war, wie dieß späterhin geschah. Und würde nicht die eine jener beiden großen Mächte, wenn sie nicht mit Oesterreich gewesen wäre, unfehlbar wider dasselbe in den Kampfplatz getreten sein?

Dieses alles ist wohl mehr als hinreichend, die Kaiserin gegen die oft gemachten Vorwürfe desfalls zu rechtfertigen, daß sie einem Systeme beitrat, zu welchem der erste Gedanke gewiß nicht von ihr kam; so wie sie auch nur zögernd zu der Aufhebung der Jesuiten, ungern zu der Theilung von Pohlen ihre Einwilli-

gung gab. Das erste Ereigniß konnte, ja es mußte die wesentlichsten Veränderungen in der innern Verfassung aller katholischen Staaten zur Folge haben, durch das zweite wurde eine neue Politik der allgemeinen europäischen Verhältnisse aufgestellt, welche für die Unabhängigkeit und Sicherheit aller kleineren und schwächeren Staaten große Besorgnisse erregte. Es war das Zeitalter der alleinherrschenden und alles entscheidenden strengen Kriegsgewalt gekommen; ein System, welches auf die Ansprüche und Rechte der minder Mächtigen oft wenig Rücksicht nahm, und auch im Innern nicht ohne Härte und mannichfachen Druck zur Vollkommenheit gebracht werden konnte. Preußen hatte dasselbe zuerst entwickelt und vornehmlich herbeigeführt. Es ist als die zweite Stufe zu betrachten, der sich jetzt immer schneller entwickelnden Auflösung von Europa im achtzehnten Jahrhunderte. Als erste Stufe derselben bezeichneten wir früher den Zeitpunkt, wo der Begriff eines todten künstlichen Gleichgewichts an die Stelle der wahren europäischen Eidgenossenschaft für allgemeine Gerechtigkeit und Staatenfreiheit trat, und sich durch den schnellen Wechsel willkührlich geknüpfter und gelöster Bündnisse ankündigte.

Es schien sich wieder eine glücklichere Epoche zu nahen. In den letzten Zeiten der Kaiserin Maria Theresia, als der von neuem entflammte Seekrieg zwischen Frankreich und England die Ruhe des Continents dennoch nicht zu stören vermochte; als selbst die über Baiern wieder erwachte Eifersucht und Kampflust Preußens gegen Oesterreich noch friedlich ausgeglichen ward; als der letzte König in Frankreich mit einer in diesem Reiche nie gesehenen Milde herrschte, in Preußen eine Denkfreiheit, ganz wie der Zeitgeist sie wünschte, begünstigt ward; von Amerika über ferne Meere die Nachricht von einem dort in Freiheit aufblühenden neuen Staate, die bewunderten Nahmen eines Franklin und Washington nach Europa herüber erschollen, die in langem Frieden angewachsne Kraft des gebildeten Europa in allgemeinem Wohlstande sich kund gab; als nach Theresia's gesegneter Regierung Kaiser Josephs des Zweiten kühne Verbesserungen und Veränderungen in den ersten Jahren seiner Regierung noch weitere Aussichten eröffneten: da

überließen sich alle Gemüther den unbegränztesten Hoffnungen von allgemeinem Menschenglücke, von neuen herrlichen Zeiten der herrschenden Vernunft und einer unaufhaltsam steigenden Vervollkommnung und Aufklärung, vor welcher alle bisher noch erdulde=ten Kriegs= und Staatsübel bald auf immer würden weichen müssen. Gleichwohl war es nur eine täuschende Hoffnung und der damahls scheinbar glückliche Zustand Europa's nur jene gefährliche Stille, welche dem Ausbruche eines furchtbaren Ungewitters oftmahl vorangeht. Noch in die letzten Jahre Kaiser Josephs des Zweiten fielen die ersten Anzeichen, daß die Auflösung von Europa nunmehr die dritte und gefährlichste Stufe erreicht habe; die der Anarchie nähmlich, und des Aufruhrs der Völker.

Kein anderer Monarch von Europa war durch seine Verhältnisse und Lage, die Macht und angeborne Geisteskraft so ganz dazu berufen, den großen Kampf des Zeitalters zu bestehen, und die kaum noch ganz abzuwendende Veränderung mit starker Hand zur allgemeinen Wohlfahrt zu lenken, als Kaiser Joseph der Zweite. Gleichwohl dringt sich zu allen Betrachtungen, zu welchen die Geschichte seines thatenvollen Lebens den Stoff darbiethet, keine dem Nachdenkenden so sehr auf als die Frage, warum so selten ein glücklicher Erfolg Kaiser Josephs Absichten, seine angelegentlichsten Wünsche und angestrengtesten Bestrebungen gekrönt hat?

Ehe wir es aber versuchen, uns diese Frage, so weit die Geschichte es vermag, zu beantworten, sei es erlaubt, einige Augenblicke bei dem Gefühle zu verweilen, mit welchem der Anblick der herannahenden Katastrophe uns erfüllt.

Wandelbar und vergänglich ist die Weltherrschaft. Aus ihrem uralten Sitze, an den großen Strömen Asiens, in Persiens reichen Thälern und Höhen kam sie an das kunstgebildete, frohgesinnte Volk der Griechen; dann an das ernste Rom, in des schönen Italiens Mitte; später je mehr und mehr in den Norden, an die Deutschen, an Oesterreich und Spanien, an Frankreich, England und Rußland. Staaten verschwinden, die mächtigsten Reiche tragen oft in ihrem Entstehen schon den Keim ihres Unter=

ganges in sich. Selbst die Völker, obwohl die Zeit vorüber ist, da noch ganz neue entstehen, selbst diese verändern sich; nur das Leben des Menschen bleibt dasselbe, so wie es auch von Anfang war; das wahre Leben nähmlich, das Leben des innern Gefühls. Noch jetzt wie vor Jahrtausenden ist die unbewußte Schönheit des Kindes das Bild eines reineren Daseins als das irdische; noch fühlt sich die Jugend ergriffen von einem wehmüthig süßen Gefühle unverstandner Liebe und ahnungsvoller Erwartung. Es bemeistert sich der Brust des Mannes, wenn die vergängliche Blüthe erstorben ist, ein unermeßnes Streben, rastlos zu wirken; nicht aus eitler Ruhmbegier um des bloßen Nahmens willen, sondern im vollen Gefühle der Kraft und aus dem Bedürfnisse, sie zu üben und zu gebrauchen. Die Verhältnisse der Welt hemmen, der Zufall durchschneidet die größten Entwürfe; Unglück ermüdet endlich die Kraft auch des Standhaften, der Tod oder Zwiespalt der Gesinnungen trennt die Befreundeten. Das Beste, was dem Geiste des Menschen übrig bleibt, wenn er den Reichthum der Natur bis zur Sättigung genossen, wenn er sich im Kampfe mit der Welt hinreichend geübt und bewährt hat, ist am Abende des Lebens zur Erkenntniß zu gelangen; das nun klar zu sehen, was ihn als dunkles Gefühl im Sehnen der Jugend, als erhebender Glauben im thätigen Handeln stärkte und leitete. Das allein, die Entwicklung der innern Geisteskraft ist das Leben; um so kraftvoller, und im Gefühle verdoppelter, wo viele gemeinschaftlich in solchem Leben zusammenwirken und Eins sind, und diese geistige Wirksamkeit nicht bloß die eines Einzelnen, sondern eines ganzen Geschlechts und umfassenden Vereins ist. Dieses Leben ist nicht um des Staats und der künstlichen Staatseinrichtung willen und bloß als ein Stoff und Werkzeug für dieselbe vorhanden, sondern vielmehr der Staat selbst ist vorzüglich um der Entwicklung jenes geistigen Lebens willen als gut und nützlich zu preisen. In ihr und nicht in sich selbst hat der Staat seinen Zweck. Wollte man nur bei dem nächsten Ziele des Staats stehen bleiben, so ist dieses Zweifels ohne die Gerechtigkeit. Gleichwohl wenn man in Beziehung auf dieses Ziel allein den Zustand der Freiheit, nicht

wie ihn einige erträumt haben, sondern wie er noch jetzt in einigen Ländern Asiens vorhanden ist, ehedem in dem größten Theile Europa's wirklich war; den Zustand, da jeder als sein eigner Herr nach dem Gefühle der Ehre, nach geheiligter Sitte der väterlichen Gewalt, der Gastfreundschaft und der Blutrache selber sein Recht übt, vergleicht mit der Lage der Dinge in künstlichen Staaten; so könnte es sehr zweifelhaft scheinen, welcher Zustand vorzuziehen sei für die Gerechtigkeit und für das unmittelbare Gefühl und Wohl des Einzelnen: ob das Leben im Stande der Freiheit oder aber die künstlichen Staaten, welche ihren Endzweck meistens so unvollkommen erreichen, die kleineren Uebel der einzelnen Ungerechtigkeiten zwar verhindern oder streng bestrafen, desto drückendere und verheerendere Uebel dagegen im Großen herbeiführen. Was aber diese Uebel dennoch alle aufwiegt, und die künstlichen großen Staaten als heilsam für die Menschheit betrachten läßt, das ist ihre Nothwendigkeit für die höhere Bildung. Wo wäre diese möglich ohne jene Gemeinschaft der früheren und der späteren Zeitalter, der verschiedenen Völker, der entfernten Länder, durch welche die Menschheit erst ein zusammenhängendes Ganzes wird! — Dieses bewirken die großen künstlichen Staaten, und dadurch vergüten sie die andern Uebel, welche sie mit sich führen; was irgend sonst gut und groß ist, jeder Genuß, und jedes Gefühl des Lebens, ist möglich auch im Stande der Freiheit, nur nicht die Erkenntniß, welche immer zunimmt. Keines Menschen Geist ist je fähig gewesen, für sich allein und abgesondert die Wahrheit zu erfinden! Auf jeden, der einmahl in den Bezirk der Erkenntniß eintritt, wirkt, wenn gleich ihm unbewußt, die ganze Vorwelt, und ein großer Theil der Mitwelt ein. Also nicht in dem, worauf sie zunächst auszugehen scheinen, sondern in einer entfernteren Wirkung liegt die Nothwendigkeit und die Heilsamkeit der Staaten; sie dienen einem höhern unsichtbaren Zwecke geistiger Gemeinschaft, deren Fäden sich vom Anbeginne der Weltgeschichte durch alle Zustände und Zeitalter hindurch bis zur letzten Auflösung des menschlichen Geschlechts erstrecken. Es ist mit dem Menschen im Ganzen wie im Einzelnen, mit der Weltgeschichte wie mit dem Leben; Anfang und Ende

sind dunkel, nur die Mitte ist klar. So wenig jemand des ersten Erwachens seines Bewußtseins sich zu erinnern vermag; so wie der Augenblick der endlichen Auflösung, wie oft wir ihn auch an Andern betrachtet haben mögen, wie er bei einigen furchtbar, bei andern mühselig, wie ihr Leben war, bei einigen erhaben, wie eine sichtbare Verklärung erscheint, bei jedem fast eine andere Gestalt annimmt, für uns selbst doch immer ein Geheimniß bleibt; eben so wenig vermag auch das menschliche Auge hindurch zu dringen bis zum Anbeginne der Geschichte, oder bis in die entferntere Zukunft derselben. Gleichwohl darf man den Blick über die Zeitalter, welche uns zunächst umgeben, nur etwas ausdehnen nach jener nicht ganz erreichbaren Ferne hin, um inne zu werden, wie alle Werke und Einrichtungen des Menschen ihrem Wesen nach nicht anders sein können, als vergänglich, vorübergehend, nur für eine bestimmte Zeit, für eine Stufe der Entwicklung seines Geistes bestimmt.

Dieses gilt auch von den künstlichen Staatsanstalten und einzelnen Einrichtungen. Es ist der Staat nicht die einzige größere Verbindung, welche unter dem Menschengeschlechte Statt findet. Weniger streng im Aeußern geschlossen, aber desto umfassender, ist die Gesellschaft der Kirche und die Verbindung des Welthandels. So wie jede andere Kunst, so hat auch die Staatskunst ihre unübersteiglichen Gränzen, und nur allzuoft hat das achtzehnte Jahrhundert Aufgaben für die Menschheit herbeigeführt, welche der eigentlich so zu nennenden Staatskunst auch der umfassendsten und vollendetsten allein zu lösen unmöglich fiel. Die Beschränktheit der gewöhnlichen Staatskunst aber zeigt sich am auffallendsten, wenn sie diese beiden großen Weltkräfte, die Kirche und den Handel, nicht als solche, als von sich unabhängig anerkennen, und nur ihrer Einwirkung auf den Staat gewisse Gränzen setzen, sondern vielmehr sie selbst ganz unterwerfen und sich einverleiben will, zum eignen empfindlichen Schaden des Staats.

Zu Betrachtungen dieser Art über das, was in den Einrichtungen und Kraftäußerungen der Menschen vergänglich und gebrechlich oder von dauerndem Werthe ist, giebt die Geschichte der

letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts manche Veranlassung, in welchem kurzen Zeitraume fast alle Staaten so bedeutende Veränderungen und Erschütterungen erlitten haben. Außer den einzelnen Veranlassungen zu diesen Staatsveränderungen gab es noch eine allgemeine. Es war ein innerer Zwiespalt, nicht bloß in der Staatskunst, sondern auch in der Staatskraft und Richtung vorhanden, welcher sich bald als Kampf des Alten und des Neuen, bald als Streit zwei verschiedener Systeme der Staatsverwaltung ankündigte. Am richtigsten könnte man ihn dadurch bezeichnen, wenn man sagte, der Geist und der Körper des Staats sei mit einander uneins, oder vielmehr ihr richtiges gegenseitiges Verhältniß verkehrt worden. Die ältere Staatseinrichtung und Staatskunst beruhte mehr oder minder auf den Grundfesten der Religion, auf Nationalsitten, kurz auf moralischen Triebfedern. Mit dem achtzehnten Jahrhunderte kam eine neue Staatskunst auf, welche nicht auf die unbestimmte Wirkung sittlicher Triebfedern, sondern zunächst alles auf die Entwicklung der materiellen Staatskräfte berechnete, durch diese Berechnung und die sorgfältigste Benutzung derselben, die Mechanik der künstlichen Staatseinrichtung am sichersten zur Vollkommenheit zu bringen glaubte. Diese berechnende und mechanische Staatskunst hatte ihre nächste Ursache in dem Welthandel, dessen Einfluß und Früchte erst jetzt anfingen, in vollem Maaße auf Europa zu wirken, und die materiellen Staatskräfte, Verhältnisse und Bedürfnisse unverhältnißmäßig zu vermehren und zu vermannichfaltigen; demnächst aber darin, daß Europa unter vier große Landmächte getheilt war, welche, wenn auch nicht ganz gleich, dennoch mächtig genug waren, um jede den ersten Rang behaupten zu wollen. Der gegenseitige Wetteifer dieser großen Mächte ließ es das erste Ziel der neuen Staatskunst sein, die materiellen Staatskräfte auf das Aeußerste zu spannen, und mit der angestrengtesten Gewalt auf den höchsten Gipfel zu treiben. Die kleineren Staaten folgten diesem Beispiele. Nicht bloß die innere, auch die äußere Politik ward dadurch ganz verändert. Durchgehende Gleichförmigkeit, wo auch Gewohnheit und Recht, Sitten und sittliche Beziehungen und Schranken, welche in

anderer Hinsicht vielleicht sehr wohlthätig wirkten, im Wege standen; dieß war das Ziel im Innern. Für die Abrundung und Absonderung nach außen wurde keine der Aufopferungen und Anstrengungen zu groß geachtet, welche man sonst in ältern Zeiten für die Ehre und für die Gerechtigkeit, um der öffentlichen Meinung, des Glaubens oder einer andern sittlichen Triebfeder willen leichter als für irgend eine geringe Gränzerwerbung gemacht haben würde. Daß die äußerste Anstrengung der Kräfte zur Erschlaffung führe, das zeigte sich mehrmahls in den großen Landkriegen des achtzehnten Jahrhunderts, da es an Geld fehlte, um die so gewaltsam zusammengezwungenen Kräfte zu gebrauchen, der Krieg von den Finanzen und Subsidien so ganz abhängig wurde, wie er es in dem Grade doch sonst nicht gewesen war. Wie sehr aber das bloße Berechnen, wo es am Ende doch auf Muth, Geist und Willen, auf sittliche Kraft ankommt, fehlschlagen müsse, das zeigte sich unter andern auch darin, daß selbst die Finanzen, während sie in vielen Staaten immer mehr das alles entscheidende Ziel und Princip des Ganzen wurden, je mehr man einzig und allein sie zum Augenmerke der Staatskunst machte, nichts desto weniger in den meisten Staaten in größere Unordnung als je zuvor geriethen. Einige Schriftsteller haben daher diese neue Berechnungsweise der materiellen Staatskräfte, die Statistik, und die auf die Grundsätze und Tabellen der Statistik gerichtete und gegründete Staatsverwaltung, als eine durchaus verderbliche Wissenschaft, ja als die Hauptquelle der Uebel, die über Europa gekommen sind, schildern wollen. Dieses heißt aber wohl die Sache selbst mit dem Mißbrauche verwechseln. Es ist als wollte man den Grund von der atheistischen Denkart des achtzehnten Jahrhunderts in den bewundernswürdigen Fortschritten der Physik suchen, welche manchmahl freilich, obwohl sehr unverschuldet, eine oberflächliche Freidenkerei veranlaßt oder befördert haben.

Nicht in der künstlichen Berechnung und Benutzung der materiellen Staatskräfte lag das Uebel, sondern darin, daß man die Ordnung der Dinge umkehrte, die moralischen Staatskräfte den materiellen unterordnete, oder ganz aufopferte, daß der Geist der

Staaten immer mehr erlosch, während man den Körper derselben, auch nicht als lebendigen Körper, sondern als todte Maschine immer vollkommner zu machen suchte. Herrlich und groß ist der Reichthum physischer Kräfte, wenn sie dem Geiste dienen; verderblich, wenn in diesem Reichthume der Geist erstickt und vergessen wird. Nicht im Welthandel und nicht im Luxus an und für sich, auch nicht in den stehenden Heeren, den steigenden Abgaben, nicht in der politischen Oekonomie und Statistik lag das Uebel, sondern darin, daß die moralischen Triebfedern, so wie jene neuen Künste sich vervollkommneten und steigenden Einfluß erlangten, immer mehr erloschen; von welcher Erschlaffung die erste Ursache in der Gleichgültigkeit und in der falschen Weisheit lag, welche aus der Glaubenstrennung hervorgegangen war. Daß die mathematische Staatsansicht und Staatskunst allerdings aber nach Alleinherrschaft strebend, das alte sittliche Gebäude der menschlichen Gesellslchaft und Bildung wankend zu machen geeignet war daß eine soche ausschließend mathematische und bloß materielle; Ansicht im Gegensatze der moralischen das eigentliche Wesen und der innre Geist des neuen Systems und aller daraus erfolgten Revolutionen, der lockende Nahme der Freiheit nur die täuschende äußre Hülle gewesen sei, das ist wohl einleuchtend.

Unter allen Staaten Europa's, welche die Erschütterung zuerst erlitten, sind gleichwohl die Revolutionen in Pohlen, Schweden, Holland, die weniger merkwürdigen, weil sie nicht ganz aus dem eignen Innern hervorgingen, und größtentheils durch ausländischen Einfluß geleitet wurden. England und Rußland verdanken ihre große Stärke im achtzehnten Jahrhunderte zum Theil auch dem Umstande, daß sie ihre Revolution schon früher gehabt hatten, und eben dadurch gegen die neuen Erschütterungen gesichert waren. England hatte, nach überstandenem Kampfe, ein glückliches Gleichgewicht zwischen den alten Formen und sittlichen Grundfesten und den neuen materiellen Reichthümern und den daraus hervorgehenden Verhältnissen zu finden gewußt; ein Gleichgewicht, welches als bloßes Kunstwerk nicht von Dauer gewesen sein würde, wenn nicht der Nationalgeist es fortdauernd gehalten und getragen hätte

In Rußland aber waren die materiellen Staatskräfte und die moralischen wenigstens ganz in eine Hand gebracht, somit jeder bedeutende Zwiespalt gehoben und wenigstens eine Form des Staats gefunden, welche nach Außen mächtig, im Innern sicher, wenn auch an sich nicht unbedingt zu loben, doch dem Geiste und dem Zustande angemessen war.

Es war die Erschütterung überhaupt eine durchaus allgemeine. Nicht bloß die Völker sondern auch die Regierungen wurden von dem herschenden Vernunftschwindel befallen. Wenn es in vielen Ländern den Anhängern des neuen Systems des politischen Materialismus allerdings gelang, das Volk zur schwärmerischen Theilnahme fortzureißen an dem, was doch eigentlich seinen innersten Gefühlen und altem Glauben widersprach; so verursachte in andern Ländern die Abneigung gegen das neue mechanische Verfahren, und die Anhänglichkeit an das alte moralische, den Nationalsitten angemessene Gebäude, bedeutende Volksbewegungen und allgemeinen Widerstand. Zum Beweise, wie sehr zu solcher Erschütterung die allgemeinen Gründe nicht bloß bei dieser oder jener Nation allein, sondern in dem Zeitalter und in den Verhältnissen derselben vorhanden waren, mußten selbst bei derjenigen Nation, die zu neuen Staatsideen am wenigsten geeignet war, im türkischen Reiche, durch die Einführung eines neuen Kriegssystems, welches mechanisch vollkommner, und bei dem allgemeinen Wetteifer der gebildeten Staaten nothwendig schien, in unsern Tagen nicht unbedeutende Bewegungen und Katastrophen entstehen.

Ganz frei von der allgemeinen Erschütterung Europa's blieben vor's erste nur zwei der größern protestantischen Staaten, in welchen mit der alten Einrichtung der Dinge auch die ständische Verfassung schon früherhin ganz vernichtet, wo also nichts mehr vorhanden war, was dem neuen Systeme noch wesentlich im Wege gestanden hätte, und noch zu zerstören gewesen wäre. Ungleich größer mußte die Erschütterung in den größern katholischen Staaten sein; am größten in Frankreich und Oesterreich. Spanien war durch die Ausschließung alles Fremdartigen, durch seine innere Einfachheit für den Anfang wenigstens mehr gesichert. Italien und die

kleineren deutschen Staaten hingen ab von Oesterreich oder von Frankreich. Der Keim zu der Staatsveränderung in Frankreich lag zunächst in dem Schwanken zwischen dem Kriegs- und dem Handelssysteme, was selbst in den Finanzen die zweifachen Systeme und Partheien der Manufaktur und des Ackerbaues zur Folge hatte. Gleichwohl nahm die europäische Revolution nicht hier, sondern in einem andern Staate zuerst ihren Anfang. In Oesterreich lag die Veranlassung zu manchen Reformen und wesentlichen Neuerungen in der Verschiedenartigkeit der Theile der Monarchie selbst; schleunig herbeigeführt und hervorgerufen wurden sie durch Kaiser Josephs gewaltigen Geist, der ganz von dem Streben und Glauben seines Zeitalters ergriffen und durchdrungen war.

Wer schien mehr dazu berufen, als Kaiser Joseph der Zweite, nicht von seinem Zeitalter fortgerissen zu werden, sondern es selbst zu beherrschen und mit sichrer Hand die große Bewegung zu lenken? Denn wer war, außer der Kraft und dem Verstande, welche dazu erfordert wurden, so fest überzeugt, daß er das Rechte wolle, und wer wollte, was er wollte, so entschlossen und so ausdauernd? Warum diese großen Hoffnungen gleichwohl nicht ganz erfüllt worden, warum Kaiser Josephs erlauchter Nachfolger den Ruhm ausgezeichneter Weisheit zum Theil darin suchen müssen, daß er mit einer seltnen Abgemessenheit und Verbindung von Standhaftigkeit und Nachgiebigkeit, einen Theil der Entwürfe und Anfänge Kaiser Josephs wieder zurücknahm; diese Frage ist schon früher aufgeworfen worden. Mit ihrer Beantwortung, so weit die Geschichte dieselbe darbiethet, beschließe ich die gegenwärtigen Betrachtungen. Ich beschränke mich dabei bloß auf diesen allgemeinen Gesichtspunkt; das Einzelne der Plane, Grundsätze und Entwürfe Kaiser Josephs, wie sie theils, obwohl die wenigsten ganz ausgeführt, theils zurückgenommen worden, theils aber unvollendet und in der Hälfte der Ausführung stehen geblieben, ist für jetzt noch mehr ein Gegenstand der lebhaftesten unmittelbaren Theilnahme und Untersuchung nach allen Gründen dafür und dawider, als der Geschichte und ihrer ruhigen Betrachtung.

Die meisten Schriftsteller suchen den allgemeinen Grund von

dem unvollkommenen Gelingen der Josephinischen Entwürfe allein darin, daß der Kaiser zu rasch verfahren sei, daß er die Früchte gleich nach der Aussaat habe erndten wollen und dem stillen Wachsthume keine Zeit gelassen habe. So erklärbar auch diese Erscheinung aus Josephs Lage, Erziehung, Schicksalen und Charakter, so richtig die Bemerkung daher im Allgemeinen sein mag, so ist sie gleichwohl nicht auf alles anwendbar. Nicht alle nützlichen Verbesserungen kommen einem Staate, wenn man nur die Zeit erwarten wollte, ohne sein Zuthun und wie von selbst. Manche Veränderungen, wenn sie einmahl als heilsam und gut sind anerkannt worden, können nur mit einem Mahle oder gar nicht ausgeführt werden; wo denn auch die schonenden Formen nicht immer beobachtet werden können.

Mir scheint, was Kaiser Josephs Entwürfen entgegenstand und ihr Gelingen oftmahls hinderte, am meisten darin zu liegen, daß er es zu sehr vernachlässigte, die öffentliche Meinung zu gewinnen und zu lenken.

Welche große Hindernisse und oft unübersteigliche Schwierigkeiten ihm dieses Versäumniß in den Weg legte, in den Niederlanden und in Ungarn, in der katholischen Kirche und bei protestantischen Mächten, in seinem eignen Reiche und in Europa überhaupt, das bedarf keiner weitern Auseinandersetzung.

Die Gegner wußten Vortheil davon zu ziehen. So geschah es, als derjenige, welcher die alte Form und das Recht zuerst in Deutschland vernichtet hatte, unter dem schönlautenden Nahmen eines Fürstenbundes sich zum Beschützer der deutschen Freiheit aufwarf, in demselben Sinne, wie dieses auch in ältern Zeiten von andern Feinden des Reichs und des deutschen Nahmens geschehen war; daß dieses schon oft benutzte, ärgerlich ernsthafte Possenspiel bei der allzugutmüthigen und leichtgläubigen Nation abermahls Glauben fand, und der Feind die öffentliche Stimme entschieden für sich gewann.

Auch in Rücksicht der Religion ward Kaiser Josephs Absicht durchaus verkannt und unrichtig beurtheilt. Die Gesellschaft der Jesuiten war nun einmahl durch einen im Verborgenen vorbereite-

ten Schlag gestürzt worden, wozu die Eifersucht der übrigen Orden mitwirkte; diese Gesellschaft, welche, nachdem andre geistliche Institute längst in gänzliche Unthätigkeit versunken waren, für das Beste der Kirche in Europa und in den andern Welttheilen stets thätig und unter allen am wirksamsten blieb, und welche durch ihre Verdienste um Wissenschaften und Erziehung den Bedürfnissen des Zeitgeistes am meisten entsprach. Welcher andre Orden konnte jetzt noch mit Recht hoffen, daß er durchaus unverändert bestehen, daß für ihn allein eine Ausnahme gemacht werden würde, und welche Veränderung in der kirchlichen Verfassung konnte jetzt noch unausführbar oder auch nur sehr schwierig scheinen, nachdem jener große Schlag den Gegnern einmahl gelungen war?

So unvermeidlich gewisse Reformen waren, so heilsam hätten sie auch werden können, wenn man nicht bloß das Alte zerstört und weggeräumt, sondern auch Neues gestiftet, das viele Gute in dem Bestehenden nur richtig erkannt und verstanden; alles Entartete und Erschlaffte aber auf seine ursprüngliche Bestimmung zurückgeführt, die Thätigkeit kräftig angespornt, den Geist belebt, das Ganze nach den veränderten Umständen der Zeit überall zweckmäßiger eingerichtet hätte. Dieses heißt wahrhaft reformiren, und ist allerdings ein schweres, mühevolles Werk; der Zeitgeist neigte sich meistens zu dem, was das Leichtere ist, dem bloßen Hinwegnehmen, ohne etwas andres an die leere Stelle zu setzen. Wenn man auf einige der minder verständigen Lobredner der neuern Kirchen-Reformen ein Gewicht legen wollte, welches sie freilich nicht verdienen, so sollte man fast glauben, es sei die Absicht gewesen, eine unnatürliche Verschmelzung des katholischen und protestantischen Glaubens zu bewerkstelligen oder gar sich von der allgemeinen katholischen Kirche abzusondern, durch die Einführung eines eigenthümlich österreichischen National-Christenthums. Alles dieses war sehr weit entfernt von dem großen Verstande Kaiser Josephs und eben so weit von seiner rechtschaffnen Gesinnung. Diejenigen Darsteller, welche ihn persönlich am genauesten kannten, haben es hinreichend bewiesen, daß seine eigne Gesinnung und Ueberzeugung in dieser Hinsicht durchaus gut und der Religion angemessen war.

Alles Einzelne, was dagegen scheinbar angeführt werden könnte, ist entweder minder erheblich, oder es rührt nicht von ihm selbst her, sondern von dem Mißverstande und der Uebertreibung der Ausleger oder von dem Einflusse der Rathgeber, deren der einsichtsvollste Monarch bei aller Selbstkraft für das Einzelne doch nie entbehren kann.

Es würde überflüssig sein, alle die Punkte anzuführen, in welchen Kaiser Joseph auf ähnliche Art verkannt worden ist, weil er so viele Feinde, und weil er selbst es vernachlässigt hatte, sich der öffentlichen Meinung zu bemeistern. Es ist diese Versäumniß um so mehr zu beklagen, da die öffentliche Meinung bald eine so große und furchtbare Gewalt erhielt und dem Zeitalter fast ausschließend seine Richtung gab. Und wie viele Mittel standen nicht eben ihm zu Gebothe, sich der öffentlichen Meinung ganz zu bemächtigen, das Steuer des Zeitalters zu ergreifen und es zur allgemeinen Wohlfahrt zu lenken? Er, der Erbe und Enkel Maximilians und Karls des Fünften, der Nachfolger Matthias Corvins, Kaiser von Deutschland, Beherrscher der deutschen und französischen Niederlande, Herr und Beschützer der gebildetsten und kunstreichen Provinzen Italiens, der Mann von durchdringendem Geiste und von rastloser Kraft und Thätigkeit, in den nützlichen Kenntnissen gründlich unterrichtet, die verschiedenen Länder und Völker Europa's aus eigner Anschauung kennend, so vieler Sprachen Meister, im Umgange unwiderstehlich und hinreißend; er hätte alle Gemüther beherrschen und der erhaltende Genius von Europa werden müssen, der dem androhenden Zerstörungssturme Stillschweigen gebothen hätte!

Auch auf ihn selbst würde es wohlthätig zurückgewirkt haben wenn er sich mit der öffentlichen Meinung in lebhafte Berührung gesetzt, wenn er sie mehr beachtet und erforscht hätte. Er würde dann nicht einseitige Theorien und vorübergehende Systeme einzelner Schriftsteller mit dem verwechselt haben, was das allgemeine Bedürfniß der Zeit und der neuen Verhältnisse wahrhaft erforderte; wie man dieß gegen seine Ansicht über einzelne Punkte der Gesetzgebung und der innern Staats-Verwaltung bemerkt hat.

Kaiser Joseph wollte in Hinsicht des Staats, nur ungleich stärker und entschiedner, sonst aber unstreitig dasselbe, was die meisten Regenten des achtzehnten Jahrhunderts gewollt haben; innere Einheit des Staats und geschlossene Absonderung nach außen. Das Letzte war der besondren Natur des österreichischen Staates nicht angemessen, da diese Monarchie, die schon ihrer Lage nach zu isoliren kaum möglich sein würde, ihrer ursprünglichen Bestimmung nach, als das Herz und der Mittelpunkt von Europa, mit allen bedeutendsten Staaten in der innigsten Verbindung, von jeher am meisten ein allgemeiner, wahrhaft kaiserlicher Weltstaat war, und es zu sein auch wahrscheinlich nie ganz aufhören kann. Diese mithin an sich schon vielen Zweifeln ausgesetzte Staatsabsonderung und Schließung der Gränzen zeigte sich vollends ganz unausführbar, so lang als der Beherrscher von Oesterreich zugleich auch Kaiser von Deutschland war.

Die Einheit hingegen aller einzelnen Theile der Monarchie, besonders eine immer vollkommenere Verbindung zwischen Ungarn und dem deutschen Oesterreich war unstreitig das erste und wünschenswertheste Gut. Aber nicht eine mechanische Gleichförmigkeit in den äußern Verwaltungsformen, nicht eine materielle Verschmelzung war es, was zu wünschen stand, sondern vorzüglich nur, daß die alten moralischen Bande, welche zwischen Ungarn und Oesterreich bestanden, immer fester geschlungen und immer allgemeiner erkannt würden. Eine Vergleichung wird die Sache am deutlichsten machen können. Der größte unter den Vorfahren Kaiser Josephs, Karl der Fünfte, beherrschte eine Monarchie, welche wo möglich aus noch verschiedneren Bestandtheilen zusammengesetzt war, als Oesterreich im achtzehnten Jahrhunderte. Unter allen vortrefflichen Instituten, welche dieser große Monarch gestiftet hat, ist nicht leicht eines tiefer gedacht, als die Einrichtung, welche er dem Vereine der spanischen Granden gab, und der Geist, womit er das Ganze beseelte. Die mächtigsten und größten Männer der gesammten Nation bildeten auf diese Weise einen glänzenden und erhabenen Senat um den Thron, wodurch zuerst Castilien und Arragonien ohne zerstörende materielle Verschmelzung, und ohne wider-

rechtliche Vernichtung der besondern Privilegien völlig vereint, sodann auch die Niederlande und Neapel fester an das Hauptland geknüpft wurden; denn auch die Ersten dieser Länder konnten an jener hohen Würde Antheil nehmen. Daher die Einheit und innere Größe der spanischen Monarchie. Während italienische Bildung, Kunst und Wissenschaft in Spanien aufblühte, herrschte die kriegerische Macht, und die auf erhabenere Ideen gegründete Staatskunst der Spanier in dem gesunkenen Italien, und richtete es auf aus dem Verderben, worein es sich selbst gestürzt hatte. Und während in den Niederlanden spanische Sprache und Sitte allgemein Wurzel faßte, hielt es der erhabene Kaiser nicht unter seiner Würde, mit der Einführung der niederländisch-burgundischen Kleidertracht in Spanien sich angelegentlich zu beschäftigen. Man darf sagen, daß in diesem hohen Vorbilde ein für jedes aus verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzte Reich gültiges Gesetz enthalten sei; und wenn die besondern ständischen Verfassungen und Versammlungen in jedem einzelnen Lande, was dasselbe nach dem Charakter, den besondern Rechten und Sitten, der Sprache, und dem alten Herkommen insbesondere erfordert, zu besorgen haben, die Einheit des Ganzen durch einen solchen, aus den Magnaten aller Nationen gebildeten, und den Thron umgebenden Senat am besten und dauerhaftesten erhalten werde.

Was Ungarn betrifft, so sollte man die Einwürfe gegen Kaiser Josephs Reformen am wenigsten aus der Constitution hernehmen. War es denn wohl möglich, während alles in Europa sich verändert hatte, daß nur in Ungarn es ganz so bleiben konnte, wie es vor einem halben Jahrtausend gewesen war? Matthias Corvin und Stephan der Heilige hatten sehr vieles zu ihrer Zeit nicht ohne Willkühr verändert, Altes aufgehoben und Neues eingeführt, und werden gleichwohl von der Nation selbst als große Könige verehrt. Kaiser Joseph nach seiner Geisteskraft durfte sich wohl zu einem ähnlichen Werk berufen fühlen; aber unglücklicherweise wurden durch die Art, wie man dabei verfuhr, die Gemüther beleidigt, und es blieben mit den verwerflich be-

fundenen und verworfenen Reformen auch die andern wahrhaft nothwendigen und heilsamen unausgeführt.

Von allen Veränderungen und Neuerungen, welche die gegenwärtige Zeit wirklich herbeigeführt, oder herbeizuführen gestrebt hat, ist der Adel, das ausschließende Vorrecht und die ursprüngliche Bestimmung desselben der eigentliche Mittelpunkt; mögen wir jene Bewegung nun da betrachten, wo die Frage bloß als Gegenstand der ruhigen Untersuchung behandelt ward, oder da, wo sie als das eigentliche Ziel des heftigsten Kampfes ausgemittelt werden sollte. Ich habe in dieser Darstellung der verschiedenen Zeitalter der neuern Geschichte den Adel als die unter allen Veränderungen der äußern Form immer bleibende Grundkraft des Staats bezeichnet. Ein kurzer Rückblick auf diesen Begriff wird daher die gegenwärtigen Betrachtungen am vollkommensten beschließen, und ich habe nur noch die eine Frage zu beantworten: welche neue Gestalt und Form des Adels die großen Veränderungen am Ende des achtzehnten Jahrhunderts wohl herbeiführen werden? Hierauf dient folgendes nicht sowohl zur vollständigen Beantwortung als zur Andeutung und fernern Anregung, wie über einen Gegenstand, welcher bis jetzt nicht der Geschichte angehörig, sondern noch im Kampfe und in der Entwicklung begriffen ist.

Offenbar giebt sich die Bewegung des Zeitalters vorzüglich als ein Kampf des Alten und des Neuen kund. Der Adel hat am meisten den Beruf gehabt und auch gefühlt, der Vertheidiger des Alten zu sein, und hat für diesen Beruf allerdings ruhmvolle Thaten in Menge verrichtet. Nur ist es nicht hinreichend, das Alte bloß als solches und bloß weil es alt ist, zu wollen und zu verfechten. Die Geschichte lehrt es hinreichend, daß das Wesen des Adels nicht in irgend einem einzelnen Vorrechte oder einer äußern Form, wie diese auch Nahmen haben mag, bestehe. Vielmehr sehen wir aus der Geschichte, und dieß eben habe ich mich zu zeigen bemüht, daß die Formen des Adels oft gewechselt haben, derselbe aber dennoch unter den verschiedensten Gestalten und einzelnen äußern Rechten in dem Wesentlichen seiner innern Bestimmung dasselbe blieb.

Frevelhaft ist die Ansicht derjenigen Anhänger des Neuen, welche nur das Alte zerstören wollen oder glauben, das wahrhaft Neue sei irgendwo hier und dort in diesem oder jenem Systeme, als Erfindung irgend eines Einzelnen zu finden. Das wahrhaft Neue kann nicht durch einen Einzelnen, sei er auch noch so groß an Geist oder an Macht, sondern nur durch den allgemeinen Gang der Menschheit, oder um der Wahrheit angemessener zu reden, durch eine höhere Fügung göttlicher Vorsehung entstehen und herbeigeführt werden. Aber auch nur diejenige Vertheidigung des Alten ist die rechte, welche in den Geist und die hohe Gesinnung des Alterthums ganz eindringt, und selbst davon durchdrungen ist. Dieses ist der hohe Beruf des Adels, und darum wird kein Adel, der nicht zugleich ein Adel des Geistes ist, den Kampf des Zeitalters siegreich bestehen.

In Deutschland, wo die Adelsverfassung des neuern Europa ihren Ursprung nahm, und besonders in Oesterreich hat dieselbe noch jetzt am tiefsten Wurzel gefaßt. In dem großen nordischen Reiche, welches Europa und Asien verbindet, ist alles einer unbeschränkten Einheit streng untergeordnet. In den westlichen Ländern, ursprünglich römischen Provinzen, hat die deutsche Adelseinrichtung nicht so tief wurzeln können, daß nicht auch schon früher als in den neuesten Zeiten mancherlei Gegenbewegungen des Volks, dieselbe auszustoßen oder wesentlich zu verändern versucht hätten. In Deutschland und in Oesterreich ist der Hauptsitz des alten germanischen Adels; mit dem Geiste wird auch die Kraft desselben wachsen oder fallen. Ein Adel, der nicht national wäre, der bloß die Stütze des Throns sein wollte, ohne auch zugleich die höchste Kraft und Blüthe der Nation zu sein, würde schon dadurch sich als verwerflich ankündigen, und könnte nicht anders als von einem durchaus verderblichen Geiste beseelt sein.

Das Gift der Zerstörung, welches in unserm Zeitalter die Staaten und Völker wie die Einzelnen zu Grunde richtet, ist nicht bloß Erschlaffung, Selbstsucht und Stumpfsinn; es ist ein positives Uebel, der Geist der Lüge ist es, der nicht bloß in den

Schriften der Sophisten und in der falschen Aufklärung, sondern auch im öffentlichen Leben wie in den Verhandlungen und Sitten der Einzelnen alles vergiftet. Diesen Geist der Lüge vermag nur die Wahrheit, wo sie vollständig erscheint, zu besiegen. Dahin führt der Ernst einer unerschrockenen Gesinnung und jene höhere, auf Gott gerichtete Erkenntniß, vor welcher alle eitle Schwärmerei der Vernunft verschwindet.

Inhalt.

	Seite
Erste Vorlesung. Ueber den Werth der Geschichte, und von dem ältesten Zustande in Europa und Deutschland.	9
Zweite und dritte Vorlesung. Von den Germanen.	33
Vierte und fünfte Vorlesung. Von den Gothen und von der Völkerwanderung bis auf Karl den Großen.	67
Sechste und siebente Vorlesung. Vom deutschen Kaiserthume.	103
Achte Vorlesung. Von den Kreuzzügen.	133
Neunte und zehnte Vorlesung. Fernere Geschichte des Mittelalters, und Entwicklung der einzelnen europäischen Nationen.	147
Eilfte Vorlesung. Das Zeitalter Kaiser Maximilians.	177
Zwölfte Vorlesung. Von der Glaubenstrennung.	193
Dreizehnte und vierzehnte Vorlesung. Geschichte Kaiser Karls des Fünften.	211
Fünfzehnte und sechzehnte Vorlesung. Geschichte von Europa unter Karls Nachfolgern.	249
Siebzehnte und achtzehnte Vorlesung. Vom dreißigjährigen Kriege bis auf Ludwig den Vierzehnten.	285
Neunzehnte, zwanzigste und einundzwanzigste Vorlesung. Betrachtungen über das achtzehnte Jahrhundert.	321

Gedruckt bei J. St. v. Hirschfeld.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schlegel, Friedrich <<von>>,

Fried. v. Schlegel's sämmtliche Werke

Bd.: 11

Wien 1846
Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/Hf 75/2-11/12(2)
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11341347-7